

# Bibliothek historischer Classiker

aller

Nationen.

Nach eines jeden neuester Ausgabe.



Ein und dreszigster Band.

Sechens kleine historische Schriften.

Erster Theil.

---

Wien, 1817.

Wey Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

Klein's

# historische Schriften.

8 - OCT 20 1919



~~1257~~

von

A. H. E. Heeren,

Prof. der Geschichte in Göttingen, der P. Societät der Wissenschaften daseibst, der P. Baierschen Academie der Wissenschaften zu München, der Italiänischen Academie, des P. Holländischen National-Instituts und mehrerer gel. Gesellschaften Mitglied, des Französichen National-Instituts Correspondent.

15 III 1972

ALLAN - GRE

100A

**BIBLIOTECA PROFESORALA**  
 Facultate de Stat "Emil Gojdu"  
 ORADIEA  
 Cluj

---

Nach der neuesten Ausgabe.  
 Sectiona. ~~1~~ Seria **H**

---

Data inregistrării 1929

Wien, 1817.

✓ Bro. Dr. P. Lehner, Univ. Wien, 1973

44.339.

**BIBLIOTECA PROFESORALA**  
 FACULTATE DE STAT  
 ORADIEA

w. ii

Seiner

Ehurfürstlichen Gnaden

Carl Theodor

Des heil. Römischen Reichs durch Germanien  
Ehurfürsten und Erzkanzler  
u. s. w. u. s. w.

Dem erhabenen Kenner und Beförderer jedes  
Guten und Schönen.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfasser.

---

.....

## V o r r e d e.

---

Indem ich dem Publikum diese Sammlung kleinerer historischer Schriften übergebe, glaube ich über den Zweck derselben Folgendes im voraus erinnern zu müssen.

Es ist dabey keines Weges darauf angesehen, frühere zerstreute Aufsätze von mir bloß zu sammeln, und wieder abdrucken zu lassen. Wenn dieses auch mit einzelnen geschieht, so werden sie nie anders als gänzlich umgearbeitet erscheinen; der bey weitem größere Theil aber wird ganz neu seyn.

Ich habe mir zwar, da sich einige derselben auf alte, jedoch weit mehrere auf neue Geschichte beziehen werden, in so ferne keine feste Gränzen

abgesteckt; allein die sämmtlichen, auf neuere Geschichte Bezug habenden Abhandlungen werden Einem Hauptgesichtspuncte untergeordnet seyn. Sie sollen nämlich überhaupt die Bestimmung haben: „die wichtigsten allgemeinen Ansichten zu entwickeln, welche die Geschichte des Europäischen Staatensystems in den drey letzten Jahrhunderten darbietet.“ Ich weiß, wie viel hier noch zu thun übrig ist; und glaube auf diesem Wege vielleicht der Wissenschaft nützen zu können. An Interesse wird es dabey wenigstens dem Stoffe nicht mangeln; möge es nur der Behandlung nicht daran fehlen!

Der erste und dritte Aufsatz dieses Theiles beschäftigen sich mit zwey Gegenständen, welche für die inneren Verhältnisse des Europäischen Staatensystems von der höchsten Wichtigkeit sind. Der eine hat diese lange Zeit hindurch bestimmt, der andere bestimmt sie vorzugsweise gegenwärtig. Gleichwohl kenne ich keine Untersuchung über den einen oder den andern, die, nach einem ähnlichen Plane wie die meinigen angestellt, das Ganze umfaßte. Ich kann daher diese Versuche nicht für überflüssig halten, wenn ich mich gleich gern bescheide, daß sie unvollkommen sind. Es sind Studien zu einem

größeren Werke, das noch einer höheren Reife bedarf, ehe ich es wagen darf, es dem Publikum vorzulegen.

Die zweyte Abhandlung erschien zwar bereits vor neun Jahren, in dem Almanach der Revolutionsoffer, meines verstorbenen Freundes Girtanner. Ich gebe sie aber hier fast gänzlich umgearbeitet. Derselbe Gegenstand ist vor Kurzem von einem unserer verdienstvollsten Historiker, Hrn. Prof. Hegewisch in Kiel bearbeitet worden \*). Die Wissenschaft kann nicht anders als dabey gewinnen, wenn dieselbe Untersuchung von zwey Männern angestellt wird, die beyde gewohnt sind, zu den Quellen zurück zu gehen.

---

\*) In seiner Geschichte der Gracchischen Unruhen, 1801. — Ich will hier noch bemerken, daß, da Plutarch in seiner Biographie, und Appian in seinen Bürgerkriegen nach dem Untergange der früheren großen Historiker hier die Hauptquellen sind, ich da, wo sie übereinstimmen, keine Citate nöthig hielt, Nur da wo sie von einander abweichen, oder ich zu den einzelnen Nachrichten Anderer meine Zuflucht nahm, sind sie bemerkt. Zu diesen letztern gehört freylich vorzüglich Cicero; der aber viel zu sehr Aristokrat, im Römischen Sinne des Wortes, war, als daß man ein unbefangenes Urtheil über die Gracchen von ihm erwarten dürfte.

Der vierte Aufsatz ist die Fortsetzung der Untersuchung über die Geschichte der Britischen Continentalpolitik, welche hier durch den Zeitraum durchgeführt wird, wo das jetzt regierende Haus den Thron besitzt. Bey einer historischen Entwicklung derselben versteht es sich von selbst, daß die neuesten, oder gar die gegenwärtigen Verhältnisse nicht den Gesichtspunct geben können, aus dem das Ganze betrachtet werden muß; da hier nur von der Vergangenheit die Rede ist. Ich habe vielmehr geglaubt, indem ich die neuesten Zeiten nur kurz und im Allgemeinen berührte, eben dadurch zu einer freyen und ruhigen Beurtheilung eines Gegenstandes etwas beytragen zu können, über den man gewöhnlich jetzt nur einseitige Urtheile hört. Ob das Resultat dieser Untersuchung, daß der politische Einfluß Englands auf das Continent bis auf die Zeiten des Revolutionskrieges herunter im Ganzen ein sehr wohlthätiger Einfluß war, wenn er auch im Einzelnen nicht tadelloß blieb, bey ruhigen Lesern Eingang finden werde, muß ich erwarten; die leidenschaftlichen Beurtheiler, die denselben durchaus nur vortheilhaft, oder nur verderblich finden, überzeugen zu wollen, wäre verlorne Mühe. Ich für mein Theil empfand bey der Arbeit die ganze Wichtigkeit der Forderung an den Historiker von

der Gegenwart gänzlich zu abstrahiren, und sich nur in die Vergangenheit zu versetzen. Indes ward dieser Aufsatz unter Umständen geschrieben, die nur zu laut an die Gegenwart erinnerten! Sollten daher unbefangene Leser mir dennoch das Lob der Unparteilichkeit ertheilen, so darf ich wohl hinzu fügen, daß es in meinen Augen einen doppelten Werth haben würde.

Die fünfte Abhandlung, über die Fortschritte der politischen Speculation in Europa, und ihren practischen Einfluß, verdankt ihren Ursprung einem Unterrichte, den ich im verfloffenen Winter über die Geschichte der theoretischen und practischen Politik einem engeren Kreise von Zuhörern ertheilen mußte, die, meist schon durch ihre Geburt für die politische Laufbahn bestimmt, die Vorzüge, die diese ihnen schenkte, mit denen einer höhern Ausbildung vereinigen wollten. Ich hielt es nicht für überflüssig, die Gegenstände, die dort weiter ausgeführt wurden, hier in einem allgemeinen Abrisse zusammen zu stellen; indem ich allenthalben die Momente heraus hob, welche die Fortschritte der Theorie bezeichnen, und so zugleich die Punkte bestimmen, wo die Wege der wichtigsten Theoretiker sich trennen, und zu verschiedenen Zie-



sen führen. Da die ganze Untersuchung aber die practische Tendenz hatte, den Einfluß der Theorien auf die neuern Staatsverfassungen und Staatsumwälzungen zu zeigen; so konnte es nicht in meinem Plane liegen, auch die neuesten politischen Speculationen, die seit der Entstehung der kritischen Philosophie in Deutschland angestellt wurden, zu erwähnen.



Entwicklung  
der  
politischen  
Folgen der Reformation  
für Europa.



vorläufiger Versuch  
zu der

Beantwortung einer, von dem Französischen National-Institute  
aufgegebenen Preisfrage.

[Das Französische National-Institut hat für den Julius des Jahres 1803 die Preisfrage aufgegeben: welches sind die Folgen der Reformation für die politische Lage der Länder Europas, und für die Fortschritte der Aufklärung \*)? Diese, an sich selbst so interessante, Frage, mußte meine Aufmerksamkeit um so mehr erregen, da ich mit dem Gegenstande den sie betrifft mich kurz vorher, wenn gleich zu einem anderen Zwecke, beschäftigt hatte. Ich entschloß mich daher einen Versuch zu ihrer Beantwortung zu machen; allein die Bearbeitung des zweyten, etwas heterogenen, Theiles, nämlich die Entwicklung der Folgen für die Aufklärung, führte mich in eine Reihe von Untersuchungen, zu denen es mir, um sie bey meinen übrigen Berufsgeschäften gegen die bestimmte Zeit zu meiner eigenen Zufriedenheit zu endigen, an Muße gebrach. So trat ich daher lieber aus der Reihe der Concurrenten heraus, und beschränkte mich nun, bloß meinen Genius folgend, auf den ersten Theil, der eigentlich gleich von Anfang zunächst innerhalb meines Gesichtskreises lag. Wie gern werde ich auf den fremden Kranz Verzicht thun, nach dem ich anfangs ringen wollte, wenn mich der Beyfall des Deutschen Publicums, das wohl hier so competente Richter zählt, als irgend ein ausländisches, dafür entschädigen würde!

Die Manier, in der dieser Aufsatz gearbeitet ist, wird hoffentlich durch seine ursprüngliche Bestimmung gerechtfertigt.

---

\*) Quelle a été l'influence de la reformation sur la situation politique des différents Etats de l'Europe, et sur le progrès des lumières?

4

Er durfte nach dieser, bey der es auf die Form nicht weniger als auf die Sache ankam, nicht das Ansehen einer schulgerechten gelehrten Abhandlung haben. Er soll keinen Anspruch darauf machen, dem gelehrten Historiker irgend etwas Neues im Einzelnen zu sagen, allein er sollte eine Vollständigkeit der Ansichten gewähren, die vielleicht die neuere Geschichte Europas im Allgemeinen in einem helleren Lichte erscheinen läßt. Er soll keine Geschichte lehren, die ich als bekannt voraus sehen muß, sondern nur Raisonnement über Geschichte enthalten. Ihn in eine neue Form umzugießen schien mir bedenklich, da diese Operation bey Werken des Geistes fast noch mißlicher, als bey andern Gegenständen ist].



Die großen politischen Catastrophen, durch welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal der Menschheit bestimmt wird, die wir unter der allgemeinen Benennung der Revolutionen zu begreifen pflegen, zeigen sich in Rücksicht ihres Ursprunges dem aufmerksamen Beobachter bald von einer gedoppelten Art. Entweder waren sie das Werk eines Einzelnen, der, seinen Leidenschaften fröhnend, als Eroberer auftrat; und, vom Glücke begünstigt, Staaten in den Staub stürzte, um auf den Trümmern derselben den Thron seiner Größe zu errichten. Man könnte sie rein kriegerische Revolutionen nennen, da sie gleich von Anfang an diesen Charakter annahmen, und Krieg ihr unmittelbarer Zweck war. Von dieser Art waren nicht bloß die Unternehmungen eines Cyrus, eines Timur, sondern auch mancher anderer gefeyerter Helden, die, selbst an der Spitze gebildeter Nationen, Erobern nicht bloß zu ihrem ersten, sondern auch zu ihrem letzten Zweck machten. Erscheinungen dieser Art können sehr interessant durch ihre Folgen werden, in ihrem Anfange sind sie es weniger, da sie aus einer einzigen und in ihrem Ursprunge gewöhnlich schon unreinen Quelle, der der menschlichen Herrschsucht, fließen.

Aber von ganz anderer Art ist die zweite Gattung der Revolutionen, die wir unter dem allgemeinen Nahmen der Moralisch-politischen begreifen wollen,

weil sie ihren Grund in der moralischen Natur des Menschen haben. Wir verstehen darunter diejenigen, welche durch langsam verbreitete aber herrschend gewordene Volksideen vorbereitet werden, die mit der bisher bestehenden Ordnung der Dinge einen Contrast bilden, und daher, so bald sie in Wirklichkeit gesetzt werden sollen, gewaltige Erschütterungen und große Veränderungen bewirken müssen. Gleich der Quelle, die kurz nach ihrem Ursprunge sich unter der Erde verlor, um in weiter Entfernung, im Verborgenen verstärkt, als mächtiger Strom wieder hervor zu brechen, entstehen diese Revolutionen in Augenblicken, wo Niemand daran dachte plötzlich mit furchtbarem Gewalt, und erzeugen Erscheinungen, die auch der Scharfsichtigste nicht hätte voraus sehen können. Von denen der ersten Gattung unterscheiden sie sich also gleich darin, daß sie nicht bloß in ihren Folgen, sondern schon in ihrem Ursprunge höchst interessant sind. Ihr allgemeiner Charakter ist, daß sie lange und meist unbemerkt vorbereitet werden. Sie geben daher auch dem Auge des geübten Beobachters schon gleich anfangs hinreichende Beschäftigung, da es nicht leicht zu seyn pflegt, ihrer wahren Entstehung nachzuspüren, wenn auch die Veranlassung des Ausbruches vor Augen liegt. Sie unterscheiden sich ferner von den erstern darin, daß sie gewöhnlich nicht aus Einer, sondern aus Vielen, oft sehr verschiedenen, Quellen zu entspringen pflegen, die eben durch ihre Vereinigung sich zu dem mächtigen Strome bilden, der endlich alle Dämme durchbricht, und Alles mit sich fortreißt, was sich seinem Laufe widersetzen will.

Ideen, die allgemein verbreitet und allgemein wirksam werden sollen, müssen von der Art seyn, daß Jedermann, daß auch die große Masse des Volkes für sie empfänglich ist, und durch sie zum Handeln gebracht werden kann. Es gibt nur zwei Arten solcher Ideen, die religiösen und die poli-

tischen. Die gelehrten Kenntnisse können nur der Antheil einer beschränkten Anzahl von Menschen seyn, die Systeme der Philosophen haben noch keine Kriege zwischen den Nationen erregt, wenn gleich einzelne ihrer Meinungen, zu Volksbegriffen ausgeprägt, darauf Einfluß haben konnten. Die Ideen dagegen von Religion und Vaterland sind zu tief in unsere moralische Natur verflochten, als daß sie bloß Gegenstand der Vernunft bleiben, und nicht auch Gegenstand des Gefühles werden sollten. Je dunkler sie blieben, um desto stärker scheint eben ihre Kraft zu seyn, und so sind sie es, die auch den ungebildeten Haufen zu electrifiziren vermögen, und ihm eine Wirksamkeit geben, die leicht den Charakter des Enthusiasmus, ja selbst des Fanatismus, annimmt. Religiöse Ideen scheinen zwar keinen nahen Zusammenhang mit der Politik zu haben, allein, wie auch die Verbindung des öffentlichen Cultus mit dem Staate weniger eng, wo es einmahl dem Umsturze gilt, fällt gewöhnlich mehr wie sich berechnen läßt. Wer vermag dem durchgebrochenen Strom seine Bahn, wer dem Erdbeben seine Gränzen zu bezeichnen?

Wie fürchterlich aber auch diese Erschütterungen sind, so scheint doch durch sie vorzüglich das Schicksal der Menschheit bestimmt zu werden. Die moralische Welt bedarf zu ihrer Reinigung und Erhaltung der Stürme nicht weniger als die physische. Allein es gehören Generationen, es gehören Jahrhunderte dazu, ehe sich ihre Wirkungen so weit entwickeln, daß das blöde Auge des Sterblichen sie einiger Maßen umfassen kann, und er es wagen darf, über den ganzen Umfang ihrer Folgen sich ein Urtheil anzumessen. Und wenn auch endlich dieser Zeitpunkt erscheint, wo hätte der Beobachter wohl mehr Ursache ein Mißtrauen in sich selbst zu setzen, und es sich oft zu wiederholen, daß sein Gesichtskreis nur beschränkt, und die Uberschauung des unendlichen Ganzen

der Weltgeschichte auch nur das Vorrecht eines unendlichen Wesens ist?

Seit dem nach dem Falle des Römischen Reiches die Staaten des neueren Europas sich bildeten, hat dieser Welttheil drey solche Revolutionen gesehen. Das tiefe Sinken seiner Bewohner im Mittelalter, hatte seinen Hauptgrund darin, daß es Jahrhunderte hindurch an einer Erschütterung fehlte, die den Geist des Menschen und nicht bloß seine Arme bewegte. Daher jene tiefe Nacht der Barbaren, die im zehnten und eilften Jahrhunderte selbst den letzten Schimmer der Aufklärung endlich auszulöschen drohte, bis am Ende des letztern die Kreuzzüge entstanden, und die erstorbene Menschheit aus dem Schlummer aufschüttelten, der ihr tödtlich zu werden schien. Wenn gleich vergeblich in ihrem Ausgange legten sie doch den Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge in Europa. Die Fesseln der Leibeigenschaft wurden, wenn auch langsam, dem Landmanne gelöst, und während in den Burgen und bey den Festeu der Ritter die junge Muse es zuerst wagte in eigener Rede zu singen, bildete sich durch den Handel, den sie Europa schenkten, in den Städten dieses Welttheils jener Bürgerstand, an dessen Gedeihen das weitere Schicksal der Völker geknüpft werden sollte.

Nach vier Jahrhunderten erlitt Europa eine zweyte noch größere Catastrophe durch die Reformation, und wenn diese mit der früheren darin überein kam, daß sie beyde zunächst aus religiösen Ideen flossen, aber auch beyde in gleichem Grade politisch wichtig wurden, so war es unserem Zeitalter aufbehalten, eine dritte Revolution zu sehen, die, aus politischen Ideen entsprungen, auch unmittelbar eine politische Tendenz erhielt, und, wenn sie in allen ihren Folgen sich erst wird entwickelt haben, dem Geschichtschreiber



künftiger Jahrhunderte vielleicht noch einen reichhaltigeren Stoff als eine jener früheren darbieten wird.

Das N. J. indem es eine Entwicklung der Folgen verlangt, welche die Reformation sowohl für die Politik als für die Aufklärung von Europa gehabt hat, wählte einen Gegenstand der seiner würdig war. Es ist eine Aufgabe, die, noch von Niemand befriedigend aufgelöst, jetzt reif für die Auflösung ist. Fast drei Jahrhunderte sind verflossen, seit dem jene Veränderung begann; ihre Folgen haben sich in allen ihren Haupttheilen entwickelt; der Nebel der Vorurtheile und Leidenschaften, der, anfangs über die Zeitalter großer Revolutionen schwebend, den Zeitgenossen die freye Ansicht verbietet, ist jetzt lange zerstreut, und der beschränkte Blick des Beobachters trägt billig allein die Schuld, wenn er es nicht vermag, die weite Aussicht zu umfassen, die sich ihm darstellt.

Die gegenwärtige Untersuchung, indem sie die Entwicklung der Fortschritte der Aufklärung Anderen überläßt, wird nur der Darstellung der politischen Folgen der Reformation für Europa gewidmet seyn, und in dem ersten Abschnitte diese für die einzelnen Staaten dieses Welttheiles in Rücksicht auf ihre inneren Verhältnisse, in dem andern für den gesellschaftlichen Zustand, und das Staatensystem von Europa im Allgemeinen, darzulegen suchen.

Daß der Forscher, der über einen solchen Gegenstand urtheilen will, sich einen Standpunct wählen muß, wo er über alle die Vorurtheile, welche Erziehung, Vaterland und Religion in den Weg legen können, sich erhebt; daß er ferner dem Schimmer des Neuen oder des Paradoxen nicht das Wahre, wenn auch Bekannte, aufopfern darf, — sind Forderungen, welche sich von selbst verstehen. Nur über das, was man Folgen der Reformation zu nennen berechtigt

ist, wird es einer Anmerkung bedürfen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers um so mehr fordern darf, da sie die Grundlage der folgenden Untersuchung nothwendig ausmachen muß.

Die Folgen jeder Begebenheit sind theils unmittelbare, theils mittelbare. Der Charakter der unmittelbaren Folgen ist der, daß sie aus der Natur der Begebenheit von selbst fließen müssen, und daher auch von einerley Natur mit ihr selbst seyn werden. Die unmittelbaren Folgen einer religiösen Revolution können nur auf Religion Beziehung haben, und konnten also bey derjenigen, von der hier die Rede ist, keine andere, als die Veränderung des Lehrbegriffes oder des Cultus in gewissen Theilen der christlichen Kirche seyn. Die mittelbaren Folgen einer Begebenheit unterscheiden sich von jenen darin, daß sie nicht geradezu aus dem Wesen der Begebenheit fließen, sondern durch zufällige Verhältnisse, Verbindungen und Zeitumstände hervor gebracht werden, jedoch so, daß sie ohne jene Begebenheit nicht erfolgt seyn würden. Es fällt in die Augen, daß der Kreis der unmittelbaren Folgen jeder Begebenheit im Verhältnisse der mittelbaren nur sehr beschränkt seyn kann. Aber eben deshalb würde die Schilderung der Folgen eines Ereignisses nur sehr einseitig ausfallen, welche sich auf die ersten allein einschränken wollte. Es ist wahr, man kann dagegen einwenden, daß der Kreis der mittelbaren Folgen unendlich, und also unübersehbar sey, da jede Wirkung wieder die Ursache neuer Wirkungen wird. Allein erstlich wird er für das Auge des Sterblichen schon durch die Zeit beschränkt, da nur das bisher Geschehene von ihm beobachtet werden kann, und dann gibt es auch hier einen Maßstab des Näheren und Entfernteren, der leicht sich anwenden läßt. Zeigen sich die Zirkel, die der Stein bildete

den man ins Wasser warf, dem Auge nicht weit hin deutlich genug, wenn auch die äußersten endlich sich seinem Blicke entziehen?

Was die Reformation für Politik und Aufklärung wirkte, gehörte nur zu ihren mittelbaren Folgen, und indem das N. J. die Entwicklung von diesen verlangte, zeigte es schon durch die Aufgabe selbst, wie weit der Kreis der Untersuchung sich ausdehnen sollte. Es konnte den einsichtsvollen Urhebern dieser Frage nicht entgehen, daß sie eben dadurch ihr größtes Interesse erbielte; ja, daß sie eben dadurch eine Aufgabe wurde, deren Auflösung einen Sonnenblick der Hoffnung gerade uns'rem Zeitalter gewährt. Die entfernten Resultate jeder großen Revolution tauschen stets die Erwartung; und vielleicht gibt es für den Forscher der Geschichte keinen höhern Genuß, als die Verfolgung dieses wunderbar verschlungenen Fadens der Begebenheiten uns'res Geschlechtes. Indem er von ihm geleitet diese Labyrinth durchirrt, öffnet sich ihm oft zwischen Abgründen und Felsen eine lachende Landschaft, und versunken in Bewunderung vernimmt er aus den Stürmen der Jahrhunderte die Stimme dessen, der ihm zuruft: daß seine Wege nicht uns're Wege sind!

Und so erhebt Euern Blick, Ihr, welchen gleichfalls das Schicksal es bestimmte, die Zeitgenossen, die Theilnehmer, die Opfer einer Revolution zu werden! Ihr, die ihr den Vater, den Bruder, den Freund, ach! die ihr vielleicht alles verlor! Auch auf den Scheiterhaufen der Inquisition, auch auf den Schlachtfeldern von Mühlberg, von Nördlingen und Lützen floß des schuldlosen Blutes wohl so viel, als uns're Zeitalter dessen hat fließen sehen! Und dennoch verzogen sich endlich die Gewölke, und das Gestirn des Tages blickte auf eine friedliche und bessere Welt herab. Schneller als damals klärt sich jetzt der Horizont auf; und

vielleicht ist es Euch selbst noch bestimmt, das bessere Zeitalter zu sehen, das damals erst spätere Generationen erblickten!

---

Wenn gleich die ursprüngliche Tendenz der Reformation keines Weges politisch war, so machten es doch die engverflochtenen Verbindungen des Staats und der Kirche in dem damaligen Zeitalter unvermeidlich, daß, wenn sie sich ausbreitete, sie auch binnen kurzem eine politische Tendenz erhalten mußte. Zwar bestanden im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Verhältnisse nicht mehr in ihrer ganzen Stärke, die in der vorhergehenden Periode das ganze westliche Europa gewisser Massen zu Einem Reiche gemacht hatten, das unter dem Supremate des Papstes eine Anzahl von Fürsten zählte, die als die Vasallen des höchsten geistlichen Oberhauptes betrachtet wurden. Nicht nur der Ecker Ungehorsam mancher dieser geistlichen Söhne, sondern vielleicht noch mehr die Fehler des römischen Hofes selbst, der durch ein Schisma von mehr als 70 Jahren (1378—1449.), während dessen bald zwey bald drey Päpste sich wechselseitig excommunicirten, die christliche Welt geärgert, und die Versammlung von Concilien veranlaßt hatte, die den furchtbaren Lehrsatz aufstellten, daß sie über dem Oberhaupt der Kirche seyen, hatten jene Welt Herrschaft bereits gebrochen, die Gregor VII. gegründet hatte. Aber dem ungeachtet waren in der christlichen Welt Kirche und Staat noch viel zu tief in einander verflochten, als daß eine Reform in der erstern nicht auch auf den letzteren hätte zurück wirken müssen. Sträubte man sich auch den Papst als Schiedsrichter in weltlichen Dingen anzuerkennen, so übte er doch als geistliches Oberhaupt sowohl durch die geistliche Gerichtsbarkeit, wie auf man-

the andere Weise, noch viele der wichtigsten Rechte aus, ohne denen zu widersprechen sich kaum eine Reform denken ließ. Sobald aber eine solche nur einiger Maßen um sich griff, konnten auch die Fürsten dabey nicht gleichgültig bleiben, sie mußten sich für oder wider sie erklären. In letzteren Falle lagen sie im Kampfe mit einer Parthie in ihrem eigenen Lande, welche der Druck selbst zu einer politischen Parthie machen mußte, im erstern standen sie selbst als Gegner des Papstes da, und in dem einen wie in dem andern war bald die politische Tendenz der Reformation entschieden. Der Zeitpunkt aber, wo sie diese Gestalt annahm, mußte die Wichtigkeit dieser Begebenheit verdoppeln.

Als die Reformation ausbrach, gab es in Europa durchaus kein großes moralisches Interesse mehr, das auf die Politik hätte Einfluß haben, und dieser einen lebendigen Geist hätte einhauchen können. Von Italien aus, wo das Bedürfniß des Gleichgewichts der Staaten, welche dieses Land enthielt, eine verfeinerte Staatskunst gebildet hatte, hatte sich diese zwar auch über die Alpen verbreitet, allein in den Händen von Ferdinand Catholicus war sie nur zu einem formlichen System des Betruges umgebildet. Der Einfluß, den die Nationen Europas selbst bis dahin durch ihre Stellvertreter auf ihre Angelegenheiten gehabt hatten, fing zugleich an, entweder gänzlich zu verschwinden, oder doch unbedeutend zu werden. Was wurden die spanischen Cortes schon unter Ferdinand und Isabella, und noch mehr unter ihren Nachfolgern? Was das Parlament von England unter Heinrich dem Achten? Was die Versammlung der allgemeinen Stände in Frankreich seit Ludwig dem Zwölften? Alle Fäden der Politik waren also in den Händen einiger Mächtigen, die sie nur mißbrauchten, um ein elendes Gewebe von Intriguen zu der Befriedigung ihrer Leidenschaften daraus

zu svinnen. Wer die Beweise davon sucht, werse nur einen Blick in die Geschichte der sinnlosen Ligue von Cambray und ihrer abentenerlichen Folgen. Die Nationen Europas sahen diesem elenden Gaukelspiele, das auf ihre Kosten aufgeföhret ward, mit Gleichgültigkeit zu, und ihre Apathie mußte sie um so schneller unter das Joch des Despotismus gebracht haben, da die jetzt herüberströmenden Schätze der neuen Welt den Herrschern dazu auch neue Mittel darbothen.

Sollte Europa aus dieser Lethargie geweckt werden, so bedurfte es dazu eines neuen großen Interesse, das nicht bloß das der Herrscher, sondern auch das der Völker war, und über welches man jenes elende Gewebe von Cabalen vergaß, das bisher die Politik dieses Welttheils entehrte. Ein solches neues und großes Interesse erschuf die Reformation, und dieß gibt den allgemeinen Gesichtspunct, aus dem man ihre politische Wichtigkeit würdigen muß. Statt des platten Eigennutzes wird Religion jetzt die Triebfeder der Politik, und bald gibt es nicht leicht ein politisches Interesse, das nicht mehr oder minder zugleich religiöses Interesse, nicht leicht eine politische Parthie, die nicht mehr oder minder zugleich religiöse Parthie, ja nicht leicht einen Krieg, der nicht zugleich mehr oder minder Religionskrieg gewesen wäre. Wie richtig oder unrichtig dem Philosophen die Lehren erscheinen mögen, über die man stritt, ist hier eine gleichgültige Frage, das Schicksal der Menschheit hängt davon ab, daß sie für etwas Großes und Erhabenes Interesse faßt, und groß und erhaben muß die Religion selbst in den Augen des Atheisten wenigstens practisch erscheinen, wenn er sie auch theoretisch verachtet. Es mag seyn, daß zugleich mit dem neuen Interesse, das hier aufgeregt ward, auch ein Heer von Vorurtheilen und Leidenschaften erwachte, welches die Menschheit oft im Einzelnen auf Abwege führte; das

große Ganze ging darum doch seinem Ziele zu! Erwarten, daß unser Geschlecht auf dem geraden Wege, den die kalte Vernunft bezeichnet, ungestört zu seiner Ausbildung fortschreiten soll, heißt seine Natur verkennen, die, mit der Sinnlichkeit gepaart, keine rein vernünftige Natur ist. Kaum vermag es das Individuum jenen Pfad zu betreten, niemahls aber die Gattung, die nur durch Umwege ihrem Ziele sich nähert.



## Erster Abschnitt.

Entwicklung des politischen Einflusses der Reformation auf die einzelnen Staaten von Europa in Rücksicht ihrer innern Verhältnisse.

### Deutschland.

Wenn die Natur der Dinge es mit sich brachte, daß derjenige Staat, wo die Reformation begann, ihre Folgen am frühesten empfand, so lag es auch in seinen inneren Verhältnissen, daß er sie am stärksten empfinden, und am heftigsten durch sie erschüttert werden mußte. Nur in einem so getheilten Lande konnte sich, indem einzelne seiner Fürsten sich ihrer annahmen, mit Leichtigkeit eine mächtige Parthie bilden, welche die neue Lehre schon in ihrem Aufkeimen in ihren Schuß nahm, und, indem sie die Pflegerinn ihrer Kindheit wurde, es verhinderte, daß sie nicht gleich nach ihrem Ursprunge wieder hinstarb. Es ist bekannt, daß der Beherrscher des Landes wo Luther auftrat, der Churfürst Friederich der Weise von Sachsen, dem aber bald mehrere folgten, sich zuerst um sie dieses Verdienst erwarb. Auf diese Weise wurde sie also zugleich Staatsache; und als sie bald förmlich und öffentlich als solche behandelt, als



ſie 1521 zur Entscheidung vor den Reichstag gebracht wurde, war die hohe politische Wichtigkeit derselben schon so entschieden, daß ihre Verdammung selbst sie nur noch erhöhen konnte.

Deutschland war, als Staatskörper betrachtet, wie Luther austrat beynah eine Null in dem Europäischen Staatensystem. Voll Kräfte in seinem Innern, konnte es doch diese Kräfte nicht gebrauchen. Seine Constitution, durch das Herkommen gebildet, war nicht viel mehr als ein Chaos. War auch das Verhältniß, in dem die ersten seiner Fürsten gegen das Reichs-Oberhaupt standen, durch die goldene Bulle (1356) so ziemlich bestimmt, — wer mochte es sagen, was eigentlich Rechts zwischen dem Kaiser und den übrigen Ständen sey? Der Charakter und die persönliche Kraft des Oberhauptes war es daher auch gewöhnlich, die sein größeres oder geringeres Ansehen entschied. Unter der laugen Regierung von Friedrich dem Dritten, der über ein halbes Jahrhundert auf dem Throne schief (1440—1492), war dieses fast vernichtet, und unter der von Maximilian dem Ersten, ungeachtet der neugetroffenen Einrichtungen, doch an und für sich nur wenig vermehrt. Unter allen übrigen Fürsten in Deutschland war aber kein einziger, der durch seine Macht Achtung eingefloßt hätte. Sie lebten mehr wie gute Hausväter, als wie Fürsten, und der Beherrscher des Landes schien wenig mehr als der größte Gutsbesitzer in demselben zu seyn. Auch war kaum eine Aussicht, daß eines ihrer Häuser sich sehr bald würde heben können. Das Gesetz der Untheilbarkeit wurde nur bey den Ländern beobachtet, auf denen die Churen ruhten. Sonst theilte der Vater dem Herkommen gemäß sein Land zwischen den Söhnen, und so konnte nicht leicht, da die Ehen oft nur zu reichlich

Heeren's hist. Schrift. 1. Th. B

gesegnet waren, in irgend einem Hause eine große und feste Ländermasse sich bilden. Diese Schwäche der einzelnen erzeugte auch nothwendig die Unbedeutbarkeit des ganzen Corps. Zwar kam man auf den Reichstagen zusammen, und besprach sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, aber Friederich III. hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Reichstage persönlich zu besuchen, und sein Sohn, der immer Projecte, aber nie Geld hatte, that es meist nur, um mit seinen Geldforderungen die Stände zu behelligen. In der That, hatte sich nicht seit einem halben Jahrhundert der Erbfeind der Christenheit im Osten von Europa festgesetzt, dessen wildes Vordringen die Deutschen oft nöthigte zusammen zu halten, — man sieht nicht, warum der Deutsche Reichsverband sich nicht völlig hätte auflösen sollen?

Die Reformation war es, und nur die Reformation allein, die diesem hinterbenden Staatskörper plötzlich neues Leben einhauchte, und ihm die politische Wichtigkeit gab, die er seit dem gehabt hat. Mehrere der Deutschen Fürsten erklärten sich bald für sie, (ob aus Überzeugung, oder aus andern Motiven, gilt hier gleichviel), wogegen das neue Oberhaupt des Reiches es seinem Interesse gemäß fand, sie zu verdammen. Carl der Fünfte fühlte es bald, daß in ihren Beschützern sich eine Oppositionspartie gegen ihn bildete, und wenn seine ursprüngliche Abneigung gegen die Lehre der Protestanten, wie sie nun bald hießen, ihren Grund vielleicht in seiner religiösen Überzeugung gehabt hatte, so wurde der Haß gegen sie doch bald bloß ein politischer Haß. Allein Carl V. war nicht der Mann, der sich durch eine Leidenschaft hätte verblenden lassen, sie ward für ihn nur die Grundlage zu einem neuen Entwurf, um dessen Ausführung bald die ganze Geschichte seiner Deutschen Regierung sich dreht, durch Unterdrückung dieser Oppositionspartie sich den Weg zu der Herrschaft von Deutschland zu bahnen. So

bald aber dieser Plan nur durchschimmerte, wurde wieder um eine nähere Verbindung der protestantischen Fürsten und Stände eine natürliche Folge davon. So standen seit dem Schmalkalder Bündnisse (1530), beide Parthien mit den Waffen in der Hand einander gegenüber, und früher schon würde es zum Bruche gekommen seyn, wenn den vielbeschäftigten Kaiser nicht andere Unternehmungen abgehalten hätten. Als er endlich nach sechszehn Jahren die Sachen auf den Punkt gebracht hatte, auf den er sie bringen wollte, als er 1546 wirklich loszoglief, zeigte zwar der Erfolg, daß die Talente seiner Gegner nicht ihrem Muthe gleich kamen, und der Ausgang der Schlacht bey Mühlberg (1547) schien selbst die kühnsten Hoffnungen des Kaisers zu übertreffen, allein kaum hatte er angefangen seines Sieges zu genießen, als die kühne Hand eines Jünglings seinem grauen Haupte in wenig Tagen die Lorbern entriß, die er in einem mühevollen Leben gesammelt hatte, und Moriz durch den Tractat zu Passau (1552) alle die ehrgeizigen Träume verschwinden machte, an denen sich Carl so lange geweidet hatte.

So war, mit wenig Worten, der Gang, der innern Geschichte des Deutschen Reiches in dieser großen Krise, die sein weiteres Schicksal bestimmte. Aber damahls war auch bereits Deutschland nicht das alte Deutschland mehr. Das neue große Interesse, das hier aufgeregt war, hatte eine neue Politik erzeugt. Seine Fürsten hatten sich fühlen gelernt, sie hatten sich gezwungen gesehen, ihre Kräfte zu entwickeln, und wenn gleich die Passauer Präliminarien, und der Religionsfriede der sie 1555 zu Augsburg bestätigte, der alten und der neuen Parthie ihre constitutionsmäßige Existenz neben einander sicherten, so konnte doch die vormahlige Indolenz, und mit ihr die vorige politische Unbedeutlichkeit, nicht wieder zurück kehren. Mit den Worten des Friedens auf der Lippe, starb doch der Groll und das Mißtrauen im

Herzen nicht, die neue Spannfeder der Politik behielt ihre ganze Kraft, mit den Waffen in der Hand blieb man einander gegenüber, oder legte sie nur weg, um sie bey der ersten Veranlassung wieder zu ergreifen. Der vorige Friede war auch in der That zu wohlfeil erkauft, als daß er auf immer hätte dauern können. Große Revolutionen lassen sich nicht durch einen Streich des Augenblicks beendigen, und mehr war doch die glückliche Unternehmung von Moritz nicht. Ungeachtet des Friedens glich Deutschland dem wogenden Meere nach dem Sturme, fortdauernd blieb es in einer Art von revolutionärem Zustande, der eine neue Explosion erwarten ließ, und es würde eine der auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte seyn, wenn der persönliche Charakter der drey nächsten Nachfolger von Carl V. sie nicht erklärte, wie es bis zum Jahre 1618 dauern konnte, da endlich der dreißigjährige Kampf ausbrach, der durch den westphälischen Frieden den Streit der Parthien zu einer völligen Entscheidung brachte, und dem Deutschen Reich diejenige Constitution gab, die bis auf unsere Zeiten als das Palladium seiner Existenz betrachtet wurde.

Auf diese Weise bildete sich durch die Reformation und ihre Folgen der Deutsche Staatskörper zu dem was er nachmahls geworden ist, und der Geist den sie ihm eingehaucht hatte, blieb fortdauernd das Princip seines Lebens. Es war fast ungedenkbar, daß ein solcher Staatskörper, der ein Inbegriff so vieler und so verschiedenartiger Staaten war, fortdauernd durch Ein allgemeines Interesse in Thätigkeit erhalten werden konnte. Welches hätte dieses seyn sollen? Etwa das Streben nach Vergrößerung, oder wenigstens nach einem großen Einflusse auf die Angelegenheiten fremder Nationen? — Ein solches Streben konnte unmöglich bey einem Staate Statt finden, der, bey aller Kraft zum Widerstande, doch fast gar keine Kraft zum Angriffe besaß. Etwa ein

allgemeines Handelsinteresse? Deutschland hat kein solches, und kann es nicht haben, weil seine Lage und seine Zerstückelung es unmöglich machen. Also bleibt bloß dasjenige übrig welches aus dem Bedürfnisse einer gemeinschaftlichen Vertheidigung bey Angriffen von außen entstand. Die Geschichte hat aber schon in vielen Beyspielen gezeigt, daß, da diese vorübergehend sind, auch ein solches Interesse nur vorübergehend seyn kann, und die Geschichte von Deutschland hat insbesondere gezeigt, wie leicht es den Feinden des Reiches wurde, in einem so zusammengesetzten Staat sich Freunde zu verschaffen, und Deutsche durch Hülfe von Deutschen zu bekriegen. Für einen solchen Staatskörper war die Einigkeit mit sich selbst nichts anders als eine langsam schleichende Krankheit, die, indem sie ihm den Anschein der Gesundheit ließ, ihn desto gewisser einem der beyden Extreme, entweder der gänzlichen Auflösung, oder auch der Unterjochung unter die Macht seines übermächtigen Oberhauptes, auf jeden Fall aber seinem Ende, entgegenführte. Nur ein Princip der Trennung konnte in ihm jene rege Lebenskraft erhalten, und dieses erschuf die Reformation, indem sie der protestantischen und katholischen Parthie jeder ihr eigenes Interesse gab. Freylich ließ sich gar nicht mit völliger Gewißheit vorher sagen, wohin auch diese Spaltung führen konnte. Die Einmischung fremder Mächte in die Streitigkeiten der Parthien schien dabey unvermeidlich, und war es auch wirklich, allein eine Reihe glücklicher Verhältnisse hat; über die Folgen weg, welche diese drohete. Wäre aber vollends das partielle Interesse der beyden Parthien von der Art gewesen, daß es dem Allgemeinen des Reiches nicht untergeordnet, oder gar ihm entgegengesetzt gewesen wäre, so hätte dadurch eine gänzliche Zerstückelung herbey geführt werden können, aber glücklicher Weise war dieß nicht der Fall. Jenes partielle Interesse stieß an und für sich gar nicht gegen die Rechte

des Reichs-Oberhauptes oder der einzelnen Stände an, es betraf nur den Religionszustand, und die Rechte, die darauf Beziehung hatten; und nach langen Fehden und Kriegen hat die Erfahrung endlich zur Genüge gelehrt, daß die Entstehung des *corpus Evangelicorum*, das seine völlige Form erst da erhielt, als es der Sache nach schon lange da gewesen war (1655), gar keine unheilbare Spaltung des Reichstages und des Reiches erzeugte. Aber die gegenseitige Aufmerksamkeit beyder Parthien auf einander, die stets rege, oft sehr begründete, zuweilen aber fast bis zum Lächerlichen getriebene Besorgniß bey dem geringsten Fortschritte der einen oder der andern, wovon man die Beweise den Kennern der Reichsgeschichte nicht ins Gedächtniß zurückzurufen braucht, leistete für die Erhaltung der Deutschen Constitution in ihren Haupttheilen eine Garantie, die schlechterdings durch nichts anders so hätte gesteifet werden können. Aus diesem höhern Gesichtspuncte betrachtet, erscheinen daher alle jene Zwiste, Handel und Kriege, welche die Reformation in dem Innern dieses Staatenvereins herbeiführte, in einem mildern Lichte; sie zeigen sich hier nur als Mittel zum Zwecke; und wenn die Reformation diesem Staat körper gleich bey ihrem Ausbruche neues Leben einhauchte, so war sie es auch, die ihm auf lange Zeit hindurch dieses Leben, die ihm seine politische Existenz, erhielt.

---

## D e s t e r r e i c h.

Das Oesterreichische Haus, das Haus welches unter allen Dynastien der neuern Zeit am meisten gewann und am meisten verlor, war das erste, das auf den Ausbruch der religiösen Revolution politische Plane bauete. Das Schicksal schenkte ihm um eben diese Zeit einen Fürsten, der an

Politik seinen Zeitgenossen überlegen, und an Macht jedem von ihnen wenigstens gleich war. Es gehören seltene Talente dazu, sich schnell in eine neue Ordnung der Dinge zu finden, wie sie der Ausbruch einer Revolution herbeiführt. Nur der große Kovi ist im Stande sich sogleich über den bisherigen Kreis der Erfahrung und Gewohnheit zu erheben, und die neuen Combinationen zu berechnen, nach denen er sein Verfahren einrichten muß. Der Charakter von Carl V. mochte nicht ohne Flecken seyn, seinen Talenten muß die Geschichte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sein tiefschauender Blick entdeckte bald die Vortheile, die er aus dem neuen Streite ziehen konnte; seine Vorsicht, seine Gewandtheit, seine Hülfsmittel, schienen ihm das Gelingen der Ausführung zu verbürgen; sie sollte ihm die Herrschaft von Deutschland eintragen. Daß dieser Plan vereitelt wurde, auf eine Weise vereitelt wurde, die gänzlich außer der Berechnung des Wahrscheinlichen lag, ist schon oben bemerkt; allein dennoch wurde die neue Lehre für die Organisation der Oesterreichischen Monarchie, ungeachtet sie nicht die herrschende darin ward, nicht minder wichtig.

Es mag hier nur im Vorübergehen bemerkt werden, daß in dem Erzherzogthume Oesterreich durch die Unterdrückung der protestantischen Parthie unter Ferdinand dem Zweyten die Macht des Erzhauses so gut wie unumschränkt, und die der Landstände zu einem bloßen Schatten wurde; den größten Vortheil zog dieses Haus aus der Benützung der religiösen Unruhen in Ungarn und Böhmen. Die Habsburger verdankten es der Reformation, daß sich die Gelegenheit ihnen darboth, diese beyden Reiche, die sie nur als Wahlreiche besaßen, in Erbreiche zu verwandeln, und in dem letztern derselben eine unbeschränkte Macht auf den Trümmern der alten National-Freyheit zu gründen. Als nach der Schlacht bey Prag (1620) die emporste Nation der Will-

für des Siegers Preis gegeben war, versäumte man nicht den Augenblick zu nutzen. Sie wurde ihrer Privilegien beraubt, und Böhmen wurde der Sache nach ein Erbreich, indem man es den Politikern frey ließ, darüber zu streiten, ob es noch eigentlich ein Wahlreich heißen sollte. Das Schicksal von Ungarn ward, wenn gleich später, doch nicht weniger, durch die Religionshändel bestimmt. Die neue Lehre fand hier bald einen solchen Eingang, daß ihre Anhänger denen der alten das Gleichgewicht hielten, und endlich selbst durch den Wiener-Frieden (1606), und die Capitulation von König Matthias (1608) nicht nur freye Religionsübung, sondern durch letztere selbst gleiche bürgerliche Rechte mit ihnen errangen. Es ist aber aus der Geschichte Ungarns sattsam bekannt, wie wenig dadurch das Reiben der Parthien aufhörte; sattsam bekannt, wie wenig man die den Protestanten bewilligten Versprechungen hielt; wie man den Zustand der Gährung nutzte, um fremde Truppen ins Land zu legen, und ungeachtet alles Widerspruchs sie darin ließ; sattsam bekannt endlich, wie man planmäßig die schreyendsten Bedrückungen sich erlaubte, die zuletzt Complotte erzeugten (1670), deren Dämpfung die Gewalt der Regierung vermehren mußte. Das Gewebe der Streitigkeiten riß hier nicht ab; und mit denen mit den Protestanten sind die mit Siebenbürgen und mit der Pforte so enge Verschlungen, daß man den Faden der einzelnen kaum fortführen kann; doch machen sichtbar die Händel mit den Protestanten gleichsam das Grundgewebe aus. So wurde allmählig der Schritt vorbereitet, der endlich 1685 glückte, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. Gelang es gleich der Nation bisher ihre übrigen Rechte gegen alle die Versuche, die man zu ihrem Umsturze gemacht hat, so ziemlich zu retten, so waren doch die Vortheile, welche Oesterreich durch jenen wichtigen Schritt gewann, nicht minder groß.



Wie wenig zusammenhängend also auch diese, in ihren einzelnen Theilen so mächtige, Monarchie immer seyn mag, so verdankt sie doch den Zusammenhang, und die innere Festigkeit, die sie besitzt, größten Theils der Benützung der Folgen der Reformation. Die letzte Umwandlung Europa's hat ihre wahre Macht, indem sie die Anwendung ihrer Hilfsquellen ihr erleichterte, vielleicht eher vergrößert, als verringert. Sie hat jetzt keine entlegenen Länder mehr zu vertheidigen; allein weit mächtigern Gegnern als vormals gegen über gestellt, und der Außenwerke, die sie bisher schützte, beraubt, wird es auch von der bessern Benützung der Vortheile, zu denen die Reformation ihr den Weg bahnte, abhängen, ob sie ihren bisherigen Rang wird behaupten können.



Eine der frühesten politischen Folgen der Reformation war die Legung des wichtigsten Grundsteins zu dem Gebäude der Preussischen Monarchie. Zwar konnte kein Sterblicher es damals ahnden, daß auf diesem Fundamente einst ein solches Gebäude würde aufgeführt werden. Es bedurfte dazu eines so seltenen Zusammenflusses von Umständen, und so großer Werkmeister, wie sie schwerlich die Geschichte irgend eines Staats möchte aufzuzeigen haben. Aber doch bleibt es wahr: ohne die Reformation hätte Europa nur einen Churfürsten von Brandenburg, aber keinen König von Preußen. In dem Anfange des 16ten Jahrhunderts war Preußen noch ein geistliches Land, das, von dem Deutschen Orden erobert, auch diesem angehörte, und unter seiner und seines Hochmeisters Herrschaft stand. Allein kaum hatte die neue Lehre, die den geistlichen Fürsten den

Weg zu bezeichnen schien, ihre Länder zu Erbländern zu machen, sich verbreitet, als auch der damalige Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen, Albrecht, der aus dem Brandenburgischen Hause war, den ersten glücklichen Versuch dieser Art machte. Bereits im Jahre 1525 säcularisirte er sein Land, machte es zu einem erblichen Herzogthume, jedoch als Lehen von Pohlen, und ward durch seine Verheirathung der Stammvater einer Linie, deren letzte weibliche Descendentinn Anna sich mit dem Churprinzen von Brandenburg, und nachmaligen Churfürsten, Johann Sigismund, vermählte. Preußen kam also noch als Lehen an das Chur Brandenburgische Haus, ward aber durch den Traktat zu Weblau 1657, und vollends durch den Frieden zu Oliva 1660, zum souveränen Herzogthume erklärt, und von seinem Lebensnexus befreit; ward darauf 1701 zu einem Königreiche erhoben, und trat, oder drängte sich nun allmäblig, in die Reihe der ersten Mächte von Europa.

Wenn aber die Reformation allerdings auf die eben bemerkte Weise den Grundstein zu dem Gebäude der Preussischen Monarchie legte, so kann man doch nicht sagen, daß sie zu dessen weiterer Aufsführung viel beigetragen habe, außer in so fern man die im Westphälischen Frieden gemachten Acquisitionen als eine Wirkung derselben betrachten will. Auch auf die gedoppelte Rolle, die Preußen in der auswärtigen Politik, theils als Macht in dem Staatensysteme von Europa, theils als einer der ersten Stände in dem Deutschen Reiche, spielt, hat die Reformation keinen so großen Einfluß gehabt, als man häufig anzunehmen pflegt. Die Ursachen davon lassen sich schon aus den eben angeführten kurzen chronologischen Angaben entwickeln. Den ganzen Zeitraum hindurch, wo das religiöse Interesse die Haupttriebfeder der Europäischen Politik blieb, d. i.

bis zum Westphälischen Frieden, und dem Zeitalter von Ludwig XIV., war das Brandenburgische Haus noch zu schwach, als daß es einen entscheidenden Einfluß auch nur auf das Deutsche Staatssystem, geschweige denn auf das von Europa, hätte haben können. Als es seit dieser Zeit unter der Regierung des großen Churfürsten und seiner beiden ersten Könige sich erhob, verlor, wie wir unten weiter bemerken werden, die Reformation bereits ihre politische Kraft, und ein anderes Interesse trat an ihre Stelle. Die zweite kleinere Rolle, welche Preußen, neben jener größern, in dem Deutschen Reiche zu spielen hatte, ward die, das Gegengewicht gegen Oesterreich auszumachen. Allein die Preussische Rivalität mit Oesterreich fixirte sich erst durch die Eroberung Schlesiens durch Friedrich II., und stand mit der Religion in gar keiner Verbindung. Und wenn gleich Preußen oder Brandenburg einer der mächtigern, und bald der mächtigste, unter den protestantischen Ständen wurde, so erscheint es doch nicht eigentlich als Haupt dieser Parthie. Dieß Vorrecht hatte bekanntlich von früheren Zeiten her Sachsen; wie aber Preußen der Macht nach Sachsen überlegen wurde, konnte man keinen großen Werth mehr darauf setzen, eben weil die Parthie immer mehr aufhörte der Sache Parthie zu seyn, wenn sie es auch der Form nach war.




---

### F r a n k r e i c h.

In Frankreich drang die Reformation vorzüglich von der Schweiz her ein; und wenn es gleich eigentlich nicht Luthers, sondern Zwingli's Lehre war, so floß doch der politische Wirkungskreis dieser beiden Reformen sehr in einander, als daß es möglich wäre, den

den andern zu bestimmen. In keinem andern Lande von Europa, selbst in Deutschland nicht, hatte die Reformation einen so raschen Gang genommen, als in der Schweiz. Der kraftvolle Charakter dieser Gebirgsbewohner macht das sie sich bald entscheiden; und je beschränkter der Kreis der Ideen eines Hirtenvolkes ist, um desto fester hängt es an denen, die es einmahl angenommen hat. Als in Deutschland noch die beyden Parthien mit einander capitulirten, brach hier schon der Bürgerkrieg aus (1550), und eine gänzliche Auflösung des Bundes schien bevorzustehen. Allein glücklicher Weise erzeugte ein kurzer Kampf hier schon einen dauerhaften Frieden; und wenn auch der Haß der Parthien nicht sogleich erlosch, so fand man es doch nicht wieder nöthig, sich die Hälse zu brechen. Die Erbitterung vertrauchte allmählig, die öffentliche Aufmerksamkeit ward auf andere Gegenstände gerichtet, und das beneidenswerthe Schicksal dieses Landes, um welches die allgemeine Meinung gleichsam den Kreis der Heiligkeit und Unverletzlichkeit zog, entfernte dasselbe von der Theilnahme an den Handeln des übrigen Europa's, die das Feuer der Zwietracht leicht wieder darin hätte anzufachen können.

Die vielfachen Verhältnisse in denen die Schweiz mit Frankreich stand, bahnten der neuen Lehre, besonders von dieser Seite her, den Weg in dieses Land, und wie ließ es sich anders erwarten, als das eine Nation, die in der schnellen Auffassung von Ideen vielleicht jede andere übertrifft, dabey nicht gleichgültig bleiben konnte? Franz I. wußte aber zu gut wie viel auch die königliche Macht von einer solchen Parthie zu befürchten habe, deren kirchliche Grundsätze fast rein demokratisch waren, als daß er sie hätte begünstigen sollen; der Druck und die Verfolgung seines Sohnes schlossen sie schon genauer an einander, und breiteten sie zum Widerstande vor, und als sie unter seinen schwachen

Entkeln sich von ehrsüchtigen Großen mißbrauchen ließ, erwuchs sie zu einer furchtbaren Oppositionspartie. Die Geschichte der blutigen Kriege, die in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bis zum Edikt von Nantes 1562—1598) davon die Folgen waren, ist zu bekannt, als daß sie hier mehr als einer bloßen Erwähnung bedürfte, allein die bleibenden Wirkungen, die sie auf den politischen Zustand von Frankreich hatten, dürfen hier nicht unbemerkt bleiben. Es scheint diese lassen sich unter zwei, wenn auch dem Anscheine nach sich entgegensehende, Punkte zusammen fassen. Sie bahnten auf der einen Seite den Weg zu der Unumschränktheit der königlichen Macht, und doch waren sie es auch auf der andern, die selbst nach dem Falle der Parthie einen Geist des Widerspruches in der Nation erhalten zu haben scheinen.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in großen Monarchien, daß die Macht der Regierung nicht eher, als durch den Kampf mit einer mächtigen Gegenpartie recht fest gegründet, und völlig oder beynähe unumschränkt gemacht wird. In dem Augenblicke wo eine solche Parthie erdrückt oder wenigstens entwaffnet ist, steht alles frey, und auch die übrigen Stufen der Nationalfreyheit werden alsdann leicht umgestoßen. In Frankreich fand die Regierung diese Opposition an den Hugenotten. Man kann die Regierung allerdings nicht davon frey sprechen, daß sie es war, die durch ihre Verfolgungen, ihre Treulosigkeiten, ihre Grausamkeiten sie selbst aus einer friedlichen Secte zu einer politischen Gegenpartie machte; das Mordgeschrey der Bartholomäusnacht, durch alle Jahrhunderte widertönend, zeugt zu laut gegen sie; — allein der unbefangene Beobachter muß doch eingestehen, daß die Gründung einer festen Regierung in Frankreich eine Unmöglichkeit bleiben mußte, so lange diese Parthie eine bewaffnete Parthie blieb. Das Edikt von

Nantes hatte sie zwar besänftigt; — nach solchen Stürmen als hier vorübergegangen waren, folgt ohnehin eine Periode der Stille; allein die Begebenheiten nach der Ermordung von Heinrich IV. zeigten bald wie fürchtbar diese Parthie blieb. Schwerlich konnte ein großer und tief eingreifender Plan der Regierung durchgeführt werden, ohne mit ihr zusammen zu stoßen; denn schon durch die Länge der Zeit verflucht sich das Interesse einer solchen Parthie auf so mannigfaltige Weise mit dem Interesse des Staats, daß eine Menge theils wirklicher, theils eingebildeter Berührungspunkte entstehen, die aber in ihren Folgen so gut wie die wirklichen sind. Der Kampf daher, den Richelieu gegen sie bestand, war ein notwendiger Kampf, wenn eine feste Ordnung der Dinge in Frankreich gebildet werden sollte; er wollte sie entwaffnen aber nicht vertilgen; und der Zustand in den sie durch den Frieden von Rochelle 1629 gesetzt wurde, war nur ein gesetzlicher Zustand, wenn gleich Niemand die Verdrückungen billigen wird, die sich öfters die Intoleranz der nachfolgenden Regierungen bis zu der Aufhebung des Edikts von Nantes gegen sie erlaubt hat.

So sehr aber die Wahrheit dieser Bemerkung am Tage liegt, so schwer hielt es die der andern, ihr scheinbar entgegen gesetzten, nämlich der Erhaltung eines fortwährenden Geistes des Widerspruches in der Nation als Folge dieser Parthie zu documentiren, da sich dieser nicht mehr so offen zeigen konnte. Sie ist aber darum gewiß nicht weniger wahr. Es läßt sich psychologisch schon nicht bezweifeln, daß so fürchtbare Wäbrungen, als diejenigen waren, welche die Religions - Unruhen in Frankreich veranlaßt hatten, Spuren in dem Nationalcharakter zurück lassen mußten, die nicht so bald vertilgt werden konnten. Die Geschichte laßt es aber auch nicht an Beweiser derselben fehlen. Der Geist

der Opposition flüchtete sich bekanntlich in Frankreich seit Richelieu in die Parlamente. Nur eine detaillierte Geschichte von diesen könnte die klaren Resultate geben, in wie ferne die Religion jenen Einfluß hatte. Diesen gänzlich zu läugnen wird aber schwerlich jemand wagen, da, zu Folge des Edikts von Nantes, auch die Protestanten an ihrer Besetzung Antheil hatten, so wenig man auf die einzige, oder auch nur die vorzüglichste Ursache davon in diesem Umfande suchen wird. Bereits vor der förmlichen Aufhebung des Edikts von Nantes waren freylich die Protestanten aus diesem so wie aus ihren übrigen Rechten schon wieder verdrängt; aber selbst mit der Unterdrückung dieser Parthie ist ihr Geist nicht gänzlich erloschen, er lebte, nur nach den Zeitumständen anders modificirt, in dem Jansenismus wieder auf. Eine ausführliche Auseinandersetzung davon liegt freylich außerhalb den Gränzen dieser Abhandlung; allein die Geschichte der Literatur zeigt doch deutlich genug, daß diese Parthie sich an dem Lichte erwärmte, welches die gelehrten Streitigkeiten der Protestanten und ihrer Gegner in Frankreich in der Theologie angezündet hatten. Allein diese Erscheinungen mußten erlöschlich verschwinden um anderen Platz zu machen, welche die große Catastrophe daselbst in unseren Tagen herbeiführten, durch die die Reformation mit allen ihren politischen Folgen gleichsam tiefer in den Hintergrund gerückt, aber auch desto mehr im vollen Sinne des Wortes ein Eigenthum der Geschichte wurde.

---

## E n g l a n d.

Die Reformation wurde für England noch wichtiger als für Frankreich; die neue Lehre wurde hier die herrschende, statt daß sie in Frankreich die unterdrückte blieb,

und beyde Nationen, Antipoden in so mancher Rücksicht, sollten es dadurch noch mehr werden, daß sie es in dieser blieben. Die wichtigen Folgen, die daraus für die wechselseitigen Verhältnisse beyder Länder und für Europa entsprangen, gehören für den nächsten Abschnitt; hier kommen nur zuerst diejenigen in Betrachtung, die für England selbst daraus flossen.

Die Reformation ging in diesem Lande, wie man es bey Insulanern erwarten darf, einen ganz eigenthümlichen Gang. Heinrich VIII. wollte sie nur als Mittel zu der Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften, und seines Eigennutzes gebrauchen, und gebrauchte sie wirklich dazu; allein ein Despot, der, nur von seinen Launen abhängig, keines festen Planes fähig war, konnte sie nicht mit der Geschicklichkeit von Carl V. nutzen, und übte durch seinen Supremat einen ärgeren Despotismus über das Gewissen und die Meinungen seiner Unterthanen aus, als der Papst es je gewagt haben würde. Unter der kurzen Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Edward VI. (1547—1553) ward zwar die Reformation wirklich eingeführt; allein da die bigotte Intoleranz seiner Schwester Maria (1553—1558) das kaum errichtete noch wankende Gebäude wieder umwarf, war es erstlich der eben so planmäßigen als lange dauernden Regierung der Elisabeth aufzuhalten (1558—1603), dasselbe auf einem festeren Grunde wieder aufzurichten.

Man änderte in England die Dogmen, man entzog sich der Oberherrschafft des Römischen Hofes; allein man ließ im übrigen das Gerüst der Hierarchie stehen. An die Stelle des Papstes trat durch den, auch unter der Elisabeth wieder erneuerten Supremat, der König; und dieser Supremat war ohne Zweifel der Hauptgewinn, den die Krone damals aus der Reformation zog. In einem Zeitalter, wo die Religion mit der Politik unauflöslich verschlungen war, mußte



diese unumschränkte geistliche Herrschaft auch die weltliche, — wenn gleich nicht gerade der Form, doch der Sache nach — so gut wie unumschränkt machen; auch hat die Periode der Elisabeth in der Geschichte ihrer hohen Commission zur Genüge gezeigt, wie dieser Supremat sich nutzen ließ. Weil aber das Oberhaupt der Kirche wiederum Organe bedurfte, durch die es als solches wirkte, so ließ man die bisherige Hierarchie fast unverändert in ihrer alten Form. So bildete sich die bischöfliche Kirche, die übrigens auch noch unter der Elisabeth (1571), ihre feste Glaubensnorm bekam. Die englische Kirche erhielt also in ihrer Organisation eine Eigentümlichkeit, die sie vor anderen auszeichnet; sie behielt ihre hohe Geistlichkeit, ihre Erzbischöfe und Bischöfe, mit Sitz und Stimme im Oberhause. Auf diese Weise blieb die Hierarchie in die Verfassung verflochten; und die Frage, deren Beantwortung uns hier interessirt, ist nur die, welchen Werth und welche Folgen diese Einrichtung für den Staat gehabt habe?

Es war die Überzeugung an der Hierarchie eine feste Stütze des Thrones zu haben, welche derselben ihre Existenz erhielt; eine Überzeugung, die nachmahls den Stuarts selbst den Wahlspruch: *No Bishop no King*, in den Mund gab. Gleichwohl sieht man die Verbindung der Glieder dieses Sages nicht so schnell ein, daß man nicht mit Recht fragen sollte, ob demselben etwas Wahres zum Grunde lag, oder ob er bloß eine Frucht des Fanatismus war? Die politische Macht der Bischöfe, und ihr directer Einfluß auf den Staat durch das Parlament ist zu unbedeutend, als daß er sehr in Anschlag kommen könnte. Soll daher in denselben ein Sinn getragen werden, so mußte es ohne Zweifel dieser seyn: man wolle, indem man das Interesse der Oberhäupter der Kirche an das Interesse des Thrones knüpfe, damit nicht etwa bloß dieser, sondern durch sie des Volkes selbst sich versichern. Die

politische Wichtigkeit der Bischöfe hing also von ihrem Einflusse auf das Volk ab. Sobald sich daher eine mächtige religiöse Gegenpartie bildete, die als solche zugleich politische Gegenpartie war, zeigte auch die Erfahrung, daß die Bischöfe, wenn sie auch eine Stütze des Thrones hießen, doch nur eine sehr schwache Stütze blieben. Sie fielen mit ihm, ohne seinen Fall aufhalten zu können, und wurde mit ihm wieder hergestellt.

In wiefern die Hierarchie in einem Staate überhaupt die Stütze des Thrones genannt werden kann, hängt ohne Zweifel weit weniger von ihr selbst, als von dem Geiste der Zeit ab, weil es dieser ist, der ihr einen größern oder geringern Einfluß auf die Stimmung des Volkes einräumt. In den Zeiten des religiösen Fanatismus kann dieser sehr groß seyn, und die Dauer des Thrones kann unauflöslich an die Hierarchie gekettet werden. Allein der Fortgang der Zeit löst allmählich diese Bande. Der Thron von Großbritannien ruht jetzt auf ganz andern Stützen, als auf denen der Hierarchie; die nur als integrierender Theil der Constitution ihre Wichtigkeit und Unverletzlichkeit behält.

Wenn aber die Reformation auf der einen Seite den Grund zu der Vergrößerung der königlichen Gewalt in England legte, so geschah dieß nicht, ohne auf der andern eine Oppositionspartie zu erzeugen, welche, als das Staatsruder von einer weniger geübten Hand geführt ward, einen Sturm erregen konnte, der den Thron auf eine Zeitlang über den Haufen warf. Eine Reformation, die, wie diese in England, allerdings, in einem gewissen Sinne des Wortes, nur eine halbe Reformation war, mußte in einem Zeitalter, wie das damalige, eine gewagte Unternehmung seyn. Die Perioden der Revolutionen wollen keine Mittelstraßen, weil sie die Perioden des Fanatismus sind. Wie ließ es sich anders erwarten, als daß in den Augen des reinen

Reformirten das stehen gebliebene Gerüst der alten Hierarchie ein Greuel war? Wie anders erwarten, als daß in seinen Augen Episcopalen und Katholiken nicht viel mehr als dem Namen nach verschieden wären? Und als vollends um diese Kirche ein Gehege gezogen wurde, das alle andere von derselben, und zugleich von der Theilnahme an den wichtigsten bürgerlichen Rechten ausschloß, wie anders erwarten, als daß es zu einem Kampfe kommen mußte? Und da die religiösen Grundsätze dieser Gegenparthie rein demokratisch waren, wie auch anders erwarten, als daß der ausgebrochene Kampf bald nicht bloß dem Sturz der Hierarchie, sondern auch des Thrones gesten mußte? Aus diesen Gesichtspuncten betrachtet, erscheinen die Begebenheiten der Englischen Staatsumwälzung, die zu bekannt sind, als daß sie hier einer weitern Erwähnung bedürften, als ein zusammen hangendes Ganzes in ihrem natürlichen Lichte. Mit der Wiederaufrichtung des Thrones ward auch die herrschende Kirche wieder hergestellt; aber wenn die Dissenters auch allmählig aufhörten, eine thätige Gegenparthie zu bilden, so bleiben sie doch eine Parthie. Es kann freylich Zeiten geben, und gab sie in England, wo die Einführung einer Testacte Bedürfnis wird; allein, ob ihre Fortdauer zuletzt mehr Sicherheit oder Gefahr bringe, ist eine Frage, deren Beantwortung wir andern überlassen. Wie dem aber auch sey, so blieb doch ungeachtet der Scheidewand zwischen den protestantischen Parthien, das Interesse von Großbritannien im allgemeinen unauflöslich an die Reformation geknüpft; und nach einer der wunderbarsten Verschlingungen des Schicksals, ward durch sie endlich demjenigen Hause der Weg zum Thron gebahret, unter dessen glorreicher Regierung England, in jedem Sinne des Wortes, sein goldenes Zeitalter erscheinen sah.

Aber von der Beherrscherin der Meere sey es mir noch erlaubt einen Blick auf jene benachbarte Insel zu werfen, die, seit Jahrhunderten von ihr unterjocht, noch jedes Mahl sich mit Blut überschwemmt sah, so oft sie es wagte, ihre Fesseln zu schütteln. Wenn über andere Länder sich früher oder später der Segen der Reformation ergoß, so schien Irland nur dazu bestimmt zu seyn, ihren Fluch zu empfinden. Die Wunden, welche sie hier schlug, waren zu tief als daß sie vernarben konnten; und selbst seit dem die Hand einer liberalern Politik sie zu heilen versucht hat, wird es erst die Zeit entscheiden können, ob die angewandten Mittel dazu hinreichend sind. Schon lange vor den Zeiten der Reformation waren die Einwohner Irlands durch Englische Colonisten aus einem Theile ihres Landes verdrängt; und ein Haß der Besiegten gegen ihre Eroberer gegründet, dem die Reformation jetzt neue Nahrung gab. Der Irländer blieb Katholik, schon weil sein Unterdrückter Protestant war. Eines neuen beträchtlichen Theils ihres Landes beraubt, als Jacob der Erste eine Menge neuer Colonisten hinüber sandte, wuchs auch der Groll; und während der Bürgerkriege unter dem unglücklichen Karl dem Ersten, brach 1641 jener furchtbare Aufstand aus, der, in wenigen Tagen über hunderttausend Protestanten in Irland wegraffend, beynähe mit ihrer völligen Vertilgung geendigt hätte. Der Bürgerkrieg wuthete nun ein Decennium hindurch; bis er Cromwell, um seine Soldaten belohnen zu können, den Vorwand zu neuen Ungerechtigkeiten gab. Gemißhandelt, geplündert, in einen Winkel der Insel gejagt, sahen die Irländer bereits jetzt drey Viertheile ihres Bodens in den Händen von Fremden. Allein auch so war das Maß ihres Unglücks noch nicht voll. Dieselbe Revolution, die den Engländern ihre verbesserte Constitution zurück gab, und ihre Nationalfreyheit sicherte, ward für die unglücklichen Irländer die Quelle neuer

Mißhandlungen und gänzlicher Unterdrückung. Als Wilhelm III. mit dem Schwert in der Hand seine Autorität hier befestigt hatte (1691), ward durch neue Proscriptionen ihnen auch selbst fast der ganze ärmlische Ueberrest ihres Landes entrißen; und, was noch schlimmer war als dieses, bald ein gesetzlicher Despotismus hier gegründet, wie ihn kein anderes Land in Europa sah. Für sie gab es seit den Statuten der Königin Anna (1703), so lange sie ihren Glauben nicht änderten, gesetzlich kein Grundeigenthum, gesetzlich keine sichere Pachtungen, gesetzlich selbst keinen Unterricht mehr. Wenn anderswo der Unterjochte Leibeigener wurde, so übernahm der Herr doch die Sorge für seinen Unterhalt. Dem Irländer ließ man seine persönliche Freiheit, um sie ihm zur Last zu machen. Planmäßig schuf man also das Volk zu einem Haufen roher Bettler um; und die Folgen davon waren — wie man sie hätte erwarten sollen. Die Irländer rächten sich so bald sie es vermochten; und rächten sich alsdann als Barbaren, weil man sie dazu gemacht hatte. Es war umsonst, daß eine menschlichere Regierung gut zu machen anfing, was sich gut machen ließ; umsonst, daß die Freywerdung Amerikas auch die Handelsfesseln von Irland löste (1782); das Gefühl so lange erlittener Schmach vergiftet sich nicht in wenigen Jahren; die Spuren einer so tief eingepprägten Barbarey verschwinden nicht in Einem Menschenalter. Die Revolution unserer Tage traf Irland noch in jenem krampfhafsten Zustande, in welchem es durch jene frühere versetzt war; noch nicht davon geheilt, verfiel es in eine neue blutige Krise, aus der die gewaltsamen Heilmittel seiner Ärzte es nur vielleicht zu künftigen Rückfällen gerettet haben.

---

## Die vereinigten Niederlande.

Wenn aber andere Staaten nur durch die Reformation erschüttert, oder umgebildet wurden, so gab es Einen der durch sie geschaffen ward. Mitten aus ihren Stürmen ging, gleich einem glänzenden Gestirn zwischen Gewittern, die Republik der vereinigten Niederlande hervor; und durch die Art ihrer Entstehung mußte auch ihr Geschick gänzlich an die Reformation geknüpft, und der Fall oder der Sieg des Protestantismus, auch ihr Fall oder ihr Sieg werden. Es war das Schicksal dieser Republik sich sogleich auf das tiefste in die allgemeine Politik von Europa verflochten zu sehen, ja dieser selbst allmählig eine neue Richtung zu geben. Von dieser höchst interessanten Seite werden wir sie erst in dem folgenden Abschnitt betrachten können; hier sey es mir nur erlaubt, einen Blick auf die Wirkungen zu werfen, welche die Reformation auf die Bildung ihrer innern Gestalt hatte.

Die Stifter dieses Staats dachten anfangs nicht daran, eine Republik zu stiften. Wie hätte auch dieses Project plötzlich in einem Zeitalter entstehen können, wo gar keine republikanische Ideen in Europa circulirten? Ihr Gesichtskreis war und blieb um vieles beschränkter; sie wollten nur Erhaltung ihrer alten Rechte und Freyheiten, die durch den Despotismus von Philipp II., und besonders durch die Einführung der Inquisition, bedroht wurden. Daher dauerte es von dem Ausbruche der Unruhen 1566 noch ganze fünfzehn Jahre, bis sich endlich Philipp II. den Gehorsam förmlich aussagten, und es ihm unmöglich machten, die blutige Krise durch Nachgiebigkeit zu beendigen. Allein auch selbst damahls hatten sie sich noch so wenig an die Idee einer Republik gewöhnt, daß sie kein angelegentlicher-

### Entwickel. d. politisch. Einflusses d. Reform. 39

res Geschäft zu haben schienen, als sich nach einem fremden Oberherrn umzusehen, sobald dieser nur ihre alten Rechte und Freiheiten respectirte. Bald suchten sie denselben in Frankreich, bald in England. Erst als Franz von Anjou seine Unfähigkeit zu einem solchen Posten zu klar beurkundet, und Elisabeth, von einer höheren Politik geleitet, ihn abgelehnt hatte, wurden sie Republikaner, — weil ihnen einmahl nichts anderes übrig blieb. Allein ihren alten Ideen getreu, bildeten sie nun jene unförmliche Confederation, in der man selbst nicht recht wußte, wer der Souveran sey? Erhaltung der ständischen Rechte in den einzelnen Provinzen ward als Hauptsache, als eigentlicher Zweck betrachtet; die Central-Regierung formte sich wie es eben die Umstände mit sich brachten, und wurde niemahls der Republik ihre Festigkeit haben geben können, wenn sie bey ihren großen Mängeln nicht das Eine Gute gehabt hätte, dem Genie einzelner großer Männer einen freyen Spielraum für seine Thätigkeit zu lassen.

Bei diesem Gange der Dinge konnte die neue Religion, ungeachtet sie die Seele des Aufstandes, und, zur Staatsreligion erhoben, das Fundament der Republik wurde, doch auf ihre Organisation weiter keinen directen Einfluß äußern. Allein da die ganze Existenz dieses Staats auf die Reformation gegründet war, da der religiöse Enthusiasmus den Bürgern ihren Heldengeist eingefloßt hatte, so darf es uns auch nicht wundern, wenn die protestantische Bigotterie in keinem andern Staate so weit getrieben wurde, und so tiefe Wurzeln faßte, als in diesem. Nirgend anders wurde der protestantischen Geistlichkeit daher so sehr der Weg gebahnt, auf die öffentliche Meinung zu wirken, und dadurch sich einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats zu verschaffen, wovon die innere Geschichte der Republik nur zu viele Spuren zeigt. Kaum hatte sie durch den zwölfjährigen

Waffenstillstand 1609 eine kurze Periode der Ruhe errungen, so zündete auch schon die Geistlichkeit hier das Feuer der Factionen an, und Arminianer und Gomaristen verfolgten sich mit eben der Erbitterung, mit der vormahls Katholiken und Protestanten sich verfolgt hatten. Es ist bekannt, durch was für Fäden dieser religiöse Streit an die Politik geknüpft, den ersten blutigen Ausbruch des Kampfes zwischen der Oranischen und Ständischen Parthie erzeugte. Sobald es sich zeigte, daß die Arminianische Lehre ihre meisten Anhänger in der höhern und aufgeklärtern Classe und unter den Ständen fand, erklärte sich Moriz von Oranien für die orthodoxe Gegenparthie, und an der Spitze der Majorität der Nation durfte er es wagen, Oldenbarneveld auf das Blutgerüst zu schicken. Allein, wenn gleich die Religion die Veranlassung zum Anfange des Zwistes jener beyden Parthien gab, um welchen sich seitdem die innere Geschichte dieser Republik fast ausschließend dreht, so müssen doch die eigentlichen Ursachen desselben tiefer gesucht werden. Sie lagen schon in dem Grundgewebe ihrer Constitution, und nur die völlige Entwicklung von diesem, die aber außer unserm Kreise liegt, würde sie deutlich darlegen können.

---

## S c h w e d e n.

In den vier Reichen, die, so lange es noch ein Pohlen gab, den Norden von Europa bildeten, äußerten sich die politischen Folgen der Reformation auf eine gänzlich verschiedene Weise. Das äußerste derselben, durch seine Lage, seine Religion, und mehr als alles, durch seine Barbaren gestützt, blieb gänzlich außerhalb dem Kreise des Sturms den sie erregte. Von den drey übrigen verdankt das eine der Reformation seine Existenz, und seine, wenn gleich vorüber-



gehende, Größe; das andere, seinen Wohlstand und seine Verfassung, dem dritten bereitete sie seinen Untergang vor. So wird auch in der moralischen Welt dasselbe Mittel Mittel für den Einen, das dem Andern das Leben rettete!

Um eben die Zeit, wo die Reformation in Deutschland sich unwiderstehlich verbreitete, erfolgte auch im Norden die politische Krise, durch welche das künftige Schicksal desselben bestimmt ward. Die Calmarische Union, die Mutter so vieler Zwietracht und Kriege, zerfiel, und auf ihren Trümmern richtete Gustav Wasa 1521 den Thron von Schweden, als selbstständigen Thron, wieder auf. Allein wie groß auch sein Muth und seine Fortschritte waren, und wie sehr ihn auch die Umstände durch den Ausbruch des Aufstandes in Dänemark, und die Verjagung seines Rivals, König Christian II. begünstigten, befand er sich doch noch in einer Lage, die ihm mehr den Namen als die Gewalt eines Königs zusicherte. Allerdings gehört zwar Gustav Wasa zu den größten Fürsten aller Jahrhunderte. Er kannte nicht bloß die gewöhnlichen Kunstgriffe, mit denen der bloß schlaue Kopf sich zu helfen pflegt, sondern wie außerordentliche Männer oft ihrem Zeitalter voreilen, so sieht man auch schon mit Verwunderung in seinem großen Geiste Ideen über Staatswirtschaft aufkeimen, die, damals der übrigen Welt noch fremd, nur das Product seiner eigenen Einsicht und Talente seyn konnten. Aber schwerlich hätte doch selbst Gustav Wasa mit den Hilfsmitteln ausgereicht, die er in der Tiefe seines Genies fand, wenn ihm nicht die Reformation andere dargebothen hätte, durch welche er eigentlich den festen Grund zu seiner Größe legte. Was vermochte auch der talentvollste Fürst, dessen Einkünfte kaum den dritten Theil seiner notwendigen Ausgaben betrug, in einem Lande, wo sich neben einem mächtigen Adel eine noch mächtigere Geistlichkeit fand, deren Besitzungen die Kron Güter verschlungen hatten,

und der, um ihre Usurpationen behaupten, und nach Gefallen erweitern zu können, mit einem einheimischen Könige überhaupt wenig gebient war? Unter solchen Umständen würde zwar auch ein mittelmäßiger Kopf in der Reformation leicht das beste Mittel gesehen haben, seiner Regierung eine feste Stütze zu geben, allein die Schwierigkeit lag auch hier, wie immer, in der Ausführung, und darin spiegelt sich eigentlich Gustav's überlegener Geist. Zu schwach für sich allein, wußte er durch die Perspective großer Acquisitionen von den eingezogenen Gütern der Geistlichkeit, den Adel für sich zu gewinnen, und von ihm unterstützt, bestand er jetzt glücklich die große und entscheidende Krise auf dem Reichstage zu Westerås (1527), die damit endigte, daß der Clerus sich unterwarf, und seine Güter der Disposition des Königs überließ. Verschwörungen und Tumulte, in entlegenen Gegenden des Reichs angezettelt, blieben das einzige aber zu schwache Mittel, durch welches er sich zu rächen suchte.

So befestigte also auch in Schweden die Reformation jene Staatsveränderung, ohne jedoch der Geistlichkeit ihre Rechte als Stand des Staats zu nehmen, welche für das Schicksal dieses Reiches, und durch dasselbe für das Schicksal des Nordens, ja eine geraume Zeit für Europa überhaupt entscheidend wichtig wurde. Es bedurfte jetzt nur noch der Erblichkeit des Reichs, welche Gustav Wasa gleichfalls einführte, um den Königen von Schweden die Mittel in die Hände zu geben, einen Principat im Norden zu bilden, der auch auf das übrige Europa zurück wirken mußte. Indem die Reformation sie zum Herren im Norden gemacht hatte, so sollte sie ihnen auch noch dazu dienen, da sie mit dem Schwerte in der Hand als ihre Verteidiger auftraten, ihnen den Principat von Europa zu verschaffen. Von

ihrem Genie unterstützt, spielten sie eine längere Zeit diese überspannte Rolle, als man nach dem Verhältnisse ihrer Macht es hätte erwarten sollen. Die Folgen, welche daraus entstanden, werden die Untersuchungen über den Einfluß der Reformation auf das Gleichgewicht von Europa, bald unten weiter entwickeln.

---

### D ä n e m a r k.

Die inneren Verhältnisse von Dänemark hatten mit denen von Schweden um jene Zeit viele Ähnlichkeit. Adel und Geistlichkeit herrschten auch hier, und gaben dem damaligen Wahlreiche mehr das Ansehen einer Aristokratie als einer Monarchie. Die Trennung der Calmarischen Union, und die Wiederaufrichtung des Schwedischen Throns, wenn man sie gleich in Dänemark für einen Verlust ansah, waren doch für dieses Reich, sobald der Besitz von Norwegen ihm gesichert blieb, vielleicht ein eben so großer Gewinn als für Schweden selbst. Die Könige von Dänemark hatten sich bisher, um ihre Herrschaft über Schweden zu behaupten, mit mehren Theils vergeblichen Angriffen erschöpft, und der Nachtheil dieser Kriege mußte eben daher für Dänemark viel größer seyn, als er es für Schweden seyn konnte. Durch die Trennung der Calmarischen Union ward Dänemark auf seine wahre Sphäre beschränkt, und nach ein paar mißlungenen Versuchen sich über dieselbe zu erheben, lernte es jene goldene Mittelmäßigkeit schätzen, deren Behauptung seitdem das Palladium seines Glückes geblieben ist.

Die Reformation erhielt für Dänemark auf eine ähnliche Weise eine politische Wichtigkeit wie für Schweden. Auch hier schon früh eingeführt, legte sie auch hier durch die Einziehung der geistlichen Güter den ersten Grund zu der

Erweiterung der Königlichen Macht. Allein wenn auch Christian III. diesen Hauptplan ausführte, so ward doch die Aristokratie in Dänemark durch die Einführung der neuen Lehre viel weniger gebrochen als in Schweden, da es nicht durch eine Revolution geschah. Der König mußte außerdem die geistlichen Güter mit dem Adel nicht bloß theilen, sondern sehr ungleich theilen. Nur die geringere Hälfte, nur die Tafelgüter der Bischöfe fielen ihm anheim, und auch von diesen wurde ein beträchtlicher Theil zu frommen Stiftungen verwandt. An die Umwandlung des Wahlreichs in ein Erbreich war damals hier noch nicht zu denken: bei jedem Regierungswechsel wurde dem Könige eine härtere Capitulation vorgeschrieben; schon durch seine Verfassung blieb Dänemark also hinter Schweden zurück. Der Geist der Zeit mußte erst langsam hier vorbereiten, was in Schweden schnell durch eine Revolution gereift war. Es bedurfte erst der unternehmenden Regierung von Christian IV., es bedurfte erst der entschiedenen Überlegenheit des Bürgerstandes über den Adel, um den Übergang zu jener Constitution zu machen, die Friedrich III. (1660) unter einem seltenen Zusammenfluß glücklicher Umstände, und mit einem noch feltenern Glück einführte, in welcher neben der erblichen Souverainität, Erhaltung der lutherischen Religion, als der herrschenden, das einzige Reichsgrundgesetz blieb.

---


## P o h l e n .

Die Verschiedenheit der Sprache von den übrigen des westlichen Europa's, schien dem Eindringen der Reformation in P o h l e n ein Hinderniß in den Weg zu legen, das nicht leicht zu überwinden war. Allein die lateinische Sprache,

samahis fast die allgemeine Schriftsprache, die der Refor-  
 mation auf so vielfache Weise zu Hülfe kam, half auch diese  
 Schwierigkeit besiegen, und, wenn gleich etwas später als in  
 den vorher erwähnten Ländern, breitete sich in der letzten Häl-  
 fte des sechszehnten Jahrhunderts die Reformation mit starken  
 und selbst mit kühnen Schritten auch in diesem Lande aus.  
 Neben den evangelischen Gemeinden bildete sich hier förmlich  
 eine andere, die aus jenen hervorgegangen, doch von jenen  
 nicht anerkannt wurde, und in Deutschland selbst keine öffent-  
 liche Duldung erhielt, die der Socinianer, welche sich hier  
 vollkommen organisirte. Unter dem allgemeinen Namen der  
 Dissidenten begriffen, trennte sich so ein großer Theil der  
 Nation von der alten Kirche, ohne daß deswegen diesem  
 seine politischen Rechte genommen waren, in deren unbe-  
 strittenem Besitze und Ausübung er vielmehr eine geraume  
 Zeit hindurch verblieb. Man hätte vielleicht erwarten dürfen,  
 daß durch diese neue Ideenmasse die Nation an Aufklärung  
 gewonnen hätte, um so mehr, da die Verschiedenheit des  
 Lehrbegriffes der Socinianer und der übrigen Evangelischen  
 eine weitere Entwicklung der Ideen zu befördern schien, die  
 für die Erweiterung der Einsichten nützlich seyn konnte. Allein  
 weil die neuen religiösen Secten aus den eben bemerkten  
 Ursachen hier anfangs keine politische Secten wurden, oder  
 zu werden brauchten, so fehlte ihnen auch das Princip der  
 Thätigkeit, das sie anderwärts beseelte; und die Reforma-  
 tion blieb hier nichts weiter, als die Veränderung einiger  
 abstracten Dogmen, über die man viel disputiren kann, ohne  
 darum viel klüger und aufgeklärter zu werden. Es fehlte  
 also hier jene heilsame Gährung, welche die Reformation in  
 den übrigen Ländern verursachte, deren letztes Resultat, nach  
 der Niederschlagung des unreinen Stoffes, zuletzt eine ge-  
 läuterte Masse von Wahrheiten und Einsichten war. So  
 wirkte in Pohlen viel weniger als anderswo die Reformation

auf die Aufklärung des großen Haufens der Nation zurück, und blieb eben darum für dieses Land ein höchst gefährliches Geschenk. Die beyden Parteyen haßten sich während sie sich tolerirten, und es bedurfte nur eines Funkens um die Leidenschaften zu entflammen, und einen Brand zu erregen, der nur unter den Ruinen des Staates gelöscht werden konnte. Dieser Funke fiel als Carl XII., ein Lutherischer König, in Pohlen als Sieger auftrat, und zu der Ausführung seiner ehrgeizigen Absichten sich eine Parthie in diesem Reiche selbst bildete. Wenn gleich diese nur dem geringeren Theile nach aus Dissidenten bestand, so reichte dieß doch in den Augen der Gegenparthie schon hin, Dissidenten und Anhänger der Schweden als gleich bedeutend zu betrachten; und je größer der Mangel an Einsichten war, um desto wilder wurde jetzt der Haß der Factionen, der, so bald Carls mächtiger Arm zum Schutze seiner Anhänger gelähmt war, diese jetzt desto härter traf. Seit dem Reichstage im Jahre 1717, wo man anfang die Dissidenten ihrer öffentlichen Rechte zu berauben, starb derselbe nicht wieder aus, auch da nicht, als von einer Schwedischen Parthie gar nicht mehr die Rede seyn konnte. Die Unterdrückung der Dissidenten ward jetzt zur Staatsmaxime gemacht, und, von Jesuiten planmäßig geleitet, mit solchem Erfolge betrieben, daß ihnen außer dem Andenken an ihre alten Rechte und Vorzüge nur fruchtlose Bitten und Klagen übrig blieben. So bereitete sich hier erst der Sturm vor, nach dem er in anderen Ländern schon ausgetobt hatte, und die Folgen waren leicht zu berechnen. In einem Reiche, das durch seine Verfassung und seine inneren Fehden der Einmischung der Fremden ohnehin schon lange den Weg bahnte, mußten diese religiösen Zwille verderblich werden, so bald eine auswärtige Macht sie zu nutzen verstand. Catharina II. sah bald die Wor-

theile ein, die sie daraus ziehen konnte, und der Vorwand der Beschüßung der Dissidenten gründete seit 1766 den Russischen Principat in Pohlen. Soll ich die weitere Reihe der Begebenheiten schildern, jene rasch sich folgenden Scenen eines großen Trauerspieles? Soll ich jenen Wahnsinn der Bürgerkriege, jenen Übermuth der Unterdrücker, jene Verletzungen des Völkerrechts, jene Mißhandlungen, wie seit dem Falle von Carthago kein Volk sie erduldet, Euch ins Gedächtniß zurück rufen? Ach, das Angstgeschrey der Opfer in Praga klagt ohnehin nur zu laut die Politik der Cabinette von Europa auf ewig in der Geschichte an! Der gefühlvolle Leser wendet lieber den getrübeten Blick von jenem Gräuel der Verwüstung, und sieht gerne den Vorhang über Scenen fallen, auf welche ihre Urheber selbst nur mit Erröthen zurück sehen.



### Die übrigen Länder von Europa.

Die bisher angeführten Länder füllen den Kreis aus, auf den die Revolution des sechzehnten Jahrhunderts ihre Wirkungen ausdehnte. In dem Mittelpuncte von Europa, in Deutschland entsprungen, äußerte sie gleich einem Erdbeben ihre Gewalt nach allen Seiten. Indeß blieben doch die Länder in diesem Welttheile übrig, welche ihre Wirkungen nicht erreichen konnten, und es ist um so interessanter einen Blick auf diese zu werfen, da die Reformation für einige derselben, wenn auch nicht positiv, doch negativ wichtig wurde. Wenn Rußland im Osten von Europa aus den bereits oben erwähnten Ursachen außerhalb jenem Kreise blieb, so blieben es Spanien und Portugall im Westen, so wie Italien im Süden. Die geographische Lage derselben erklärt

tiefe Erscheinung auf keine genughuende Weise! Länder und Gebirge sind keine Barrieren für Meinungen. Es ist zwar wahr, daß die strenge Wachsamkeit der Spanischen Regierung in diesem Reiche der neuen Lehre den Eingang erschwerte; allein in Italien drohte doch keine solche Inquisition wie in Spanien, und wer zweifelt überhaupt jetzt noch daran, daß die Dämme der geistlichen und weltlichen Polizey zu schwach sind, den Strom der Ideen aufzubalten? Die Ursachen davon liegen tiefer, und lassen sich nur aus den Charakteren der Nationen erklären. Die alte Religion war eine Religion die offenbar mehr für das Gefühl als für den Verstand berechnet war, die neue Lehre, indem sie Alles auf die Veränderung von Dogmen bauete, indem sie dem Cultus fast alles Sinnliche entzog, berechnete ihre Wirksamkeit nur auf den kalten Verstand, und raubte der Fantasie und dem Gefühle fast jedes ihrer Idole. Sie war für den Norden aber nicht für den Süden berechnet. Der ruhigforschende Geist der Germanischen Nationen fand in ihr die Nahrung, die er bedurfte und suchte; und die Gränzen der Wohnsitze dieser Völker wurden daher von den Küsten von Schottland und Norwegen bis zu den Helvetischen Alpen, im Ganzen genommen, auch ihre Gränzen. Der feurigeren Fantasie, dem lebhafteren Gefühle der südlichen Völker, besonders des anderen Geschlechtes, konnte sie nicht gefallen. Will man der Spanierinn, der Italienerinn ihre Madonna oder ihre Heiligen rauben? Umsonst wird man es versuchen! Man würde ihr mit ihnen ihren Trost und ihre Beruhigung nehmen:

Ein Wahn der uns beglückt

Ist eine Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt.

Es lag also nicht in dem Verbothe und den Anstalten der Regierungen, es lag in dem Charakter der Natio-



Entwickel. d. politisch. Einflusses d. Reform. 46  
 nen, wenn die Reformation in jene Länder keinen Ein-  
 gang fand. Ob zum Vortheile oder Nachtheile jener Völker,  
 kann jetzt wohl keine Frage mehr seyn. Indem sie an jener  
 großen Ideengährung, welche in den übrigen Ländern des  
 cultivirten Europa's dem menschlichen Geiste damals seine  
 Thätigkeit gab, gar keinen bedeutenden Antheil nahmen,  
 blieben sie hinter den anderen Völkern dieses Welttheiles zu-  
 rück. Wenn daher das vernichtete Pohlen der Welt, die  
 große Warnung hinterließ, daß Vaterlandsliebe und Her-  
 roismus nur schwache Stützen sind, wenn sie nicht von Na-  
 tionalaufklärung geleitet werden, so geben sie ihr die nicht  
 weniger wichtige Lehre, daß die Sicherung eines Staats  
 vor den Stürmen einer Revolution in ihren letzten Folgen  
 keines Weges immer so wohlthätig ist, als ihre Zeitgenossen  
 es gewöhnlich zu glauben pflegen.



Deeren's hnt. Schrift. 1. 30

UNIVERSITATEA INST. PED.

ARMATAI LIBRARIATULUI

10. Martie 1911

## Zweiter Abschnitt.

Entwicklung der Folgen der Reformation für die Politik von Europa im Allgemeinen.

Die bisherige Entwicklung des Einflusses, den die Reformation auf den inneren Zustand und die Verfassung fast jedes einzelnen Landes in Europa hatte, wird uns als Grundlage zu den allgemeinen Betrachtungen dienen können, die wir über ihren Einfluß auf die Politik von Europa im Ganzen anzustellen haben.

Fast anderthalb Jahrhunderte blieb das Interesse, das sie aufgeregt hatte, vorzugsweise die Triebfeder der Europäischen Politik; und als in dem Zeitalter von Ludwig XIV. dieses einem anderen, dem merkantilischen Platz zu machen anfing, erschlaffte doch ihre Evannkraft nur langsam, und äußerte ihre Wirksamkeit noch bis ins achtzehnte Jahrhundert herein. Ich glaube diesen viel umfassenden Gegenstand der Hauptsache nach zu erschöpfen, wenn ich ihn unter drei Gesichtspuncte bringe, und erstens die Folgen der Reformation für die Organisation des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt; zweitens für das System des politischen Gleichgewichtes, oder die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten; und endlich drittens für das System des Handels und der Colonien darlege.

## 1. Folgen der Reformation für die Organisation des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt.

Die Aufregung eines neuen großen Interesse, an dem die Menschheit lebendigen Antheil nimmt, muß, so bald es nicht bloß ein speculatives, sondern in einem so hohen Grade practisches Interesse ist, als dasjenige von dem wir hier handeln, nothwendig wichtige Veränderungen in der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt hervorbringen. Wie viel änderte nicht schon in den Ländern, welche die neue Lehre annahmen, der Fall der päpstlichen Hierarchie? Aber bald äußerten sich auch andere entferntere Folgen, auf die man anfangs vielleicht gar nicht gedacht hatte.

Die erste, fast unvermeidliche, Wirkung der Reformation, auf die bürgerliche Gesellschaft im Allgemeinen war: daß die Religion jetzt formlich zur Basis der Staatsverfassungen gemacht wurde. In den Jahrhunderten des Mittelalters war katholische Religion die allgemein verbreitete, aber nirgends war die Constitution ausdrücklich darauf gebaut, nirgends war es ausdrückliches Gesetz, daß sie die Staatsreligion seyn sollte, daß die Regenten sich zu keiner andern sollten bekennen dürfen. Wenn man keine Dissentirende litt, wenn man die sogenannten Ketzer verfolgte, so war dieß nicht unmittelbare Sache des Staats, sondern Sache der Kirche und ihres Oberhauptes, mischte sich der Staat herein, wie den Waldensern in Frankreich, so geschah es auf Requisition von jenen. Allein seit dem durch die Reformation das politische und religiöse Interesse so tief in einander verflochten wurden, änderten sich diese Verhältnisse. In den protestantisch gewordenen Ländern, wurde die neue Lehre meist

ausdrücklich zu der herrschenden erklärt, ihren Bekennern allein die freye Religionsübung nicht nur, sondern auch der Zutritt zu Bedienungen, wenn sie auch mit der Religion nichts zu thun hatten, so wie zu den ständischen Versammlungen, gestattet, ja in mehreren derselben dem Regenten ausdrücklich nur unter dieser Bedingung der Besitz des Thrones erlaubt. In den katholischen Staaten geschah daselbe, und wo der Zustand zweifelhaft war, ward er durch theuer errungene Verträge und Friedensschlüsse förmlich bestimmt. Die christliche Religion mischt sich gleichwohl durch ihre Lehren durchaus nicht in die Politik. Sie befiehlt nur Gehorsam gegen die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, aber sie bestimmt nichts über die Verfassungen der Staaten, und gibt keiner vor der andern den Vorzug. Auch keine der Parthien, in welche ihre Anhänger durch die Reformation sich theilen, stellte darüber in ihrem Lehrgebäude irgend einige Vorschriften auf, und wenn gleich die mehr demokratische kirchliche Verfassung der Lutheraner und besonders der Reformirten dem Republikanismus günstiger zu seyn schien, so hatte doch gar keine nothwendige Beziehung auf den Staat, nur Zeitumstände konnten sie vorübergehend herbeiführen. Auch hat die Erfahrung bereits zur Genüge gelehrt, daß die unumschränkste Monarchie so gut wie die freyeste Republik bey dem Katholicismus wie bey dem Protestantismus, bestehen kann. Um desto unphilosophischer mußte also jenes Verfahren erscheinen, durch welches man die eine oder die andere dieser Lehren zu der Basis der Staaten erhob, und dadurch den Völkern Europas einen Geist der Intoleranz einhauchte, wofür sie nur zu hart haben büßen müssen, und selbst großen Theils noch gegenwärtig büßen. Werden auch keine Scheiterhaufen mehr für Ketzer errichtet, ist es nicht schon niederschlagend genug, sich wegen einiger Meinungen gleichsam zu einer niedrigeren Kaste herab gewürdigt

zu sehen? Ist es in den Augen der Vernunft nicht mehr als sonderbar, hier oder dort ein Thorschreiber werden oder nicht werden zu können, je nachdem man die Transsubstantiation entweder glaubt oder nicht glaubt? Gleichwohl wird man bey einer unparteyischen Ansicht der Sache doch diejenigen weniger tadelhaft finden, die solche Einrichtungen machten, als diejenigen, die sie ohne alle Noth fortbauern lassen. Man sieht leicht, daß damals als sie gemacht wurden, sie unvermeidliche Folgen der Zeitumstände waren. So bald und so lange religiöse Parthien auch politische Parthien sind, muß der Staat sie aus diesem Gesichtspuncte betrachten, und die Entfernung der religiösen Gegenparthie, wo nicht aus dem Staate überhaupt, doch von aller activen Theilnahme an der Staatsverwaltung, kann eine notwendige Maßregel für seine Sicherheit werden. Allein was einst Bedürfnis seyn konnte, bleibt es nicht immer, und sollte man nicht erwarten, daß Staaten allmählich die Strenge jener Gesetze mildern würden, wenn sie auch Bedenken finden können, sie auf einmahl völlig aufzuheben? Dennoch bedurfte es erst einer neuen Revolution, um einige Völker Europas zu der Annahme dieser Maximen zu bringen, und wer den Gang der Geschichte kennt, wird auch so nicht erwarten, daß die andern ihnen freiwillig folgen werden. Es gibt kaum eine einfachere Wahrheit, als daß jedem das Recht zusteht seinen Gott auf seine Weise zu verehren, und der Staat zwar einer Religion, aber keiner Staatsreligion, bedarf. Allein die einfachsten Wahrheiten sind immer diejenigen, von denen sich der Mensch am schwersten überzeugt, weil sie am meisten gegen seine Vorurtheile, und oft noch mehr weil sie gegen seine Vortheile anstoßen. Aber sich ihrer Anerkennung hartnäckig widersetzen, wenn sie einmahl schon herrschende Ideen geworden sind, heißt einen Kampf mit dem Genius des Zeitalters beginnen, der nichts ein sehr gefährlicher Kampf war.

Eine zweite nicht weniger allgemeine politische Folge der Reformation, war die Erweiterung und Vergrößerung der Macht der Fürsten. Wir nennen sie eine der allgemeinsten Folgen, weil sie nicht bloß in den Ländern sich zeigte, welche die neue Lehre annahmen, sondern auch in denjenigen, wo man sie zurück wies. In den protestantischen Ländern floß diese Vermehrung der Macht der Regenten aus m. hr. als Einer Quelle. Erstens ist es allerdings wahr, daß durch die Einziehung der Kirchengüter und Klöster die Einkünfte der Fürsten einen Zuwachs erhielten. Allein wenn man Schweden ausnimmt, möchte doch schwerlich dieser Zuwachs in irgend einem andern der großen Staaten von Europa einen bleibenden beträchtlichen Einfluß gehabt haben. Theils verhinderte dieß der persönliche Charakter der damaligen Fürsten, theils aber waren überhaupt noch viel zu wenig geläuterte Ideen über Staatswirtschaft im Umlaufe, als daß man einen solchen Gebrauch davon hätte erwarten dürfen. Heinrich VIII. der am meisten gewann, verschleuderte die großen Einkünfte auf eine planlose Weise, in Dänemark mußten die Könige das Beste dem Adel lassen, und die meisten der Deutschen Fürsten dachten edel genug, die eingezogenen Güter zu nützlichen Stiftungen, besonders für den öffentlichen Unterricht, zu verwenden. Allein die Luße, welche durch den Fall der Hierarchie entstand, mußte schon an und für sich der Vergrößerung der Gewalt der Fürsten Maß geben. Von nun an gab es in ihren Ländern keine Exemtionen, gab es keine päpstliche, keine bischofliche Gerichtsbarkeit mehr. Die fremde Einmischung, die besonders dem Schwächern furchtbar gewesen war, hörte auf, und sie wurden alleinige Herren in ihrem Lande. Aber der Hauptgrund jener Vergrößerung ihrer Macht lag noch tiefer, und war den Katholiken mit den Protestanten gemein. Tene so viel größere, durch das neu aufgeregte politisch-religiose In-

## Entwicklung der Folgen der Reformation. 55

teresse entstandene, Thätigkeit, mußte den Wirkungskreis der Fürsten, und mit ihm zugleich ihre Gewalt vermehren, wenn auch keine ausdrückliche Veränderungen in den Constitutionen der Staaten zu diesem Endzwecke gemacht wurden. Der Einfluß der Reformation in dieser Rücksicht auf die Deutschen Fürsten und das Deutsche Reich, ist schon oben bemerkt. Kein König in England regierte noch so unumschränkt als Elisabeth, in Frankreich sahen wir die königliche Allgewalt auf den Fall der Hugenotten gegründet, und waren es nicht in Spanien die nie aufhörenden Kriege, von seinen Königen als Verfechtern des alten Glaubens geführt, welche in Verbindung mit der königlichen Inquisition, die alte Nationalfreiheit untergruben? Auf diesem Wege schuf die Reformation eine neue Ordnung der Dinge in Europa. Indem die Fürsten Herren in ihren Ländern wurden, indem hier jene Fehden aufhörten, die sie sonst zu bestehen gehabt hatten, sahen sie sich im Stande ihre Wirksamkeit nach außen zu erweitern, und auf diesem Grunde ward das nachmalige Gebäude der Politik von Europa aufgeführt.

Eine dritte wichtige Veränderung für den gesellschaftlichen Zustand floß ohne Zweifel, wenigstens in den protestantischen Ländern, aus der veränderten Bestimmung der Geistlichkeit. Es fehlte zwar sehr viel, daß sie ihren politischen Einfluß auch hier verloren hätte. Da die Reformation ihrer Grundlage nach eine dogmatische Veränderung war, da die erste Frage bey den politisch-theologischen Unterhandlungen gewöhnlich sich darauf bezog, wie weit man in diesem oder jenem Lehrsatze nachgeben könne, so wurden die Theologen den Fürsten unentbehrlich, wurden nicht selten ihre Rathgeber, ihre Minister, wenn sie auch nicht gerade einen solchen Titel führten, und man braucht mit der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts nur

wenig bekannt zu seyn, um die nachtheiligen Folgen zu kennen, welche aus dem blinden Eifer mancher Zeloten, die nur zu oft bloß der Stimme ihrer Leidenschaft bey ihren Rathschlägen folgten, entsprungen. Aber doch wird es schwerlich ein Unparteyischer läugnen, daß im Ganzen genommen dieser Stand durch die Reformation seiner Bestimmung als Lehrer des Volks, näher gebracht wurde; doch wird es jetzt selbst in katholischen Ländern kaum mehr bezweifelt, daß mit der Aufhebung der geistlichen Orden, besonders der verderblichen Bettelorden, ein großes Übel aus dem Wege geräumt wurde. Es ist wahr, daß dafür um eben diese Zeit ein anderer Orden sich empor hob, der, gleich dem Rankengewächse an der Eiche, sich allmählig fast um alle Äste des Europäischen Staatensystems schlang, und manche derselben selbst zu verbeugen stark genug war; allein die Gesellschaft der Jesuiten, wäre sie auch nicht ohne die Reformation entstanden, verdankte doch nicht ihr, sondern den Missionen ihr erstes Einporkommen, und das Unternehmen zu bestimmen, wie viel sie nachmahls durch dieselbe gewann, möchte eben so vergeblich seyn, als die Hoffnungen derer, die noch an ihre Auferweckung glauben. Das große Gesetz in der Körperwelt: „Was da gewesen ist kehrt nicht wieder“ — gilt eben so gut auch in der politischen Welt.

Es gibt aber, außer den bisher angeführten nächsten politischen Folgen der Reformation für den gesellschaftlichen Zustand noch andere, zwar etwas entferntere, aber noch um vieles wichtigere, nur daß sich, eben weil sie entfernter sind, der Zusammenhang mit der Religion oft nur durch die Resultate zeigen läßt. Als die Reformation dem menschlichen Geiste zuerst eine neue Thätigkeit einhauchte, mußte diese, der Natur der Dinge gemäß, zunächst auf diejenigen Gegenstände gerichtet seyn, die mit ihr in unmittelbarer Verbindung standen, und religiöse Streitigkeiten wurden die Lieb-



lingsgegenstände jener Zeiten. Allein die größere Selbstständigkeit, welche sie eben dadurch ihm ertheilte, der Geist der Untersuchung, welchen sie erweckte, wurden bald Veranlassung daß die aufgeregten Kräfte sich auch auf andere Gegenstände warfen, der Gesichtskreis hatte sich nach allen Seiten erweitert, und von der Denkfreyheit begünstigt, ward besonders Alles das, was auf die bürgerliche Gesellschaft, ihre Einrichtung und ihre Vervollkommnung, Beziehung hatte, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, und der Protestantismus eilte hier unläugbar sehr weit dem Katholicismus voran. Die große Frage, in welchen Verhältnissen Regierung und Volk gegen einander stehen sollen? ist in den protestantischen Ländern zuerst praktisch beantwortet worden, und wie auch immer die Formen der Verfassung sich modificirten, so hat man es doch zuerst in ihnen deutlich eingesehen, daß Regierung und Volk nur Ein Interesse haben. Bis auf die Reformation war dieses der Regel nach in allen größern Staaten von Europa getrennt, das Volk schien nur da zu seyn, um Auflagen zu bezahlen, die Regierung um ihre Launen zu befriedigen, selbst die, in Rücksicht auf das Innere mit Recht gepriesene, Staatsverwaltung von Ludwig XII, floß mehr aus seinem Herzen, als aus seinem Kopfe, und blieb ohne Nachfolger in seinem Zeitalter. Allein die Reformation, indem sie überhaupt die Freyheit des menschlichen Geistes wieder herstellte, gab eben dadurch der Menschheit eine höhere Würde, und legte so den Grund zu jener höhern politischen Freyheit, die mit der unumschränkten Monarchie so gut wie mit der Republick bestehen kann, weil sie überhaupt nicht in der Form der Verfassung, sondern in dem Geiste der Regierungen, und in dem Geiste der Nationen gegründet ist. Zudem man auf diesem Wege von der Maxime zurück kam, das Volk nur als Mittel zu betrachten, indem selbst die ersten der protestantischen Fürsten

es laut bekanneten, daß sie nur des Volkes wegen Fürsten seyen, floß aus dieser Quelle jene vervollkommnete Staatsverfassung, durch welche, im Durchschnitte genommen, die meisten protestantischen Staaten vor den Katholischen so lange sich ausgezeichnet haben. So ungerührt es seyn würde, die Ursachen durch welche eine Staatsverwaltung wie die von Großbritannien, wie die der Preussischen Monarchie, sich bildete, in der protestantischen Lehre suchen zu wollen, so gewiß ist es, daß ohne den Protestantismus nimmermehr sich solche Staatsverfassungen hatten bilden können, weil jener kühnere Schwung des Geistes dazu gehörte, den er erst, entziffelt von den alten Banden, die seine Kräfte lähmten, wagen konnte. Es ist wahr, daß für mehrere Katholische Staaten diese Beispiele nicht umsonst blieben, allein wenn man in ihnen ein ähnliches Bedürfnis empfand, wurden nicht die protestantischen Länder als Vorbilder betrachtet? Schöpfte nicht der unsterbliche Colbert seine Ideen aus dem, was er in den Niederlanden vor sich sah? Strebte nicht der kleine Joseph II. dem Muster nach, das Friedrich der Große ihm aufstellte? Wie ganz anders war nicht die Entwicklung der bürgerlichen Cultur in den kleinen Staaten des protestantischen Deutschlands in Vergleich mit den katholischen Staaten Italiens? War, bis auf die Zeiten wo Leopold II. in Toscana ein Muster aufstellte, das dennoch für die Nation verloren blieb, die keinen Sinn für so etwas hatte, unter diesen auch wohl ein einziger, von dem man sagen konnte, daß Staatsverwaltung in ihm die mindesten Fortschritte gemacht hätte? Umsonst sucht man solche Erscheinungen aus dem Zufalle, oder aus dem Charakter der Fürsten zu erklären. Die Reihe derselben ist zu lang, das Feld der Erfahrung zu groß, als daß man mit solchen Erklärungen noch ausreichen könnte. Der Protestantismus war es, der, wenn auch erst spät, diese Segnungen über die Menschheit aus-

Entwicklung der Folgen der Reformation. 59  
 goß. Eine statistische Schilderung des Protestantischen Europa gegen das Katholische, wäre ohne Zweifel die größte Lobrede, die man auf die Reformation schreiben konnte, allein glücklicherweise liegen die Resultate hier, bey allen noch übrigen Mängeln, so klar vor Augen, daß es einer solchen Schilderung nicht weiter bedürfen wird.

## II. Folgen der Reformation für die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten von Europa, oder das System des politischen Gleichgewichtes.

Wofern die Reformation noch andere Veränderungen in dem gesellschaftlichen Zustande der Völker hervorbrachte, so bezogen sich diese auf die Erweiterung ihrer Einsichten, und liegen daher außer dem Kreise dieser Abhandlung. Wir gehen daher jetzt zu der Untersuchung der zweyten und wichtigen Frage fort: Wie ihr Einfluß auf die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten von Europa, das heißt auf das System des politischen Gleichgewichtes beschaffen war? Da dieser aber nicht immer gleich groß, und nicht immer derselbe blieb, so erfordert es die Deutlichkeit, die Uebersicht des Ganzen in Perioden zu zerlegen. Die Folge wird zeigen, daß beynah jedes Mahl die Mitte und das Ende der Jahrhunderte hier nicht bloß der Zeit, sondern auch der Sache nach die Abschnitte machen; und diesem gemäß werden wir fünf Zeiträume unterscheiden, von denen der erste das Zeitalter von Carl V. und Franz I., oder die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; der zweyte, das von Philipp II. und Elisabeth, oder die letzte Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; der dritte, das von Richelieu und von Gustav Adolph, die Periode des dreßsigjährigen Krieges, oder die erste Hälfte des 17ten; der vierte,

das von Ludwig XIV. und Wilhelm III., oder die zwente Hälfte des 17ten Jahrhunderts; und der letzte, wo es keiner genaueren Abtheilung bedarf, das 18te Jahrhundert umfassen wird.

Erster Zeitraum 1517—1556.

Seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts bildete Europa durch die vielfache Verschlingung des Interesse seiner Staaten unter einander, und die daraus entsprungenen Verbindungen und Gegenverbindungen, in einem viel höheren Sinne des Wortes ein Staatensystem, als es in den Jahrhunderten des Mittelalters der Fall war. Bey dem Steigen der gesellschaftlichen Cultur überhaupt müssen, da es der Berührungspuncte so viel mehrere gibt, auch die Verhältnisse der Staaten verwickelter werden, und von selbst jene Erscheinung erzeugen, die der Geschichte des neueren Europa's das Interesse der Einheit gibt. In einem solchen Aggregat von Staaten als Europa enthält, muß aber der Grundsatz des politischen Gleichgewichtes sich desto schneller entwickeln, je mehr sie ungleich an Macht sind. Es ist das Bedürfnis aller, zu verhindern, daß nicht ein Einzelner so übermächtig werde, allen übrigen Befehle vorzuschreiben; und je ungleicher die Macht der Einzelnen ist, um desto häufiger werden die Verbindungen, und also desto mannigfaltiger und fester die Verschlingungen der Staaten unter einander werden. So lernt auch der Mächtige es einsehen, daß die Unterdrückung oder die Vernichtung des Schwächern, an dem er einen nützlichen Verbündeten findet, ihm nichts weniger als gleichgültig ist; so werden auch die Staaten von der zweiten, ja von der dritten Ordnung zu einer politischen Wichtigkeit erhoben, zu der sie sonst nicht gelangen konnten, und welche die Garantie ihrer Existenz wird;

## Entwicklung der Folgen der Reformation. 61

so erhebt sich die Politik über den platten Egoismus, und seit dem die einsichtsvollsten Männer unserer Tage die Nothwendigkeit anerkennen, das zertrümmerte Gebäude, das der Sturm der Revolution zu Boden warf, wo möglich wieder aufzurichten, darf auch der Schriftsteller kein Bedenken mehr tragen, es als das einzige anzupreisen, das eines erleuchteten Zeitalters würdig ist.

Die Reformation hat dieses System in seinen Hauptverhältnissen geraume Zeit hindurch vorzugsweise bestimmt, wenn man gleich nicht sagen kann, daß es erst eine Folge derselben war. Unter den Staaten Italiens, da dieses Land bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts einer völligen Unabhängigkeit genoß, erzeugt, gepflegt, gebildet, und auch schon wieder verbildet und gemißbraucht, verbreitete es sich von daher, mit der Italienischen Politik überhaupt, über Europa, allein das unglaubliche Schwanken der Staatskunst in den ersten anderthalb Decennien des 16ten Jahrhunderts, zeigt, daß es noch ohne feste Grundsätze war, und die Hauptideen der practischen Politik von Europa sich noch gar nicht fixirt hatten. Wenn indeß die Geschichte in keinem andern Zeitalter ein so sonderbares Gewebe von Projekten und Gegenprojekten, von Bündnissen und Gegenbündnissen, aufzuzeigen hat, so zeigt doch vielleicht gerade die Menge derselben, daß man das Bedürfniß fester Grundsätze empfand, und das Staatensystem unsers Welttheiles scheint nur das Bild einer ungeheueren Masse darzustellen, die noch ihren Schwerpunkt nicht gefunden hat. Der plötzliche Wachsrum des Habsburgischen Hauses durch die Vereinigung der Kaiserkrone und der wichtigsten Osterreichischen Besitzungen mit der der Spanischen Monarchie auf Einem Haupte, machten diesem Schwanken ein Ende. Die Rolle, welche Frankreich in dem Staatensystem von Europa spielen mußte, war nun auf einmahl bestimmt, die Rivalität zwischen Franz I.

und Carl V. legte den bleibenden Grund zu dem System des Gleichgewichts von Europa, die Politik von Heinrich VIII. dem seine Eitelkeit mit der Einbildung schmeichelte, den Ausschlag in den Fehden der beiden Nebenbuhler geben zu können, und die um vieles wichtigere dauernde Verbindung, in welche Franz I. schon seit 1550 mit der Pforte trat, gaben ihm einen Umfang, nach dem es Europa von einem Ende bis zum andern umfaßte. So wurde also die Eifersucht der beiden Hauptmächte unsers Continents die erste Triebfeder der allgemeinen Politik, und ist es auch, wenn gleich ihre Wirksamkeit zuweilen durch vorübergehende Ursachen auf einige Zeit geschwächt werden konnte, geblieben.

Bis auf die Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte die Reformation an den Verhältnissen dieser großen Mächte gegen einander, und an der Ausbildung jenes Systems, noch keinen bedeutenden Antheil gehabt, denn die vergeblichen Bemühungen von Franz I. die Mitglieder des Schmaikaldischen Bundes in sein Interesse zu ziehen, bedürfen kaum einer Erwähnung. Allein indem sie schon damals zwei Staaten gewisser Maßen neu gründete, die in der Folge zu den wichtigsten Bestandtheilen des Europäischen Staatensystems gehören sollten, Schweden und Preußen, bereitete sie dadurch dessen künftige Entwicklung vor. Von mehr unmittelbarer Wichtigkeit aber wurde die neue Belebung des Deutschen Reichs. In diesem Staatskörper mußte jetzt, durch die Verbindungen der protestantischen Fürsten als Oppositionspartie, ein eigenes System des Gleichgewichts sich bilden, das lange Zeit hindurch, wie bereits oben gezeigt, sein Lebensprincip geblieben ist, und den entschiedensten Einfluß auf das politische System von Europa überhaupt gehabt hat. Die aufgeklärten Staatsmänner gelangten bald zu der Ueberzeugung, daß die Zerstörungen des Gleichgewichts in Deutsch-

land durch die Erdrückung der protestantischen Parthei, indem sie dem Oesterreichischen Hause den Weg zu der Herrschaft dieses Landes bahnte, auch die Zerstörung des Gleichgewichts in Europa nach sich ziehen würde, wie die Theilnahme Schwedens und Frankreichs an dem dreißigjährigen Kriege, und früher schon das Bündniß zwischen Heinrich II. und Moriz von Sachsen zur Genüge beweist.

Die Ursache, weshalb die Reformation nicht sogleich damals einen großen Einfluß auf die allgemeine Politik von Europa bekam und bekommen konnte, liegt offenbar darin, weil von den beiden vorher erwähnten Hauptmächten dieses Welttheils keine sie annahm. Hätte Franz I. ihren Eingang in Frankreich gegönnt, wäre die protestantische Lehre in diesem Reiche die herrschende geworden, so würde die religiöse Gränzcheidung auch zugleich die politische allgemein in Europa bestimmt haben. Allein da dieses nicht geschah, so konnte auch die Verhältnisse und die Rivalität zwischen Frankreich und dem Habsburgischen Hause die Reformation keinen bedeutenden Einfluß gewinnen. Um sie zu einer Haupttriebfeder der Politik von Europa zu machen, mußten noch andere Ereignisse eintreten; und die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts führte diese herbei. Man findet sie leicht in der Revolution der Niederlande, und der Einführung jener Glaubensveränderung in England. Beide stehen aber so wohl der Zeit, als ihrer Rückwirkung auf das übrige Europa nach, in einer so genauen Verbindung, daß sie kaum von einander getrennt betrachtet werden können.

#### Zweiter Zeitraum 1556—1603.

Keine andere Begebenheit dieser Periode hat einen so schnellen, einen so großen, und zugleich einen so bleibenden Einfluß auf das Staatensystem von Europa gehabt, als die

Revolution der vereinigten Niederlande. Sie gehört ihrem Ursprünge nach, zu den Folgen der Reformation. Die beschränkten Talente von Philipp II. verstatteten es ihm nicht, sich über die Vorurtheile seiner Erziehung und seines Zeitalters zu erheben; seine stolze Tyranney wollte nur den Gebrauch gewaltsamer Mittel; und seine unermüdete Thätigkeit vergrößerte stets das Feuer, das sie auslöschten wollte. So erschuf er selbst die neue Republik, und die Freyheit ward auch hier die Tochter des Despotismus.

Es lag in der Entstehung dieser Revolution, daß sie sogleich nicht nur eine politische Tendenz erhielt, sondern auch auf die allgemeine Politik von Europa sehr bald ihre Wirkung äußerte. Die Insurgenten mußten einen Kampf mit einer der ersten Mächte von Europa bestehen; und wenn ihnen gleich der unparteyische Geschichtsforscher nicht den Ruhm absprechen wird, sich durch eigene Kraft behauptet zu haben, so konnten sie doch selbst nur am schwersten zu der Überzeugung der Möglichkeit davon gelangen, und sahen sich, oder vielmehr glaubten sich, in der Nothwendigkeit, nach auswärtiger Hülfe sich umzusehen. Bald in Frankreich, bald in England, und in keinem von beyden, besonders nicht in dem letztern, vergeblich unterhandelnd, ward so das Interesse der kaum werdenden Republik schon in das Interesse der Hauptmächte von Europa verflochten; und, gleich der Minerva, bewaffnet geboren, saß sie auch gleich ihr schon sofort in dem Rathe der Götter.

Durch diese Theilnahme der freunden Mächte an der Niederländischen Revolution bildete sich in dem Weiten von Europa ein neues politisches System. Wäre Frankreich damals nicht durch seine inneren Religionskriege in eine Krise gestürzt, welche seinen ohnehin schwachen Königen die ernstliche Theilnahme an den auswärtigen Handeln unmöglich machte, so müßte es ihm sehr leicht gewesen seyn,



die entstehende Republik durch feste Bande an sich anzuschließen; allein da dieß nicht geschah, so erndtete Elisabeth die Vortheile dieser Verhältnisse. Da sie selbst in England den Protestantismus wieder hergestelt hatte, und auf die Erhaltung desselben ihre Macht im Inneren gegründet war, so vereinigte sich ihr Interesse in diesem wichtigen Punkte mit dem der Niederländer; und eine Verbindung zwischen beyden Staaten konnte unter diesen Umständen nicht anders als sehr natürlich seyn. Allein wie groß auch immer die Vorsicht und die Mäßigung war, die Elisabeth in diesem glänzenden Theile ihrer Rolle bewies, so stand es doch nicht ganz in ihrer Macht, die Folgen davon zu bestimmen. Als die Mächtigste unter den protestantischen Fürsten in Europa, ward sie als die Stütze des Protestantismus überhaupt angesehen, während dagegen Philipp II. als der Verfechter der katholischen Religion erschien. So wurde jetzt das politische und religiöse Interesse noch viel tiefer in einander verschlungen; und allmählig entwickelte sich daraus ein politischer Grundsatz, der, wenn auch nicht formlich öffentlich anerkannt, und nur in gewissem Sinne wahr, doch lange Zeit der Lieblingsgrundsatz mehrerer Fürsten und Cabinetts blieb, und den Stuarts endlich den Thron kostete: daß Katholicismus die Stütze der unumschränkten Gewalt, und Protestantismus die der Volksfreyheit sey. Es möchte schwer seyn das Erste zu beweisen; das Letzte war nur in so fern wahr, als eine protestantische Parthie unter einer katholischen Regierung durch den Druck zu einer Oppositionsparthie gemacht, ihr gefährlich werden konnte.

In der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts erscheint daher nun das politische System von Europa in einer ganz andern Gestalt als in der ersten. In dieser waren Oesterreich und Frankreich die Hauptmächte Europa's gewesen, deren Rivalität das Gleichgewicht bestimmte; aber da Frankreich

jezt nur mit sich selbst beschäftigt, und in Faktionen, welche die Fremden unterhielten, zertheilt, in seinen eigenen Eingeweiden wüthete; da Oesterreich, schon durch die Trennung von Spanien geschwächt, unter dem unfähigen Rudolph II. bloß vegetirte, traten Spanien und England an ihre Stellen. Bey der Rivalität von jenen konnte religiöses Interesse keinen bedeutenden Einfluß haben; bey der Rivalität von diesen waren religiöses und politisches Interesse unzertrennlich vereinigt. Bey der Rivalität von jenen konnte die Landmacht allein entscheiden; bey der Rivalität von diesen galt die Landmacht weniger, die Seemacht desto mehr; und seit der glorreichen Besiegung der unüberwindlichen Flotte hörte man in Europa von Seemächten sprechen, ein Nahme der einen Begriff bezeichnete, den die Politik bis dahin noch gar nicht, oder nur sehr unvollkommen, gekannt hatte.

So waren die Elemente des neuen Systems, von dem die Republik der vereinigten Niederlande mit jedem Jahre ein wichtigerer Bestandteil wurde. Sie gelangte bald zu der völligen Trennung von Spanien, zu der sie anfangs gar nicht hatte gelangen wollen; und bald auch zu der Selbstständigkeit, daß sie nicht mehr der schützenden Agide einer fremden Macht bedurfte. Allein die Bahn des Ruhms, die sie lief, war eine neue Bahn, und führte sie zu einem Ziele, an dem das staunende Europa sie mit Verwunderung sah. Noch während des Streits über ihre Existenz, riß sie schon den Weltbündel an sich, und fand in diesem die Hülfsmittel zu einem Kampfe, der länger und blutiger, als jener der Griechen gegen die Perser war. So erwuchs in der Mitte des monarchischen Staatensystems eine Republik, die diesem Welttheile zuerst es zeigte, was ein Handelsstaat sey, der sich auf eine Seemacht stützt; und wenn die Reformation die Mutter dieser Republik genannt werden muß, so wurde auch durch sie, indem nachmahls das Handelsinteresse zum

## Entwicklung der Folgen der Reformation. 67

politischen Interesse erhoben ward, das neue Lebensprincip der Politik vorbereitet, das dereinst dieselbe in Europa in Thätigkeit setzen sollte, wenn das, welches die Religion ihr einhauchen konnte, erstorben seyn würde.

### Dritter Zeitraum 1603—1648.

In der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts erlitt das System des Gleichgewichts von Europa eben so große Veränderungen als Erweiterungen; allein der Einfluß der Reformation auf dasselbe nahm nicht nur nicht ab, sondern zeigte sich eben damals in seiner größten Stärke. Mit dem Tode von Philipp II. (1598) und Elisabeth (1603), hörte auch die Rivalität von Spanien und England auf, die einen Hauptgrund in der persönlichen Abneigung jener beiden Regenten gehabt hatte; und England verfiel unter der indolenten Regierung von Jakob I. in einen Zustand, der alle ernsthafte Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten verhierte; und bald darauf unter dem Gewühle der inneren Unruhen unter seinem unglücklichen Sohne, es so gut wie gänzlich isolirte. Aber in Frankreich war seit der Belangung der Bourbons auf den Thron, die innere Ruhe hergestellt; und die pflegende Hand von Heinrich IV. und Gustav hatte über alle Erwartung schnell die tiefen Wunden geheilt, welche die Bürgerkriege ihm geschlagen hatten. Es nahm den ihm gebührenden Platz in dem Staatensysteme von Europa wieder ein; die alte Eifersucht gegen das Spanisch-Osterreichische Haus lebte von selbst wieder auf; in dem Plane von Heinrich IV. sollte sie aber nur das Mittel zum Zwecke, nur die Grundlage eines neuen Systems werden, nach dem Europa umgeformt werden sollte. Wer kennt jenes berühmte Projekt einer Europäischen Republik nicht, dessen Ausführung diesem Welttheile einen dreißigjährigen Krieg entweder

erspart, oder wahrscheinlicher ihn noch schneller würde herben gefodrt haben. Mit seinem Tode (1610) verschwand aber nicht nur dieses Projekt, sondern an die Stelle der Rivarität mit Spanien trat selbst eine freundschaftliche Verbindung, und, eine Beute elender Hofpartien, fiel Frankreich in den nächsten vierzehn Jahren in ein Schwanken zurück, das erst endigte als Richelieu (1624) mit fester Hand sein Staatsruder ergriff.

Allein wenn die Ermordung von Heinrich IV. es auch bewirkte, daß Frankreich in dem großen Trauerspiel das in Europa aufgeführt werden sollte, nicht gleich die erste Rolle übernahm, so konnte doch dadurch dieses Trauerspiel selbst zwar wohl aufgeschoben, aber nicht verhindert werden. Die Scene desselben ward nur verlegt, und indem Deutschland in dem dreißigjährigen Kriege dieses traurige Vorrecht erhielt, ward an das Schicksal desselben auch das Schicksal von Europa geknüpft.

Der allgemeine Gesichtspunct, aus dem man die Entstehung dieses Krieges betrachten muß, ist oben bereits angegeben. Seit dem zu leicht errungenen Religionsfrieden zu Augsburg, war die Erhaltung des Gleichgewichts der beyden Partien in Deutschland, das beständige Ziel der Politik hier geblieben. Allein wenn man die innere Geschichte des Deutschen Reichs seit jenem Frieden bis zum Ausbruch des großen Krieges (1556—1618) in einem allgemeinen Überblick verfolgt, so liegt es klar vor Augen, wie precar die Erhaltung der Ruhe hier gewesen war. Schon in dem Frieden selbst lag durch das reservatum ecclesiasticum, das die Protestanten nicht anerkannten, ein Zunder zu künftigen Kriegen. Auch außerdem gab es beständigen Stoff zu wechselseitigen Klagen, die alte Partie konnte sich zu schwer daran gewöhnen, die neue für vollgütig anzusehen, und ohne den Beweis historisch zu führen, läßt es sich deshalb

## Entwicklung der Folgen der Reformation. 69

schon psychologisch vermuthen, daß das Recht in den meisten Fällen auf der Seite der Protestanten war. Daher bilden ihre Religionsbeschwerden auf den Reichstragen der damaligen Zeit fast stehende Artikel, und hätten nicht die Türkenkriege eine momentane Vereinigung zuweilen erzwungen, und die Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand gelenkt, — schwerlich hätte die Ruhe so lange erhalten werden können. Die persönlichen Eigenschaften von Ferdinand I., und mehr noch von seinem würdigen Nachfolger Maximilian II., trugen viel dazu bey, sie auf eine Zeit lang zu sichern; aber dafür sammelte sich unter der eben so langen als indolenten Regierung von Rudolph II. des Stoßes zum Mißvergnügen schon so viel, daß die beyden Parthien schon damals gerüstet gegen einander überstanden. Im Jahre 1608 bildete sich die protestantische Union, und diese hatte wiederum die Entstehung der katholischen Ligue zur Folge.

Allein die inneren Verhältnisse der protestantischen Parthie hatten sich unterdeß so unglücklich entwickelt, daß sie bereits in sich selbst zerfallen war. Die religiöse Trennung der Lutheraner und Reformirten hatte auch in Deutschland ihren Einfluß auf die Politik geäußert, und die Eifersucht zwischen den Churfürstlichen Häusern Sachsen und Pfalz, besonders seit dem das Letzte an die Spitze der Union trat, entfernte das erste von der Theilnahme an der gemeinschaftlichen Sache. Hatte noch bisher ein Gleichgewicht zwischen den beyden Parthien existirt, so mußte es schon dadurch aufgehoben werden. Aber das größte Uebel, das die Protestanten drückte, war der Mangel eines Chefs, der ihre Parthie hätte zusammen halten können, wodurch jede Föderation, so bald sie in Thätigkeit sich setzen soll, bald in ein Nichts zurück sinken muß. Seit Moriz von Sachsen ward es den Protestanten nicht so gut, unter

ihren Fürsten einen einzigen zu finden, der auch nur einiger Maßen dazu die Taisente zugleich mit der Macht gehabt hätte, am wenigsten unter den Mitgliedern der neuen Union, während die Ligue ganz den Mann den sie brauchte am Herzoge Maximilian von Bayern fand.

Des brennbaren Stoffes war aber auf diese Weise die Menge nicht bloß durch ganz Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, besonders den Hauptländern der Osterreichischen Monarchie zerstreut; und seit dem der unuldtsame Ferdinand II. zum Nachfolger hier war ernannt worden (1617), mußte man fast täglich den Ausdruck eines Feuers erwarten, das so leicht nicht wieder zu stillen seyn konnte. Wo der kündende Funke eigentlich fallen würde, konnte Niemand vorher bestimmen; das Schicksal wollte, daß es in Böhmen geschah; der Krieg wurde aber wahrscheinlich der Hauptsache nach derselbe geworden seyn, wäre es auch anderswo geschehen. Furchtbar und schnell loderte nun die Flamme auf, und veranlaßte einen Brand, der halb Europa ergriff; und nachdem er 30 Jahre gewüthet hatte, zwar in seinen Haupttheilen, völlig aber erst um eilf Jahre später (1659) gelöscht werden konnte. Wenn gleich alles Detail dieses Krieges außerhalb unseren Gränzen liegt, so müssen wir ihn doch nach seinen Hauptperioden verfolgen, um die großen Veränderungen deutlich machen zu können, welche die Reformation durch ihn in den Verhältnissen des Staatensystems von Europa hervor brachte.

Es fehlte sehr viel daran, daß der dreißigjährige Krieg vom Anfange bis zu Ende nach einem gewissen Plane, oder auch nur zur Erreichung eines Zieles geführt worden wäre. Wem fiel es bey seinem Anfange wohl ein, daß er 30 Jahre dauern, daß er sich so weit verbreiten würde? Jener furchtbar wahre Ausspruch des älteren Cato, daß der Krieg sich selbst ernähre, bestätigte sich leider! auch

## Entwicklung der Folgen der Reformation. 71

hier. Von Zeit zu Zeit ward ein neues Interesse geweckt, das der Flamme wieder frische Nahrung gab, wenn sie so eben schon erlöschen zu wollen. Allein bey allem Wechsel der Dinge, bey aller Verflechtung des politischen Interesse, bildete doch das Religions-Interesse den Grund des ganzen Gemähltes, und der dreßzigjährige Krieg in seinem ganzen Umfange muß daher als Wirkung der Reformation betrachtet werden.

In seinem Ursprunge war er bloß ein Bürgerkrieg in dem Inneren der Oesterreichischen Monarchie, der die Bezwungung der Böhmischen Insurgenten zum Zwecke hatte. Durch die Schlacht bey Prag ward dieser Zweck auf das vollkommenste erreicht, der Krieg konnte geendigt scheinen.

Allein die Leichtigkeit des Gelingens erzeugte neue Pläne. Die besiegte Parthie in Böhmen hing mit den Protestanten im Reiche zusammen, sie hatte in dem unglücklichen Friedrich von der Pratz, dem Chef der Protestantischen Union, sich einen König erwählt. Eben dieser Fürst irrte nun als Flüchtling herum, kaum noch von ein Paar Abenteurern mit einer Handvoll Leute unter stützt. Seine Erbländer lagen fast offen da, und schienen eine sichere Beute zu seyn. Seine eigene Unfähigkeit nicht nur, sondern auch die Unfähigkeit der übrigen Mitglieder der Union war so klar erprobt, daß es nicht einmahl einer zweyten Schlacht bey Prag zu bedürfen schien, um die Protestantische Parthie zu vernichten, die ohnehin schon schwach genug gewesen war, sich gutwillig entwaffnen zu lassen. Das letzte Ziel mochte auch damahls dem Kaiser schwerlich klar vor Augen liegen, allein je weiter man es hinaus stecken konnte, um desto größer war sein Reitz, und je rascher man ihm entgegen ging, um desto mehr irrte sich die Idee, daß es die Herrschaft von Deutschland seyn sollte.

Über um eben diese Zeit (1621) brach das Kriegesfeuer auch noch in einem andern Lande wieder aus. Nach einem zwölfsjährigen Stillstande zwischen Spanien und den Niederländern, fing der, kaum zur Regierung gelangte, Philipp IV. den Kampf wieder an, und der neue Niederländische Krieg mußte dem Deutschen Kriege, so wie dieser jenem, fast nothwendig Nahrung geben. Auch hier war es dasselbe Religionsinteresse, und zwischen den, seit langer Zeit sich fremd gewordenen, Spanischen und Österreichischen Linien war seit Ferdinand II. Thronbesteigung eine so trauliche Verbindung wieder hergestellt, daß Spanisches und Österreichisches Interesse jetzt in Eines zusammenfloß. Der Krieg ward also zugleich jetzt hier und in Deutschland fortgeführt: aber mit dem veränderten Zwecke hatte er auch ein höheres Interesse erhalten. Die Begünstigung der Böhmen war eine Österreichische Hausache, die Unterjochung von Deutschland mußte Europa interessieren.

Die Einmischung anderer Mächte in den Deutschen Krieg war unter diesen Umständen zu erwarten, und Frankreich, bey seiner alten Eifersucht gegen Österreich, mußte sich wohl am ersten dazu berufen fühlen, seinen mächtigen Rival sich nicht durch die Unterjochung Deutschlands über den Kopf wachsen zu lassen. Allein bis Richelieu (1624) das Staatsruder ergriff, hatte die Französische Regierung, mit sich selbst uneins, kein festes System, und auch er war anfangs zu sehr mit den inneren Angelegenheiten beschäftigt, als daß er sogleich thätigen Antheil hätte nehmen können. Aber er unterhandelte im Norden von Europa. Da der Versuch von Christ an IV. von Dänemark, sich in die Deutschen Angelegenheiten zu mischen, durch die Schlacht bey Lutter am Barenberge (1626) mißlang, war er es, der Gustav Adolph ermunterte, als der Rächer der Sache der Protestanten aufzutreten.



Diese erste „Verflechtung des Nordens von Europa in das Interesse des südlichen und westlichen“ ist eine ganz neue Erscheinung in dem Europäischen Staatensystem, aber nicht weniger folgenreich als sie neu war. Bis dahin hatten die Nordischen Reiche ein System für sich gebildet, das, besonders durch die Polnischen und Schwedischen Kriege, — gleichfalls eine Folge des religiösen Interesse, das sich mit dem Familien-Interesse vereinigte, — seit vierzig Jahren sehr genau in einander verschlungen war; zwischen ihm und dem übrigen Europa hatte es aber noch gar keine feste Berührungspuncte gegeben. Die Reformation führte diese herbei; und durch sie ward Europa zuerst zu Einem Staatensystem verbunden. In einem Zeitalter wo man es so tief fühlte, daß das Gleichgewicht der beyden Partien in Deutschland höchst precar war, mußte eine Macht im Norden die Oesterreich balanciren konnte, Bedürfniß werden. Schweden übernahm diese Rolle, und damit begann eine neue Ordnung der Dinge in dem Europäischen Staatensystem.

Als der am meisten geordnete Staat im Norden, und besonders damahls im Besiß so wichtiger Länder an der Ostsee oder dem Finnischen Meerbusen, war Schweden dazu unstreitig am meisten geschickt; wiewohl der Erfolg doch gelehrt hat, daß mehr die außerordentlichen Talente seines Königs, als seine inneren Hilfsquellen, es dazu geschickt machten. Die glänzende Laufbahn von Gustav Adolph endigte früh durch seinen Tod bey Lützen, aber doch spät genug, um Schweden seinen Einfluß auf die Deutschen Angelegenheiten, und zugleich auf Europa, zu sichern. Selbst der Wechsel des Kriegsglücks konnte diesen nicht ändern, zumahl seit dem nach der Niederlage von Nördlingen (1634) auch Richelieu nicht länger bloßer Zuschauer blieb. Schweden gehörte von jetzt an zu den ersten Mächten Europas,

and der berühmte Westphälische Friede schien durch die mächtigen Besitzungen, die er Schweden in Deutschland verschaffte, ihm diesen Rang zu sichern. Man hat oft gefragt: ob Gustav Adolph, hätte er länger gelebt, nicht der Freyheit von Deutschland würde eben so gefährlich als Oesterreich geworden seyn? Wenn man voraussetzen darf, daß er den Vorschriften einer gesunden Politik gefolgt wäre, — und darf man dieß nicht bey einem solchen Fürsten? — so scheint die Frage nicht schwer zu beantworten zu seyn. Es gab nur Ein Mittel durch welches sich Schweden auf der Höhe behaupten konnte, zu der es gelangt war, — der Principat der protestantischen Parthie in Deutschland. Als Chef derselben bezieht es den entscheidendsten Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands; als solcher blieb es die Macht, die Oesterreich balancirte: als solcher der natürliche Bundesgenosse von Frankreich; als solcher behauptete es also seinen Rang unter den ersten Mächten von Europa. Will man einen solchen Principat, der allerdings drückend für manche Deutsche Stände werden konnte, da fast Alles dabey auf die Art und Weise der Ausübung beruhete, Vernichtung der Deutschen Freyheit nennen, so mußte diese in dem Plane von Gustav Adolph liegen. Wollte er aber mehr als dieß, so verdarb er sich selbst seine glorreiche Rolle, und hatte etwas gewollt, das er auf die Dauer doch nicht hätte behaupten können. Die Herrschaft des Schwächern über den Stärkern kann, durch vorübergehende Ursachen herbegeführt, eine Zeitlang dauern; allein es ist gegen die Natur, daß sie lange dauert. Es war unmöglich, daß Deutschland hätte von Schweden zur Provinz gemacht werden können.

Der Westphälische Friede machte dem Deutschen sowohl als Niederländischen Kriege ein Ende. Kein Friede ist so sehr gepriesen, oft über die Gebühr gepriesen worden.

## Entwicklung der Folgen der Reformation. 75

Er hatte allerdings drey wichtige Folgen, indem er erstens: Deutschland seine Constitution, und durch dieselbe beyden Parteien ihre Existenz; und ihre Rechte sicherte; indem er ferner der Republik der vereinigten Niederlande die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit verschaffte; indem er endlich drittens die Verhältnisse von Frankreich sowohl als von Schweden zu Deutschland bestimmte. Allein so wichtig auch unläugbar diese Punkte sind, mit so vielem Recht man ihn als die Basis der Deutschen Constitution, bis auf die Veränderungen unserer Tage, betrachtet, so that man ihm doch zu viel Ehre an, wenn man ihn, wie so oft geschieht, auch als die Basis des Gleichgewichts von Europa betrachtet. Die allgemeinen Grundsätze des Staatensystems von Europa zu reguliren fiel den Friedensstiftern nicht ein, und konnte ihnen nicht einfallen, da sie gar nicht dazu beauftragt waren. Sehr natürlich wurden also die wichtigsten und intricatesten Verhältnisse der Hauptmächte von Europa gar nicht auseinander gesetzt, ja zum Theil gar nicht einmal erwähnt. Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich dauerte noch über ein volles Decennium bis zum Pyrenäischen Frieden fort; ob Portugal unabhängig von Spanien bleiben sollte, blieb noch länger unausgemacht. An die Continentalverhältnisse von England wurde gar nicht einmal gedacht, weil damals dergleichen gar nicht existirten; und die Verhältnisse des Osten von Europa in seinen Haupttheilen bestimmte erst zwölf Jahre später 1660 der Friede zu Oliva. Wenn daher gleichwohl der Westphälische Friede in den Geschichtsbüchern der Grundstein des Gleichgewichts von Europa heißt, so ist es nur eines der vielen Beispiele, wie in der Geschichte oft die falschesten Vorstellungen durch öftere Wiederholungen endlich selbst bey unterrichteten Männern Eingang finden konnten.

Die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts war also der Zeitraum, wo die politische Wirkung der Reformation fast auf alle Theile des Europäischen Staatensystems am stärksten war, da auch England eben damals durch religiöse Secten zu Bürgerkriegen, und durch diese zu einer Staatsrevolution geführt, und in Frankreich die Parthie der Hugenotten mit Gewalt entwaflnet wurde. Allein auch die moralisch-politischen Spannfedern verlieren ihre Elasticität allmählig. Dieß war auch der Fall mit der Reformation; und die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gibt bereits davon den Beweis.

#### Vierter Zeitraum 1648—1702.

Man muß dem Französischen Cabinette den Ruhm zugestehen, daß es sich zuerst über den engen Gesichtskreis erhob, auf den sich die Bigotterie der übrigen Mächte beschränkte. Indem Richelieu mit Gustav Adolph, der Cardinal mit dem protestantischen Könige, in Verbindung trat, zeigte er dadurch Europa, daß das politische Interesse nicht bloß an das religiöse geknüpft werden dürfe. Das Zeitalter von Ludwig XIV. befreyte Europa allmählig von dieser Meinung. Seine politische Entwürfe hingen nicht mit der Religion zusammen, und das religiöse Interesse würde damals bereits gänzlich aufgehört haben, die Europäische Staatsmaschine in Bewegung zu setzen, wenn es nicht auf Einen Haupttheil von ihr noch mächtig gewirkt hätte, nämlich auf England. Das Getreibe der politisch-religiösen Factionen war hier zu wild gewesen, als daß selbst mit der Restauration die Gährung auf einmahl hätte gestillt werden können; die unflnige Politik der letzten Stuarts gab ihm zu viele Nahrung. Wenn in ihren Augen Einführung des Katholicismus auch Einführung der unumschränkten Gewalt und darum ihr Ziel war, so gelang-

te dagegen die Nation zu der festen Überzeugung, daß nur mit Erhaltung des Protestantismus die Nationalfreiheit erhalten werden könne. Die stete Verbindung in der Ludwig XIV. mit Carl II., wie mit Jacob II. stand, verschafte diesem Grundsatz auch auf das übrige Europa einen praktischen Einfluß; und so mußte Ludwig XIV. ganz gegen seinen Willen behülflich seyn, als die Stuarts fielen, seinen eifrigsten Widersacher in Wilhelm III. auf den Englischen Thron zu erheben. Wenn diese Begebenheit als eine Folge der Reformation erscheint, so kann man sie auch gewisser Maßen als die letzte ansehen, bey der sie ihren Einfluß auf die Politik von Europa im Großen äußerte. Durch diesen wichtigen Wechsel wurde der Grund zu der Antivarchie zwischen England und Frankreich gelegt; die, aber, wenn man gleich mit dem Präcedenten England zuweilen zu schrecken suchte, aus ganz andern Quellen, als aus der des religiösen Interesse, ihre Nahrung erhielt. Das Handels-Interesse wog von jetzt an das Religiöse auf; und indem die Republik der vereinigten Niederlande sich seit jener Zeit an England angeschlossen, bildeten die Seemächte ein Hauptgewicht in der Waagschale von Europa, gegen das so mächtig gewordene Frankreich.

Auch da, wo man das Fortwirken des religiösen Interesse in der Politik am meisten hätte erwarten sollen, im Deutschen Reich, verlor dasselbe seine politische Wirksamkeit; und eine ganz andere Entwicklung bereitete sich hier vor, als zu der Zeit des Westphälischen Friedens auch der kühnste Prophet sie hätte vorher sagen mögen. Bey den Eroberungsentwürfen von Ludwig XIV., und dem erneuerten Vordringen der Türken, (die während des dreißigjährigen Krieges glücklicherweise in Asien gegen die Perser beschäftigt gewesen waren), sah sich Deutschland in eine Reihe von Verhältnissen gestürzt, wo die beyden Religionsparthien genö-

thigt waren ihre Streitigkeiten zu vergessen, wenn sie auch ihren Haß nicht vergaßen. Der Drang der Zeitumstände führte Verbindungen herbei, auf welche die Religion keinen Einfluß hatte; und man sah die Waffen mehrerer der wichtigsten Protestantischen Fürsten mit den Kaiserlichen vereinigt, um bald im Westen bald im Osten sich den eindringenden Feinden zu widersetzen. Die gerechten Besorgnisse, welche die Übermacht von Schweden eingefloßt hatte, sängen seit der Schlacht bey Fehrbellin (1675) an, von selbst zu verschwinden. Die Verschwendung von Christina, und die wilden Entwürfe ihres Nachfolgers, hatten das Reich erschöpft; und wenn gleich ein so außerordentlicher Mann, wie Carl XII. war, durch außerordentliche Unternehmungen den Geist seiner Nation auf einige Zeit gleichsam über sich selbst erheben, und zu übernatürlichen Anstrengungen fähig machen konnte, so zeigte es sich doch bereits damals deutlich genug, daß ein von der Natur so wenig begünstigtes Land bey dem großen Ausbluten der übrigen nothwendig zurück bleiben mußte. Aber dafür bildete sich jetzt ein anderer Staat in dem Norden von Deutschland selbst, der Schwedens Einfluß auf das übrige Europa nicht bloß ersetzen, sondern mehr als ersetzen sollte. Es ist oben bereits gezeigt, in wie fern die Preussische Monarchie der Reformation ihre Grundlage verdankt; wenn sie aber bey dem Sinken von Schweden in gewisser Rücksicht in dessen Stelle trat, so war doch ihre Einwirkung auf das Europäische Staatensystem von der von Schweden merklich verschieden. Wenn das letztere Reich durch seine ungünstige geographische Lage und seine beschränkten Hülfsmittel nur unter dem Zusammenfluß günstiger Zeitumstände einen großen Einfluß auf jenes System haben konnte, so mußte dagegen dieser Einfluß bey Preußen, sobald diese Monarchie eine gewisse Stärke erhielt, viel fester und dauernder seyn. Es

schlechte bis dahin der Kette dieses Systems an einem Gliede, welches die nördliche und südliche Hälfte in eine feste Verbindung gesetzt hatte. Schweden konnte diese wohl auf einige Zeit, aber aus den eben bemerkten Ursachen nicht fortdauernd leisten. Preußen, durch seine Lage fast in gleichem Maße dem Osten und Westen angehörend, hat, seit dem es in die Reihe der ersten Mächte von Europa einzutreten anfieng, diese Bestimmung erfüllt, und kann sie um so mehr fortdauernd erfüllen, da seine neuen Besitzungen in Pohlen einer Vervollkommnung fähig sind, die seine künftige Größe ihm sichern kann, wenn Deutsche Cultur erst über sie verbreitet ist.

### Fünfter Zeitraum

#### Das achtzehnte Jahrhundert.

Die Ursachen durch welche die Reformation bereits in dem vorigen Zeitraume angefangen hatte, ihre politische Wirkungskraft zu verlieren, werden aus dem bisher Angeführten sich bereits von selbst ergeben, eben diese Ursachen, noch durch andere verstärkt, wirkten aber in diesem neuen Zeitraume mit noch stärkerer Macht. Wenn es überhaupt in der Natur der Dinge liegt, daß moralische Triebfedern ihre Spannkraft auf eine gewisse Zeit behalten, und dann anfangen zu erschlaffen, so lehrt uns die Geschichte, daß es alsdann unmöglich ist, ihre verlorne Energie ihnen wieder zu geben. Sie wirken durch die unmittelbare Verbindung, in der sie mit der herrschenden Denkart stehen, und so wie diese nach der Einrichtung unserer Natur einem beständigen, wenn auch nicht plötzlichen doch allmählichen, Wechsel unterworfen ist, so müssen auch sie es seyn. Das Zeitalter von Ludwig XIV., besonders die erste Hälfte desselben bis zum Nimveger Frieden, glänzte von so vielen Seiten, daß bey

der Menge von neuen und großen Gegenständen, die sich der Aufmerksamkeit und der Bewunderung darboten, der Gesichtskreis der Nation um vieles erweitert werden mußte. So wenig auch die Achtung für Religion überhaupt sank, so sehr theilten doch bey dem Aufblühen der Kunst und Literatur die Werke von diesen die öffentliche Aufmerksamkeit. Was in Frankreich geschah, geschah auch allmählig in den übrigen Ländern des cultivirten Europas, man empfand es immer mehr, daß es auch außer den dogmatischen Streitigkeiten noch andere Gegenstände gebe, um die man sich zu bekümmern hätte. Zwar muß man sich sorgfältig hüten, die Wirkung davon nicht zu hoch anzuschlagen. Der Geist der Intoleranz, der aus den oben entwickelten Ursachen den Völkern Europas viel zu tief eingedrückt war, verlor sich noch in langer Zeit nicht nur nicht aus dem Privatleben, sondern zeigte sich auch unverhohlen in der Verwaltung der innern Staatsangelegenheiten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes, durch welche Ludwig XIV., indem er Französischen Kunstfleiß über das übrige Europa verbreitete, diesem, ohne daran zu denken, einen Ersatz für den Schaden gab, den er ihm durch seine Kriege zugefügt hatte, gab einen Beweis davon in Frankreich; und durch die berühmte Clausel zum vierten Artikel des Nymwiker Friedens sorgte Ludwig XIV. dafür, daß auch ein neuer Konkapsel zwischen die Katholiken und Protestanten in Deutschland geworfen ward, dessen Wirkungen noch lange sichtbar blieben; allein wie mächtig auch noch jener verderbliche Geist auf diese Verhältnisse wirkte, so sichtbar verlor er seinen Einfluß auf die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten und auf die höhere Politik. Der Nebel der Vorurtheile sentte sich zuerst aus den erhabenern Regionen, aber es dauerte noch lange, bis die Sonne der Aufklärung ihn auch aus den niedern vertreiben konnte. Am meisten indeß war es der Gang der öffentlichen Angelegen-



## Entwicklung der Folgen der Reformation. 81

heiten selbst, der der Politik immer mehr eine veränderte Richtung gab. Nachdem bereits in der letzten Periode durch die Unternehmungen von Ludwig XIV., und die Bereicherung der Holländer durch ihren Handel und ihren Kunstfleiß, die Staatskunst auf ganz andere Gegenstände als die Religion gerichtet war, erregte die Eröffnung der Spanischen Monarchie am Ende derselben ein ganz neues, und so großes und wichtiges Interesse, daß der ganze Westen von Europa dadurch fast anderthalb Decennien hindurch beschäftigt ward. Zu eben der Zeit, und noch länger, brannte ein eben so fürchtbares Kriegsfeuer im Osten dieses Welttheiles, wodurch derselbe eine gänzliche Umformung litt. Eine Macht vom ersten Range bildete sich hier, der das katholische und protestantische Interesse gleich fremd seyn mußte, da sie zu keiner von beynen Parthien gehörte; und die großen Scenen, welche die Heldenlaufbahn von Eugen und Marlborough, von Carl und Peter darbotben, waren so verschieden von Allem was Europa bisher gesehen hatte, ihre Dauer so lang, und die Eindrücke, die sie zurück ließen so tief, daß es unmöglich war, wiederum auf die früher herrschenden Ideen in der Politik zurück zu kommen. Die Lage fast aller Mächte von Europa war dadurch gänzlich verändert, und diese Veränderung, in Verbindung mit der Mittelmäßigkeit der Talente der meisten zunächst folgenden Regenten und Minister, erzeugte wiederum ein Schwanken in der Politik, das in den beyden Decennien zwischen 1720 bis 1740 demjenigen nicht unähnlich war, welches die ersten 16 Jahre des sechzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Eine ähnliche Menge, und ein ähnlicher Wechsel der Verbindungen, indem Frankreich sich an England anschließt, und Oesterreich die Anerkennung seiner Pragmatischen Sanction zum höchsten Ziele seiner Politik macht! Allein an allen jenen

Bündnissen und Gegenbündnissen hatte die Religion bereits gar keinen Antheil, man sah die vormahligen Erbfeinde, England und Frankreich, mit einander im Bündniß, und eine Handelsgesellschaft zu Ostende wurde für viel wichtiger angesehen, als irgend ein Religionsstreit. Um diesem Herumtappen der Politik ein Ende zu machen, bedurfte es erst wieder des Genies eines großen Mannes, der Selbstständigkeit genug besaß, für sich zu handeln; und Kraft genug, sein System geltend zu machen. Er erschien in Friedrich dem Zweyten. Der Breslauer Friede 1742 legte den Grundstein zu dem neuen System des Gleichgewichts in Europa, worin Preußen und Oesterreich die ersten Glieder waren; und Frankreich, indem es sich halb an jenes, bald nachher an Oesterreich anschloß, sich selbst zu einer Macht vom zweyten Range herabwürdigte. Die Verschiedenheit der Religion in den beyden Monarchien gewann aber darauf gar keinen Einfluß, selbst im Deutschen Reiche, wo doch die Reibung beyder Parteyen am längsten dauern mußte, verlor sie sich fast gänzlich, und Alles zeigte an, daß die Religion, als Triebrad der Politik, ihre Kraft verloren hatte, und nur noch höchstens bey einem Volke, das an den wohlthätigen Fortschritten der Aufklärung gar keinen bedeutenden Antheil genommen hatte, wie bey den Pohlen, dazu gemißbraucht werden konnte, ihrem Factionzgeist Nahrung zu geben. So war es möglich, daß eine neue große Revolution Europa erschüttern konnte, ohne daß die Religion darauf einen weiteren merklichen Einfluß gewann, als daß ihr Bedürfniß für die Staaten, indem man sie vernichten wollte, gefühlt ward. So gibt endlich selbst derjenige Staat, für dessen Constitution die möglichste E.haltung der Religionsparität unter seinen Ständen vormahls eine der ersten Grundmaximen war, jetzt bey der Umformung seiner Verfassung den Beweis, daß von eben den Gegenständen, von denen man

ein Jahrhundert früher die ganze Verhandlung würde angefangen haben, jetzt kaum bey'm Schlusse derselben noch gelegentlich die Rede ist, und vielleicht gar nicht einmahl die Rede seyn würde, wenn sie nicht noch mit Dingen anderer Art, die ihre Wichtigkeit nicht verloren haben, zusammen hingen.

### III. Folgen der Reformation für den Handel und das Colonialsystem.

Der dritte, uns noch übrige, Gesichtspunct, aus dem wir die Folgen der Reformation für die Politik betrachten müssen, ist ihr Einfluß den sie auf den Handel und die Colonien gehabt hat. Vielleicht scheint dieser Einfluß auf den ersten Blick so entfernt zu seyn, daß er kaum mehr in den Kreis dieser Untersuchung gehört; allein es wird sich leicht zeigen, wie unvollkommen diese bleiben würde, wofern wir keine Rücksicht auf diesen Gegenstand nehmen wollten.

Die Reformation schuf die Republik der vereinigten Niederlande, und durch sie den Welthandel Europas. So klar diese Wahrheit ist, so könnte man vielleicht dagegen einwenden, daß derselbe sich auch ohne die Reformation würde gebildet haben, da man den Weg nach beyden Indien schon vorher gefunden, und das Beyspiel von Portugal und von Spanien bereits vor Augen hatte. Allein angerechnet, daß das was vielleicht geschehen seyn würde, nicht in Anschlag gebracht werden kann, so scheint dennoch so viel gewiß zu seyn, daß dieser Welthandel ohne die Reformation viel langsamere Fortschritte würde gemacht haben, und vielleicht gar nicht zu der Höhe würde gebracht seyn, zu der er wirklich gelangt ist. Es bedurfte dazu einer kühnen und unternehmenden Nation, die un-

ter dem Drange der Umstände sich aufraste, und, indem sie nur in ihm die Hülfquelle ihrer Deyheit und Existenz sah, mit aller der Energie, deren sie nur fähig war, sich ihn zueignete. Mit welcher Schnelligkeit überflügelten nicht seit dem Jahre 1595 die Holländer die bisherigen Herrscher Indiens auf allen Meeren? Für Portugal konnte damals, schon wegen seiner unglücklichen Vereinigung mit Spanien (1580—1640), kein weiteres Aufblühen erwartet werden, und die engherzigen Grundsätze, nach denen Spanien seinen Colonialhandel eingerichtet hatte, machten es unmöglich, daß daraus ein großer Welthandel hätte werden können. Wie ganz anders blühte dagegen dieser Handel unter den Händen der Holländer auf, und wie ganz anders würde er noch aufgeblüht seyn, wenn er zu rechter Zeit sich von den Fesseln des Monopols hätte befreien können? Gilt aber das, was man von den Holländern eingestehen muß, nicht auch, wenn gleich in einem geringern Grade, von den Engländern? War es nicht das Zeitalter der Elisabeth, wo sie unter den Drakes, unter den Howards, ihre Flagge über ferne Meere verbreiteten? War es nicht der Geist des Protestantismus, der sie den Sieg über die unüberwindliche Flotte erringen, und durch ihn den ersten Grundstein zu jener Herrschaft des Meeres und jenem Welthandel legte, wie noch kein Zeitalter ihn sah? War es endlich nicht eben dieser Geist, der die freien Seestädte Deutschlands besetzte, und sie zu einer Höhe empor hob, die selbst in den Zeiten des drohenden allgemeinen Umsturzes ihnen die allgemeine Achtung der Mächtigen erhielt? Wie man also auch über den Gang denken mag, den der Handel ohne die Reformation genommen haben würde, so bleibt immer so viel gewiß, daß sie es ist, der er seinen schnellen Wachsthum, der er seine nachmahlige Form verdankt.

## Entwicklung der Folgen der Reformation. 35

Mit dem Handel stehen die Colonien in einer so natürlichen Verbindung, in so fern sie feinetwegen angelegt wurden, daß sie kaum einer besondern Erwähnung zu bedürfen scheinen. Ist es erwiesen, daß es ohne die Reformation keinen Holländisch-Ostindischen Handel gab, so gab es auch ohne sie kein Cap und kein Batavia! Allein ich überlasse um so lieber die weitere Ausführung davon dem Geschichtschreiber des Handels, da sie mich leicht zu fremdartigen Untersuchungen führen, und selbst dem Verdachte mich aussetzen konnte, daß ich zu entfernte Folgen der Reformation noch mit in ihren Wirkungskreis zöge. Allein noch auf eine andere Weise, noch in einem andern Welttheile, hat die Reformation zu unmittelbar auf die Entstehung und Entwicklung eines jetzt blühenden und mächtigen Colonial-Staats gewirkt, der dazu bestimmt zu seyn scheint, in den kommenden Jahrhunderten dem Welthandel seine Bahn zu bezeichnen, als daß ich diesen Gegenstand mit E stillschweigen übergehen konnte.

Wer waren jene Flüchtlinge, die an den Küsten einer neuen Welt, die in den Wäldern von Nord-Amerika sich ansiedelten, weil man sie in der alten ihren Gott nicht auf ihre Weise verehren lassen wollte? Waren es nicht, vielleicht vier Fünftheilen noch, die Ausgewanderten, welche die Gährungen, die die Reformation in England erregte, über den Ocean trieben? Schon unter Elisabeth ward der Grund zu diesen Anpflanzungen gelegt, es ist aber aus der Geschichte allgemein bekannt, daß die stürmische Periode der Stuarts auch die Periode ihres ersten Gedeihens war.

Allein mit ihrer religiösen Freiheit brachten die Colonisten auch schon den Keim zu ihrer politischen Unabhängigkeit hinüber, der, in Amerikas Boden gepflanzt, vielleicht auch selbst ohne jene, hätte gedeihen, und früher oder später Früchte tragen müssen. Es liegt in der Natur von Colonien,

86 Zweyt. Abschn. Entwickel. d. Folgen d. Reform.  
(und eben dadurch werden sie zugleich so wichtig für die Menschheit), daß in ihnen eine neue Masse von politischen Ideen in Umlauf kommen muß. In dem neuen Lande jenseits des Meeres kann nicht alles wieder werden, wie es in dem alten war. Wäre daher auch hier die Verbindung mit dem Mutterlande weniger eng geworden, als sie es wirklich ward, die letzte Wirkung würde wahrscheinlich doch dieselbe gewesen seyn. Aber man weiß, wie schwach von je her jene Abhängigkeit war, man weiß, daß jede jener Provinzen schon in ihrer Innern Verfassung eine so vollendete Republik darstellte, daß sie bey ihrer gemeinschaftlichen Losreißung den unschätzbaren Vortheil hatten, ohne weitere innere Revolutionen fast nur bloß ihre Centralregierung bilden zu dürfen.

So verbreiteten sich also die politischen Folgen der Reformation auch jenseits des Oceans, so bleibt es eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit: ohne die Reformation kein freyes Nordamerika! Leser, blicke über das Meer auf jene neue Welt, wo jetzt ein verjüngtes Europa ausblüht! Sieh dann zurück auf Luther und Zerkel, — und wage es noch im voraus die Folgen von Revolutionen zu berechnen!

---

II.

G e s c h i c h t e

Revolution der Gracchen.



Wofern irgend ein Theil der alten Geschichte durch die Begebenheiten der neuesten Zeiten wiederum ein höheres Interesse erhalten hat, so ist es ohne Zweifel derselbe Zeitraum der Römischen Republik, in dem dieselbe die Welt Herrschaft an sich riß, und durch eine Reihe von Umwälzungen und Bürgerkriegen sich endlich in einen Monarchischen Staat umformte, der aber deßhalb der übrigen Welt nicht weniger gefährlich blieb. Die furchtbare Erscheinung einer großen militärischen Republik, die man damals zum ersten Male sah, blieb ohne Gleichen bis auf unsere Zeiten, und ohne gesuchte und nur zu oft verfehlt Parallelten zwischen Personen oder Begebenheiten der alten und neuesten Zeit zu ziehen, woben die Wahrheit gewöhnlich mehr verliert als gewinnt, ist diese, nicht in zufälligen oder übergehenden Eigenheiten, sondern in dem Wesen der Verfassungen selbst gegründete Ähnlichkeit zu auffallend, als daß sie noch eines weiteren Beweises bedürfte.

Unter diesen Umständen verdienen nicht bloß die großen auswärtigen Kriege, sondern nicht weniger die gewaltigen innern Erschütterungen, welche der Römische Freistaat in dieser Periode erlitt, die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers. Sie fingen an mit den Unruhen der Gracchen, und endigten erst ein volles Jahrhundert nachher (134 — 51 v. Ch.) mit der Schlacht bey Actium. Diesen ganzen Zeitraum hindurch befand sich die Republik in einem revolutionären Zustande, wenn gleich einzelne Abschnitte desselben mehr oder



weniger stürmisch waren. Ein solcher Zustand entsteht in einem Freystaate, so bald die politischen Partzien in politische Factionen ausarten, das heißt, so bald die Herrschaft der Vernunft aufhört, und dafür die der Leidenschaften beginnt; eine Gränzlinie, die sich zwar leicht in der Theorie, aber desto schwerer im Einzelnen Falle mit Bestimmtheit ziehen läßt. Leider! findet sie sich schon fast immer da, wo politische Partzien anfangen ihre Grundsätze practisch geltend zu machen; und eben darin liegt der Grund, weshalb alle Versuche zu Staatsumformungen, so bald sie nicht ausschließend durch die Hand der Regierung gemacht werden, in den Augen der Vernunft so äußerst gefährlich sind. Eben deshalb aber ist es bey ihnen auch gerade der Anfang, der am meisten die Aufmerksamkeit des denkenden Geschichtsforschers verdient. Factionen, wenn sie sich erst gebildet haben, treiben ihr Spiel fast immer auf eine ähnliche Weise; die Tactik ihrer Häupter ist nur nach Zeitumständen modificirt, aber der Hauptsache nach dieselbe; und ähnliche, wenn auch nicht gleiche, Erscheinungen, müssen daher unter solchen Umständen wiederkehren. Allein der Anfang bleibt verschieden; und die Entwicklung von diesem ist deshalb der eigentlich lehrreiche Theil der Geschichte von Revolutionen.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, muß die hohe Wichtigkeit der Unternehmungen der Gracchen jedem einleuchten. Sie waren die ersten Urheber jener Staatsumwälzung, die erst nach einem vollen Jahrhunderte, gerade mit dem entgegen gesetzten Ausgang, endigte, als derjenige war, den sie ihr geben wollten. Sie erregten zwar noch nicht selbst Bürgerkriege, sondern nur bürgerliche Unruhen, die jedoch schon mit blutigen Austritten, wovon sie selbst die Opfer wurden, verbunden waren; allein das von ihnen angezündete Feuer ward nie wieder gänzlich ge-

löscht, als endlich unter den Trümmern der Republik; und die Flamme der Bürgerkriege loderte nachmahls desto fürchterlicher auf, je mehr unterdeß des Stoffes sich gesammelt hatte. Aber um ihre Unternehmungen verstehen und beurtheilen zu können, bedarf es nothwendig eines tiefern Blickes in den damaligen Zustand des Staats, dessen Verbesserung sie werden wollten.

Der Römische Staat hatte, als der erste von ihnen als Reformator seiner Verfassung auftrat, bereits sein siebenstes Jahrhundert erreicht. Nach einem langwierigen Streite hatte er sich bereits seit hundert und fünfzig Jahren zu der Herrschaft von Italien erhoben, und in diesem letztern Zeitraume, nach einem noch hartnäckigern Kampfe, seine Nebenbuhlerin, das reiche Carthago, besiegt, und dadurch ein Übergewicht über alle Mächte der damaligen Zeit erhalten, wodurch er im Stande war, die Herrschaft der Welt an sich zu reißen. Macedonien und Griechenland waren unterjocht; alle vormahlige Carthagische Provinzen waren Römische Provinzen geworden. In Asien hatten die Römischen Legionen bereits gesiegt, und auch in andern Ländern hatte der Senat Verbindungen, die ihn, wenn auch nicht zum förmlichen Oberherrn, doch zum Vormunde derselben machten; ein Vortheil, den er mit dem bloßen Titel *Socius Populi Romani* zu bezahlen pflegte. — In seinem Inneren hatte Rom bereits seit zwey Jahrhunderten einer völligen Ruhe genossen. Die alten Streitigkeiten zwischen Erbadel und Bürgerstand, (*Patriciern* und *Plebejern*) hatten schon lange aufgehört, seit dem der letztere völlig gleiche Rechte mit dem ersten erhalten hatte, und das Patriciat daher, wenn es auch fortbauerte, doch zu einem bloßen Nahmen geworden war.

So schien Rom auf den ersten Blick in einer Lage zu seyn, die ihm eine lange innere Ruhe nicht weniger, als einen schnellen Wachsthum seiner Herrschaft, zuscherte. Aber wer tiefer sah, wer genauer die innern und äußern Verhältnisse kannte, mußte auf ganz andere Betrachtungen geleitet werden, und konnte die großen Erschütterungen, die binnen Kurzem erfolgten, mit vieler Wahrscheinlichkeit ahnden, wenn es auch unmöglich war, ihre Folgen und ihre Entwicklung voraus zu sehen.

Der Römische Staat war allerdings eine Republik; aber bey weitem der geringste Theil der Bewohner dieses Staates waren Bürger desselben. Nur die Einwohner der Stadt Rom, und des sehr mächtigen Stadrg. bieztes, nebst einigen einzelnen Städten Italiens, denen man, unter dem Nahmen von Municipien gleiche Rechte mit Rom selbst gegeben hatte, verdienten diesen Nahmen in der vollen Bedeutung des Wortes. Sie allein machten das herrschende Corps, das souveräne Volk aus; alle übrigen zahlreichen Völkerstämme und Nationen, in- und außerhalb Italien, waren mehr oder weniger Unterthanen, je nachdem es den Römern beliebt hatte, ihnen größere oder geringere Vorrechte zu bewilligen. Wenigstens fand sich noch eine solche Verschiedenheit in Rücksicht der Völkerstämme Italiens. Die meisten von diesen, die nicht unbedingt sich den Römern unterworfen, sondern gewisse Bedingungen fest gesetzt hatten, wurden mehr als *Wesbündene* behandelt, und behielten gewöhnlich ihre innere eigene Verfassung, wenn sie gleich ihre äußere verloren, und ihre Contingente an Truppen nicht weniger, als an Gelde, liefern mußten. Es herrschte aber auch unter diesen wieder eine merckliche Verschiedenheit, je nachdem sie das Lateinische oder das Italienische Bürgerrecht hatten. Ganz anders aber verhielt es sich mit allen auswär-

tigen, und auch selbst verschiedenen Italienschen Völkerschaften: die alle ihre Rechte verloren, und, im strengsten Sinne des Wortes Römische Untertanen geworden waren. Sie standen unter der Herrschaft Römischer Gouverneurs, die jährlich zu wechseln pflegten, und litten um so viel mehr, weil die militärische Verfassung, die Rom selbst zu allen Zeiten eigen war, auch auf sie übertragen wurde.

Der Römische Staat also bildete keines Weges eine einzige und untheilbare Republik, in der neuern Bedeutung des Wortes; und eben so wenig kann man ihn eine föderirte Republik nennen. Zwar konnte man, in gewisser Rücksicht, Italien, das Hauptland, mit diesem Nahmen belegen; aber mit dem Unterschiede, daß die Verbundeten bey weitem nicht gleiche Rechte mit der Hauptstadt genossen.

Ließ es sich erwarten, daß diese zahlreichen Völkerschaften das Joch, das eine einzige Stadt ihnen aufgelegt hatte, immer geduldig tragen würden? Ließ es sich nicht voraussehen, daß besonders die Italienschen Völkerschaften, denen man noch einen Theil ihrer Freyheit gelassen hatte, Versuche machen würden, sie völlig wieder zu erlangen, und gleichen Antheil mit Rom selbst an der Herrschaft des Staats zu haben? War dieß nicht um so viel wahrscheinlicher, je harter das Joch war, das sie drückte? Und wenn man auch annehmen dürfte, daß sie schon zu sehr an Sklaverey gewohnt waren, um selbst auf diese Gedanken zu kommen, hatte man nicht Ursache zu fürchten, daß irgend ein mächtiger Demagoy in Rom selbst sie darauf leiten würde, um durch sie seinen Anhang zu verstärken? Konnte es für einen ehrgeizigen Volkführer wohl eine reichendere Aussicht geben, als eine Umstürzung der bisherigen Verfassung auf diesem Wege zu versuchen, dessen letztes Ziel fast unzweifelbar eine Oberherrschaft über Italien zu seyn schien?

Wenn aber diese äußere Lage von Rom dem Politiker Bedenklichkeit erregen mußte, so ließen die innern Verhältnisse den Ausbruch einer nahen Revolution beynahe mit Gewißheit voraus sehen. Ungeachtet der glänzenden Siege, ungeachtet der Ausplünderungen der reichsten Städte und Länder, war doch das Los des größeren Theiles des souveränen Volkes in Rom selbst nichts weniger, als beneidenswerth. Im Gegentheile waren die Sieger der Welt bey weitem, der größern Zahl nach um vieles ärmer, als ihre Vordäter gewesen waren, deren ganzes Gebieth sich nur auf wenige Meilen erstreckte. Die fleißige Cultur ihres Landes sicherte diesen ihren Unterhalt, gerade jene Siege ertödteten aber die frühere Industrie, und die so oft gemachte Erfahrung bestätigte sich auch hier, daß durch Erobern und Plündern die Sieger nicht wohlhabend werden, sondern verarmen. Die Leichtigkeit des Beutemachens entwöhnt die Menschen von regelmäßigen Geschäften, und erzeugt Mangel statt Überfluß, weil sie zugleich durch steigenden Luxus eine Menge neuer Bedürfnisse schafft.

Auf diese Weise hatte sich in Rom eine Classe von Menschen gebildet, die weder Eigenthum noch Industrie besaß, ein zahlreicher Pöbel: eine Benennung, die man erst in unsern Tagen mit der des Volkes hat gleichbedeutend machen wollen. So wie einzelne Familien sich durch Ämter, und besonders durch Verwaltung von Provinzen, ungebüßet bereicherten, so verarmte dieser immer mehr, und das schreckliche Phänomen, das große Städte gewöhnlich darbieten, die höchste Dürftigkeit neben der höchsten Verschwendung zu sehen, fing auch bereits an in Rom sich zu zeigen. Allein es gab hier dazu noch besondere Ursachen, die tief in der innern Verfassung des Staats versteckt lagen, und die man nothwendig kennen

muß, wenn man über die politischen Ereignisse, welche die Folgen davon waren, urtheilen will. Die Reichthümer der großen Familien bestanden, wie man dieses bey einem Volke, das ursprünglich ganz eigentlich ein ackerbauendes Volk gewesen war, nicht anders erwarten kann, aus Ländereyen, die aber, bey weitem dem größern Theile nach, nicht völliges Eigenthum, nicht eigentliche Familiengüter waren, sondern vielmehr *Staatsländereyen*, die man gegen einen mäßigen Grundzins von dem Staat in Pacht hatte. So wie nämlich die Römer ihre siegreichen Waffen durch Italien allmählig weiter ausgebreitet hatten; so hatten sie auch den besiegten Völkern ihre Ländereyen ganz, oder doch großen Theils, genommen, weil man diese als den wichtigsten Theil der Beute, und den eigentlichen Lohn des Sieges, betrachtete. In den eroberten Städten pflegte man alsdann gewöhnlich Römische Colonisten anzusetzen, denen man eine gewisse Parthie des eroberten Landes als Eigenthum austheilte. Allein der bey weitem größere Theil, besonders alles ungebauete Land, wurde zu Eigenthum des Staats, oder zu öffentlichen Ländereyen gemacht. Man verpachtete diese, gegen die Entrichtung von *Zehnten*, zum Besten der Republik; und nach den ursprünglichen Einrichtungen sollten diese Pachtungen sowohl den besiegten Völkern, die ihr Eigenthum ganz oder zum Theil verloren hatten, als auch den armern Bürgern in Rom, zu gut kommen. Allein diese Absichten wurden gänzlich verfehlt. Je reicher diese Ländereyen, und je geringer das Pachtgeld war, um desto mehr drängten sich die reichen Familien dazu, und konnten sie um so viel leichter sich zueignen, da auch die Verpächter aus ihrer Mitte waren. Auf diese Weise gelangten also die Großen in Rom zu unermesslichen Ländereyen, die, wenn sie gleich im strengsten Sinne des Wortes, öffentliches Eigenthum waren, dennoch gewisser Maßen Lebengüter wurden,

deren Besitz man denen, die sich einmahl darin gesetzt hatten, nicht wieder entreißen konnte. Wenn dieser Mißbrauch durch den das Landeigenthum von Italien immer in die Hände einer geringern Anzahl Menschen kam, schon an sich selbst verderblich für Bevölkerung und Industrie war, so mußte er dieses noch in einem viel höhern Grade dadurch werden, daß diese Ländereien selbst nicht durch Tagelöhner, sondern durch leibeigene Sklaven gebaut wurden. Man glaubte sich dabey besser zu stehen, weil man diese härter halten konnte, und auch besonders, weil man bey Kriegszeiten nicht zu fürchten brauchte, daß sie zu Soldaten gemacht würden. Es ist leicht, die Folgen zu berechnen, die dieß für ganz Italien haben mußte. Das Land ward entvölkert, weil die Einwohner gedrückt wurden; die Anzahl der Freygebornen ward geringer, in eben dem Maße, als die Anzahl der Leibeigenen zunahm, und das Mißvergnügen, welches unter den noch übrigen herrschte, mußte um so viel größer seyn, da man ihnen ihr Eigenthum gewaltthätig genommen hatte. In Rom selbst wuchs immer die Anzahl des müßigen und dürftigen Pöbels; die Einwohner von dem Lande, die zu Hause kein Verdienst hatten, stießen, ungeachtet der ausbrüchlich dagegen gegebenen Gesetze, nach der Hauptstadt, wo sich, bey der immer steigenden Verschwendung der Reichen, mehrere Erwerbsmittel ihnen darzubieten schienen.

Wenn dieser zahlreiche Pöbel nur eines Anführers und einiger hingeworfenen Ideen bedurfte, um sich zu einer demokratischen Parthie zu bilden, so stand dieser bereits eine völlig gebildete aristokratische gegenüber. In jener langen Periode der innern Ruhe, die seit dem Aufheben der Streitigkeiten zwischen dem Erbadel und Bürgerstande durch die Gleichmachung der Rechte geherrscht hatte, war die Herrschaft des Senats allmählig so fest und unumschränkt geworden, daß man ihn eigentlich als die Ro-

nische Regierung betrachten muß. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten wurden durch ihn abgemacht, der jährliche Wechsel seiner Vorsteher, der Consuln, erlaubte es nicht, daß diese als solche einen bleibenden Einfluß sich sichern konnten, und den Versammlungen der Burgerschaft war, außer den Wahlen der Magistrate, und einigen Formalitäten, fast gar keine Macht übrig geblieben. Jene, so lange, und glänzende, Verwaltung des Staats; jene, so glorreich geführten; und noch glorreicher geendigten, Kriege; jene Eroberungen; jene Verbindungen in allen Welttheilen hatten dem Senate in den Augen des Volkes eine Würde gegeben, die außer der öffentlichen Meinung noch eine vielleicht festere Stütze an den, durch die Volksreligion geheiligten, Formen zu haben schien, ohne welche Rom nie das geworden wäre, was es ward. Ja selbst jene Wahlen, bey denen die Bürgerschaft ihre Rechte fast allein ausübte, schienen damahls meist nur zu Förmlichkeiten geworden zu seyn. Denn während jener langen und unbestrittenen Herrschaft des Senats war allmählich eine Familienaristokratie gewurzelt, die zwar nicht zunächst auf der Geburt, sondern auf der Theilnahme an den höhern Magistraten, wovon Sitz und Stimme im Senate in Rom die gesetzmäßige Folge war, beruhte, aber doch schon eine ähnliche Festigkeit erhalten hatte, als eigentlicher Geburtsadel sie nur erhalten kann. Denn allmählig war es dahin gekommen, daß eine Anzahl Familien jene hohen Würden des Staats, und also auch die Plätze im Senat, sich so gut wie ausschließend zugeeignet hatte, indem, wenn gleich patricische oder plebejische Abkunft darauf gar keinen Einfluß hatte, es doch beynahe unmöglich war, zu einer jener Stellen zu gelangen, wenn man nicht aus jenen Optimaten-Familien war, oder mit ihnen in enger Verbindung stand, die sich selbst auch bereits, edle, (*nobilis*), nannten. Diese Häuser waren es, die eigentlich



die Vortheile von den Siegen und Eroberungen der Römer geerntet hatten; die für den großen Haufen jedes erobernden Volkes, wie auch immer seine Regierungsform beschaffen seyn mag, stets verloren zu seyn pflegen. Aus ihnen waren die Befehlshaber und die Statthalter der Provinzen; und in ihnen waren die Reichthümer und Besizungen aufgehäuft auf die, wie weit sie auch noch unter denen eines spätern Zeitalters blieben, doch die übrigen, die nicht in einer gleichen Lage waren, nur mit Neid hinflicken konnten.

Es war damals die wahre innere Lage von Rom und dem Römischen Staate, und wer sieht nicht, daß ein Feuer hier unter der Asche glimmte, das wahrscheinlich früher oder später ausbrechen mußte? Es bedurfte nur eines Anführers, der sich an die Spitze stellte, um aus dem großen Haufen eine mächtige Oppositions-Partie zu bilden, und mit ihr gegen die Aristokratie des Senats und der Regentenfamilien einen Kampf zu beginnen, dessen letzter Ausgang sich nicht berechnen ließ. Das gewöhnliche Schicksal solcher Staaten, die sich in einer ähnlichen Lage befanden, war sonst, daß irgend ein wilder Ehrgeiziger als Anführer der Bedrückten auftrat; nicht um ihnen zu helfen, sondern um sich empor zu schwingen. Rom hatte hierin ein günstigeres Schicksal. Zwen Brüder von reinem Herzen und hohem Patriotismus waren die Urheber dieser Versuche; und wenn sie ihnen dennoch mißlangen, so erhält die Geschichte derselben dadurch ein gedoppeltes Interesse.

Die Familie der Gracchen zu der sie beyde gehörten, war zwar eine plebejische; aber darum doch eine der ersten in Rom, und außerdem durch Heirathen mit einem der ersten patricischen Häuser, dem der Scipionen, auf das genaueste verbunden. Ihr Vater Tib. Sempronius Gracchus hatte die höchsten Würden des Staats bekleidet, indem er Censor und zwey Mahl Consul gewesen war, und

gleichfalls zwey Mal die Ehre genossen, einen Triumph zu feyern; auch hatten schon frühere Vorfahren von ihnen an der Spitze der Römischen Heere gefochten. Ihre Mutter, *Cornelia*, war die Tochter des großen *Scipio*, des Siegers des *Hannibal*; nach dem allgemeinen Zeugniß des Alterthums die erste Frau ihrer Zeit. Jene Größe des Geistes, die ihren Vater, an dem sie mit schwärmerischer Bewunderung hieng, gleichsam über sein Zeitalter erhoben hatte, war in reichem Maße auf sie fortgeerbt; und mit ihr zugleich jener zarte Sinn für Kunst und Literatur, der seit der genauern Bekanntschaft mit den Griechen zuerst in dem Hause der *Scipionen* in Rom einheimisch ward, und durch sie sich auch in dem Hause der *Gracchen* verbreitete. Aus ihrer fruchtbaren Ehe hatte sie nicht weniger als zwölf Kinder gehabt, die aber, bis auf drey, früh wieder wegstarben; nur zwey Söhne, *Tiberius* und *Cajus Gracchus*, von denen hier die Rede ist, und Eine Tochter, *Sempronia*, die an den jüngern *Scipio*, den Zerstörer *Carthago's*, verheirathet war, blieben ihr übrig. Ihre Geburt berechtigte die *Gracchen* daher schon zu den größten Aussichten; und es konnte nicht bloß gekränkter Ehrgeiz seyn, der sie bewog, eine ganz andere Laufbahn zu betreten, als die ihnen vorgezeichnet zu seyn schien. Erziehung und Zeitumstände mußten zusammen kommen, um sie zugleich fähig zu machen und zu bewegen die großen Rollen zu übernehmen, die sie beyde gespielt haben.

Seit dem Tode des Vaters ruhte auf den Söhnen um so mehr die ganze Hoffnung der Mutter, da die Ehe ihrer Tochter mit dem jüngern *Scipio* nicht sehr glücklich war: und sie hatte an ihrer Bildung den vorzüglichsten Antheil gehabt. Sie wollte sie zu Staatsmännern erziehen, und lebte nur in der Hoffnung, wie sie ihnen oft wiederholte, nicht mehr die Schwiegermutter des *Scipio*,

sondern die Mutter der Gracchen zu heißen. Zu diesem Ende waren sie sorgfältig in denjenigen Kenntnissen unterrichtet, welche in der politischen Laufbahn in ihrer Vaterstadt ihnen am nützlichsten werden konnten, in der Philosophie, und besonders in der Beredsamkeit. Da eben damals Griechische Literatur und Sprache in Rom, und besonders in dem Hause, aus dem ihre Mutter stammte, einheimisch wurde, so war auch ihr Unterricht darin Griechischen Lehrern anvertraut worden, von denen wir jedoch nur die des ältern kennen, die aber um so mehr erwähnt werden müssen, da sie einen fortdauernden Einfluß auf ihn behielten. Sein Lehrer in der Redekunst war *Diophanes* aus Mitylene, den Cicero für den beredtesten Griechen seines Zeitalters erklärt \*); und die Fortschritte seines Zöglings beweisen, daß es ihm auch nicht an dem Talent des Unterrichts gefehlt habe. Seine Unterweisung in der Philosophie war dem *Blossius* aus Cumae anvertraut. Er gehörte zu der Stoischen Secte; und wenn man die hohen Begriffe kennt, die diese Schule von politischer Freiheit hatte, so muß es schon daraus wahrscheinlich werden, daß die Theorien über Staatsverfassung, mit welchen sein jugendlicher Geist durch den Griechischen Weltweisen genährt wurde, nicht ohne Einfluß auf sein nachfolgendes Leben blieb. Es war aber außerdem auch die herrschende Meinung im Alterthum; und beyde nahmen nachmahls so thätigen Antheil an seinen Unternehmungen, daß sie in den Fall seiner Parthie mit verwickelt wurden. Der Fortgang der Untersuchung wird indeß lehren, daß man ihnen deßhalb nicht den Vorwurf machen kann, als hätten sie ihren Zögling zum politischen Schwärmer gebildet, der irgend ein Ideal von Staatsverfassung hätte rea-

---

\*) *Cic. in Bruto* 27.

lißren wollen; er wollte nur die bestehende Verfassung verbessern, aber nicht sie über den Haufen werfen.

Das Alter der beyden Gracchen war zu verschieden, als daß sie zugleich auf dem öffentlichen Schauplatz hatten auftreten können. Der ältere, Tiberius, war neun Jahre früher geboren als Caius; und da er seine politische Laufbahn so früh begann, als es nur die Einrichtungen des Römischen Staats erlaubten, und noch vor dem dreißigsten Jahre sie endigte, konnte natürlich der jüngere Bruder erst später in seine Fußstapfen treten.

Tiber machte nach der Sitte aller junger Römer seine erste Probe als Soldat im letzten Kriege gegen Carthago. Er war, damals ein Jüngling von achtzehn Jahren, im Gefolge seines Schwagers des jüngern Scipio; wohnte der Eroberung von Carthago mit bey, und war, nach der Versicherung eines Augenzeugen \*), der erste, der die Mauern der brennenden Stadt erstieg \*\*). Wer würde nach diesem Zuge von Heldenmuth nicht erwartet haben, in ihm den ungestümen Krieger und brausenden Jüngling zu sehen? und doch war Tiber gerade das Gegentheil von dem allem. Eine Sanftmuth, die sich in jeder seiner Bewegungen äußerte; eine fast jungfräuliche Bescheidenheit, und eine Ruhe, die unfehlbar wieder Ruhe und Zuversicht einflößte, waren die Grundzüge seines Charakters, der keine andere Leidenschaft, als Vaterlandsliebe, zu kennen schien. Die Überredung ging vor ihm her, und das allgemeine Vertrauen folgte ihm, bey Fremden nicht weniger als bey seinen Mitbürgern. Schon als Jüngling hatten ihn diese in das Collegium der Augurs aufgenommen, wo sonst nur Män-

\*) Des Jannius. *W. s. Plut. I, p. 826.*

\*\*) Im Jahr 608. n. Erb. R. 146 v. Ch.

ner Zutritt fanden; allein einen noch weit rührendern Beweis davon, der tief auf ihn gewirkt zu haben scheint, erfuhr er selbst von Feinden, als er, bald nach der Besiegung von Carthago, als *Quästor* oder *Intendant* bey der Armee, in Spanien gegen Numantia diente. Dieser kleine Staat, in dem jetzigen Castilien, widerstand mit einem fast beyspiellofen Heldenmuth eine Reihe von Jahren der ganzen Römischen Macht. Die Numantiner hatten die Römische Belagerungsarmee geschlagen und eingeschlossen \*), und würden sie vertilgt haben, wenn nicht *Liber*, mit dem sie allein unterhandeln wollten, weil sie ihm allein traueten, sie durch einen Vertrag gerettet hätte. Sie erbeuteten aber das ganze Römische Lager, und in demselben auch die Staatsrechnungen des *Quästors*. *Liber* kannte Rom zu gut, um nicht einzusehen, daß seine Gegner daselbst diesen Verlust nicht ungenutzt lassen würden; er beschloß, zu versuchen, ob er ihn durch die Großmuth seiner Feinde ersetzt erhalten konnte? Mit drey oder vier Begleitern ging er gerade nach der feindlichen Stadt. Kaum erscholl hier die Nachricht, daß *Gracchus* ankame, so öffneten sich ihm die Thore; das Volk strömte ihm entgegen; man führte ihn herein; man hieng sich an seine Arme und Hände; man bewirthete ihn öffentlich; man gab ihm seine Papiere, und bath ihn, von der Beute so viel zu nehmen, wie er wollte; er aber nahm bloß eine Hand voll Weibrauch, den Göttern zu opfern.

*Gracchus* ging bald nach diesem Vorfall nach Rom zurück; aber der Eindruck dieser Scene erlosch bey ihm nicht. Er hatte es in Numantia zum ersten Mal lebhaft empfunden, was es heiße, der Mann des Volkes zu seyn; und

\*) Unter dem Consul *Mancinus* 617 a. u. c. 137. v. Ch.

dürfen wir uns wundern, wenn hier der Entschluß bey ihm reifte, eben dieß für sein Vaterland zu werden, das ihn jetzt selbst dazu aufzurufen schien?

Seine Reise durch Italien, als er nach Spanien ging, soll bereits die ersten Entschlüsse bey ihm erzeugt haben. Der Anblick, den er hier sah, die Unterdrückung und Verarmung des Landmannes; seine ärmlichen Hütten neben den Landhäusern und unermesslichen Besitzungen der Reichen, und den Heeren von Sklaven, die sie fütterten, wütheten, nach dem Berichte seines Bruders, tief auf sein Herz. Sein Plan war ohne Zweifel schon gemacht, als er nach Rom zurück kam; allein die Umstände beschleunigten ihn, und schoben Liber gleichsam auf die Schaubühne. Es gab in Rom eine starke Partey, die den vor Numantia geschlossenen Vergleich für schimpflich hielt, und nicht gehalten wissen wollte. Nach den damaligen Begriffen von öffentlicher Treue sollte vielmehr die Armee nebst ihren Anführern den Feinden übergeben werden. Ein großer Theil des Volkes, das Freunde, Brüder und Verwandte bey dem Heere hatte, wandte sich jetzt an Gracchus; und die allgemeine Liebe, der er unter seinen Mitbürgern genoß, war bereits so groß, daß man, ihm zu gefallen, die Strafe bloß auf den Anführer beschränkte, und ihn und die Armee davon frey sprach.

Indeß mußte sich demungeachtet Gracchus durch die Wendung, welche diese Angelegenheit nahm, doch nicht wenig gekränkt fühlen. Er hatte jenen Vergleich geschlossen, durch den er unter der Bedingung des Friedens und der Unabhängigkeit von Numantia ein Herr von mehr als 20000 Bürgern dem Vaterlande erhalten hatte. Gleichwohl beschloß der Senat, gegen die Auslieferung des Consuls Mancinus, den aber die Numantiner nicht annehmen wollten, die Erneuerung des Krieges, und dem jüngern Scipio, dem

Schwager des Gracchus, ward der Oberbefehl übertragen. Bey aller Schonung, die das Volk gegen ihn bezeugte, wurde also doch sein Vertrag von dem Senate cassirt, und nach der ausdrücklichen Versicherung von Cicero a. a. O., soll dieses die Erbitterung gegen denselben so sehr vermehrt haben, daß er formlich mit ihm zu brechen sich vornahm.

Durch diesen Vorfall also noch fester an das Interesse des Volks gekettet, entschloß sich jetzt Liber zu der Ausführung seines Plans, den er lange bey sich herum getragen hatte, und der, unter Begünstigung außerordentlicher Umstände, gereift war. So tief bey ihm die Überzeugung und das Gefühl von den eingerissenen Mißbräuchen war, so fest war auch sein Entschluß, ihnen abzuhelfen. Er besaß Stärke des Geistes genug, um nicht nur die gewissen Aussichten, die er vor sich hatte, mit sehr ungewissen zu vertauschen, sondern auch, was einem Manne von seinem Herzen und Charakter um vieles schwerer fällt, die Verbindungen abzubrechen, in denen er mit Scipio, und andern seiner Freunde, stand, die seinen Grundsätzen abgeneigt waren. Allein er trat in eine Laufbahn, in der auch die glänzendsten Talente, und die größten Eigenschaften des Geistes und Herzens, selten ohne Erfahrung ausreichen.

Liber's Entwurf war von der Art, wie man es von einem jugendlichen Kopfe von der Kraft und Gutmüthigkeit, die ihm beyde eigen waren, erwarten kann. Es sollte den eingerissenen Mißbräuchen durch eine Radical-Verbesserung auf einmahl abgeholfen, die Macht und der Übermuth der aristokratischen Parthey sollte gebeugt, und die Unterdrückten dagegen in gleichem Maße gehoben werden. Er ging von der Idee aus, die Zahl der Landeigenthümer in Italien zu vermehren, indem eine neue Vertheilung der sammelichen Staatsländereyen vorgenommen, und zugleich

ein Maximum bestimmt wurde, über welches der Antheil keines einzelnen Staatsbürgers sollte hinausgehen dürfen.

Tiber hatte es kein Hehl, daß er mit großen Entwürfen zu der Beglückung des Volkes umginge, und die öffentliche Stimme rief ihn bald durch lauten Zuruf, bald durch angeheftete Zettel, zu ihrer Ausführung auf. Allein um öffentlich handeln zu können, bedurfte er erst eines öffentlichen Amtes, und nach seinen Verhältnissen konnten seine Wünsche auf kein anderes als auf das Tribonat gerichtet seyn. Durch dieses zum gesetzmäßigen Vorsteher des Volkes erhoben, erhielt er zugleich das Recht, und auch das Vermögen, zu dessen Beilen zu wirken. Als Tribun durfte er Versammlungen der Bürgerschaft (*comitia tributa*) zusammen rufen, durfte in ihnen Vorschläge thun, die durch ihre Annahme gesetzliche Kraft erhielten, und hatte also auf diese Weise Mittel in Händen, trotz des Widerstandes und des Hasses der Gegenvartie, vor dessen Ausbrüchen ihn die Heiligkeit und Unverletzlichkeit schützte, mit der seine Würde ihn umgab, Veränderungen in der Constitution und den Einrichtungen des Staats machen zu lassen. Die hohe Popularität, deren er bereits genoss, mußte ihm den glücklichen Erfolg bey der Bewerbung um eine Stelle sichern, welche durch die Wahl des Volkes vergeben wurde. Er erschien als Candidat dazu, und ward auf das folgende Jahr mit neun andern zu Volkstribunen gewählt \*).

---

\*) Die Wahlzeit der Tribunen fiel in Rom in die Mitte des Sommers, in die Erntezeit, also in den August; sie traten aber ihre Stelle erst am 10. December an. *Dionys. Hal.* I. p. 410. Tib. Gracchus ward gewählt im Sommer 355 v. Ch. 619 n. G. R. Das Jahr seines Tribunats fällt



Wo ferne irgend etwas die Vorsicht und die Mäßigung von Liber beweiset, so ist es die Art, wie er seine Reform unternahm. Er trat mit seinen Anträgen nicht eher auf, bis er mit einigen der ersten Männer, die gleiche Grundsätze mit ihm hegten, überlegt hatte, unter denen Plutarch drey auszeichnet, seinen Schwiegervater Appius Claudius, aus einem Hause das sonst immer an der Spitze der Aristokratie zu stehen pflegte, den großen Rechtsgelehrten Mucius Scaevola, damahligen Consul, und den Pontifex Maximus Crassus. Die Theilnahme solcher Männer mußte ein günstiges Vorurtheil für ihn erregen, allein außerdem suchte er seinem ganzen Entwurfe auch noch dadurch alles Gehässige zu nehmen, daß er ihm das Ansehen einer Neuerung nahm. Es sollte nur zunächst die Wiederherstellung eines alten, bereits vor mehr als 200 Jahren durch einen Volkstribun Licinius gegebenen, aber längst in Vergessenheit gekommenen Gesetzes seyn, und selbst dieses unter großen Beschränkungen und Milderungen, durch welches damahls das *Marimum* von Staatsländereyen, die jeder Römische Bürger sollte besitzen dürfen, bestimmte wurde. Alsdann berief er eine Versammlung des Volkes, und schilderte in einer rührenden Rede die unglückliche Lage der Bewohner Italiens, und des größten Theiles der Hauptstadt selbst: „Die wilden Thiere, die in Eurem Lande wohnen,“ sprach er, haben ihr Lager und ihre Stätte; nur denen, die für Italien fechten und fallen, vergönnt man nichts, als Wasser und Luft! Ohne Wohnung, ohne Eigenthum, irren sie mit Weib und Kind umher. Sie hintergehen Euch, Eure Feldherrn, wenn sie Euch auffordern, für Euern Heerd

---

also in 134 v. Ch. Er ward aber bereits in dem Laufe dieses Jahres zu der Erntezeit erschlagen, und hat also nur etwa neun Monathe das Tribunat wirklich bekleidet.

und Eure Götter zu sechten, denn Ihr habt keinen Heerd, Ihr habt keine väterliche Götter; nur für den Übermuth und die Uppigkeit Anderer vergießt Ihr Eurer Blut, Ihr, die Ihr die Herren der Welt heißt, und keinen Fußbreit Eigenthum habt!" Er schloß, nach diesen Worten, mit dem Antrage, daß zufolge des Licinischen Gesetzes kein Römischer Bürger mehr als 500 Äcker \*) an Staatsländereyen besitzen, alles übrige aber vermessen, und unter die ärmern Landbewohner und Bürger ausgetheilt werden sollte. Um jedoch das Harte des Gesetzes noch mehr zu mildern, ward noch die doppelte Bestimmung hinzu gefügt, daß jeder nicht emancipirte Sohn noch die Hälfte (250 Äcker) besitzen durfte (der emancipirte konnte, als Bürger und Hausvater, seine vollen fünf hundert haben), und daß für die abgetretenen selbst ein gewisser Erfaß aus der Schatzkammer gegeben werden sollte. Zugleich sollte eine eigene Comission aus drey Männern niedergesetzt werden, um die Ausführung des Gesetzes zu besorgen. In der nächsten Volksversammlung, (es mußten, nach Römischen Herkommen, zwischen dem Vorschlage und Annahme eines Gesetzes jedes Mal 19 Tage verstreichen), sollte über die Annahme gestimmt werden.

Dies war das erste, so berühmte Agrarische Gesetz des ältern Gracchus, die Fackel der bürgerlichen Kriege, wie Cicero es nennt. Es ist der Ort hier, etwas stehen zu bleiben, und seinen Sinn sowohl als seinen Werth etwas genauer zu untersuchen.

Der Sinn desselben ist von den Schriftstellern oft dahin gemißdeutet worden, als hätte es sich auf den Besitz von allen Ländereyen, sehen sie wahres Eigenthum, oder Staats-

---

\*) Ein R. Acker (iugerum) enthielt 28000 [ ] Fuß.

ländereyen, beziehen sollen. Es ist wahr, die Worte des Gracchischen sowohl, als des ältern Licinischen Gesetzes, so weit wir sie kennen \*), scheinen diese Meinung zu bestätigen. In beyden heißt es überhaupt: „Niemand soll mehr als 500 Acker Ländereyen (*agri*) besitzen.“ Allein schon aus den übrigen Bruchstücken dieser Gesetze ist es nicht minder gewiß, daß Ländereyen hier nur Staatsländereyen bezeichnen. Denn in dem vierten Bruchstücke des Licinischen Gesetzes heißt es: „So oft das R. Volk Ländereyen durch *Curatores* austheilen läßt, sollen dem Einzelnen nicht mehr als sieben Acker zugetheilt werden.“ Es ist aber klar, daß nur Staatsländereyen so ausgetheilt werden konnten. In dem achten Fragmente aber des Gracchischen Gesetzes werden auf gleiche Weise bey jeder neuen Vertheilung jedem zehn Jugera zugesprochen, mit dem ausdrücklichen Zusatz: von Staatsländereyen. Außerdem lehrt dieses ja aber auch die Bestimmung des Gracchischen Gesetzes, die sich in dem fünften Fragmente findet, deutlich: „daß die Commission der Dreymänner entscheiden soll, was öffentliches und was Privateigenthum sey.“ Wozu diese Bestimmung, wenn nicht von jenem allein die Rede gewesen wäre? Es war, weil der Gegenstand so wichtig, und die Streitigkeiten darüber so vielfältig und lange dauernd gewesen waren, Sprachgebrauch in Rom geworden, daß man nur überhaupt von Land,

---

\*) Die Bruchstücke beyder Gesetze sind gesammelt bey *Goetz. Script. Agrar. p. 328.* Allein auch diese Bruchstücke sind aus Schriftstellern genommen, die nur den Sinn, aber nicht genau die Formel citirten. In eben dieser Sammlung p. 329 etc. findet man die Bruchstücke der *Lex Thoria*, die gleichfalls auf das Ackerwesen Beziehung hatte, nach ihrer ächten Formel. Hier heißt es stets ausdrücklich *Ager publicus*.

(Ager) sprach, wenn nur von den öffentlichen Ländereyen, den Staatsdomainen, die Rede war. Schon daraus aber müßte es auch wahrscheinlich werden, wenn nicht noch andere Gründe dasselbe bestätigten, daß der bey weitem größere Theil der Besitzungen der großen Häuser aus solchen öffentlichen Ländereyen bestand.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet erscheint das Gracchische Gesetz unütreitig in einem gerechteren Lichte, als bey der andern Meinung. Der Staat vindicirte seine ausgeliebten Domainen, auf die er sich das Eigenthumsrecht immer vorbehalten hatte, um sie auf eine, für ihn vortheilhaftere Weise wieder weg zu geben.

\* War dieses Verfahren dem strengen Rechte gemäß? — Es gab kein Gesetz, welches die jetzigen Güterbesitzer von der Pacht der Staatsländereyen ausgeschlossen hätte; ursprünglich auch keines, welches das Quantum derselben bestimmt hatte. Dieß war erst durch das Licinische Gesetz geschehen, also auch nur die Erneuerung von diesem Gesetze konnte dem ganzen Schritte den Schein von strengem Rechte geben. Allein dieses Gesetz war, wie hundert andere in Rom und in jedem anderen Staate, längst in Vergessenheit gerathen und außer Gebrauch gekommen. Das strenge Recht erlaubte ohne Zweifel, es für die Zukunft zu erneuern; allein erlaubte es auch ihm zugleich eine rückwirkende Kraft zu geben?

Aber von höherer practischer Wichtigkeit sind die Fragen: in wie ferne es der Billigkeit, in wie ferne es der Klugheit gemäß war?

Man müßte selbst unbillig seyn, wenn man es den Optimaten verdenken wollte, daß sie etwas Unbilliges darin fanden. Sie waren erstens größten Theils in einem sehr langen Besitze, vielleicht schon seit ein Paar hundert Jahren und länger. Denn so lange war es schon, daß Rom die

Befiegung Italiens vollendet, und jener Ländereyen sich bemächtigt hatte. Ein so langer und ungestörter Besitz wird eine Art von Eigenthum. Man rechne hinzu, daß sie es waren, die diese Ländereyen verbessert, ja großen Theils (denn man nahm gewöhnlich, wie bereits oben bemerkt, das ungebraute Land dazu) sie zuerst urbar gemacht hatten. Sie hatten also große Kosten darauf gewandt, Schulden darauf contrahirt, Anlagen darauf gemacht u. s. w. Schwerlich konnte der Staat ihnen dafür einen Ersatz geben, der sie selbst befriedigte, wenn ihnen dieser auch versprochen wurde!

Dazu aber kommt der bereits oben bemerkte Umstand: daß gewiß der bey weitem größere Theil der Familiengüter in solchen Besizungen bestand, und das Gracchische Gesetz durch jene Bestimmung, wenn auch gerechter, doch darum wahrscheinlich nur wenig milder wurde. Die ganze Art, wie mit dem eroberten Lande verfahren wurde, zeigt, daß davon durch förmlichen Kauf, wenigstens unmittelbar, nur sehr wenig an Römische Familien kommen konnte. Es ward entweder an hingefandte Colonisten vertheilt, oder zu Staatsdomainen gemacht, die gegen Pacht oder Zehnten ausgegeben wurden. Gleichwohl konnten nur durch Hilfe dieser Eroberungen große Güterbesitzer in Rom entstanden seyn: denn das eigentliche Stadtgebietz (*ager Romanus*) war zu beschränkt, als daß es dazu hingereicht hätte. Die Einziesung der Staatsdomainen war also ein Schlag, der alle große Familien traf, und ihnen nicht nur einen Theil, sondern wahrscheinlich den bey weitem größeren Theil von demjenigen, das sie schon lange als ihr Eigenthum anzusehen gewohnt waren, entriß.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, lag ohne Zweifel etwas sehr Hartes in diesem Gesetze. Auf der anderen Seite konnte Gracchus mit Recht auch vieles wiederum für sein Unternehmen sagen. Schon bloß für sich war der Theil von

Staatsländereyen, den er jedem zu besitzen erlaubte, 500 Jugera, noch immer etwas sehr Beträchtliches. Wir können zwar, da wir die Größe der Besitzungen nicht mehr angeben können, die einzelne Familien wirklich hatten, auch nicht bestimmen, wie viel sie heraus zu geben hatten, so wenig wir angeben können, wie hoch man den Ertrag von jedem Jugerum anschlagen müsse. Allein eine andere Bestimmung, die eben dieses Gesetz enthält \*), daß bey der Anlage einer neuen Colonie der einzelne Colonist nicht über zehn Jugera erhalten solle, kann uns doch einiger Maßen zur Richtschnur dienen. So viel rechnete man also für die strengen Bedürfnisse einer Familie; und wenn jeder der großen Guterbesitzer 50 solcher Portionen an Staatsländereyen behalten sollte, so hatte er wohl keine große Ursache zu klagen; auch sieht man zugleich daraus, wie weit Liber von der Epimare der Gleichmachung des Vermögens entfernt war. Dazu aber kamen noch die beyden, nichts weniger als unerheblichen, sondern daselbe so sehr mildernden Bestimmungen des Gesetzes: daß für jeden Sohn, der noch unter väterlicher Gewalt stand, die Hälfte, nämlich 250 Jugera, und außer dem für Alles Eingezogene ein Ersatz aus der Schatzkammer zugestanden wurde. Das Erste war eben so wichtig als zweckmäßig, da in gleichem Verhältnisse als eine Familie zahlreicher war, ihr auch mehr bewilligt ward; und wenn aus dem *Ararium* auch unmöglich ein vollkommener Ersatz gegeben werden konnte, so schien doch durch diese Bewilligung jeder Schein einer Ungerechtigkeit zu verschwinden. Schwerlich hat wenigstens jemahls ein Staat der neuern Zeit eine Reduction seiner Domainen unter so gelinden Bedingungen unternommen; und wenn man das Unzulängliche

---

\*) Man sehe bey *Goës.* l. c.

eines vollen Erfahes auch dennoch eingestehen muß, so spiegelt sich wenigstens der milde Geist von Liber in jeder dieser Bewilligungen so schon und so klar, daß er durch seinen Vorschlag seiner Mäßigung nicht weniger als seinem Patriotismus ein bleibendes Denkmahl gesetzt hat.

Allein der höhere Gesichtspunct, aus dem dieses ganze Unternehmen vorzüglich betrachtet werden muß, ist ohne Zweifel der: in wie ferne es dem Staatsinteresse gemäß war, und die Klugheit also es anrathen oder verbieten konnte? Es gab dabey ohne Zweifel große und wichtige Bedenklichkeiten, die sich vielleicht überhaupt unter folgende drey Puncte bringen lassen. Erstens: Es ist immer eine höchst gefährliche Sache für jeden Staat, irgend etwas zu unternehmen, das ein Verlehen der Heiligkeit des Eigenthumes scheinen könnte, dessen Erhaltung der erste Zweck des Staates seyn soll. Es ist wahr, es war hier von keinem Eigenthume im strengen Sinne das Wortes die Rede; allein jene Besitzungen waren in der herrschenden Meinung schon so gut als Eigenthum geworden, und die moralische Wirkung war also dieselbe. Nicht bloß die neueste Zeitgeschichte, sondern die Geschichte aller Zeiten hat es bewiesen, vorzüglich aber die Geschichte von Republiken, daß, wenn hier die einmahl angenommene Gränzlinie überschritten ist, sich nachher feige mit Sicherheit leicht wieder ziehen laßt. Ferner: Es war voraus zu sehen, daß die Partey des Senats nicht ohne Widerstand nachgeben würde, und die ganze damalige Lage der Republik, wie sie oben geschildert worden ist, mußte die Aufregung eines Factionsgeistes befürchten lassen, der so leicht nicht wieder beruhigt werden konnte. Und wenn die letzten Folgen davon überhaupt nicht zu berechnen standen, so kam noch endlich ein besonderer Umstand hinzu, welcher dieselben noch gefährlicher machen konnte. Der Vorschlag des Gracchus ge-

schah keines Weges ausschließend zum Vortheile der Römischen Bürger, sondern überhaupt der Bewohner Italiens. Sie alle, und besonders jene Socii, sollten an der Wiederverpachtung der eingezogenen Domainen Antheil haben, und auf diese Weise zugleich dem tiefen Verfall des Ackerbaues und ihrer Dürftigkeit abgeholfen werden. Diese Verbesserung ihrer Lage veränderte zwar überhaupt ihre Verhältnisse gegen Rom nicht, allein sie gränzte so nahe an eine solche Veränderung, daß diese letztere, wie es auch die Erfahrung bestätigte, davon fast unzertrennlich zu seyn schien. Mehrere dieser Völker, besonders die Latiner, als die nächsten Verwandten der Römer, hatten schon öfters ausdrücklichen Anspruch darauf gemacht, mit ihnen gleiche Rechte zu genießen. Vieß es sich erwarten, daß sie bey einem solchen, sie unmittelbar interessirenden, Vorschlage sich unthätig und ruhig verhalten würden? Mußte es nicht für den Urheber desselben eine der von selbst sich darbietenden Aussichten seyn, durch sie seine Parthe zu verstärken? Und schien nicht so der Weg zu einem Umsturze der bisherigen Verfassung gebahnt, der vielleicht bey dem besten Willen sich nicht abwenden ließ?

Allein so leicht es ist, diese Betrachtungen nach der Entwicklung des Schauspieles anzustellen, so unbillig würde es seyn, es dem Liber zum Vorwurf zu machen, wenn er sie nicht alle schon im voraus angestellt hatte. Als er auftrat, hatte man von dem Gunge und den Folgen bürgerlicher Unruhen in Rom keine anschauliche Kenntniß, weil seit so langer Zeit dergleichen dort nicht geherrscht hatten; und es war aus dieser Ursache sehr verzeihlich, wenn er in seinen Unternehmungen nur das Große und Wohlthätige, nur das Mittel zur Beglückung einer unterdrückten Volksclasse sah. Der Druck der Uebel die aus den eingerissenen Mißbräuchen entstanden waren, war fühlbar genug, um in ihrer Hebung den sichersten oder selbst einzigen Weg zur Rettung des Staats-

Herren's hist. Schrift. 1. Th. 5



zu sehen. Wenn wir selbst es gesehen haben, daß unter ähnlichen Umständen ein ganzes Zeitalter, ausgefattet mit einer unendlich größern Masse von Kenntnissen und Erfahrungen, irren, und noch viel ärger irren könnte, darf man es damals dem einzelnen Manne wohl zum Vergehen anrechnen, wenn er in seinen Erwartungen sich täuschte?

Man stand jetzt in Rom auf dem Punkte, der oft in der Geschichte so furchtbar entscheidend ist, auf dem Punkte, mit ein wenig Billigkeit und kalter Vernunft unsäglichem Jammer vorbeugen, und das Glück und das Leben vieler Tausenden retten zu können. Noch waren die Gemüther nicht so erhitzt, daß ein Vergleich unmöglich, oder auch nur unwahrscheinlich gewesen wäre. Gracchus selbst konnte es nicht erwarten, daß die Gegenpartey gutwillig Alles zugeben würde, und sein ganzes Benehmen zeigt, daß auch er noch weiter würde nachgegeben haben, wenn man von der andern Seite nur einiger Massen ihm entgegen gekommen wäre. Aber statt der Vernunft ward hier nur die Stimme der Leidenschaft gehört; statt durch eine mäßige und gerechte Aufopferung sich Vortheile zu erkaufen, die den erlittenen Schaden vielfach ersetzt haben würden, wollte man lieber Alles auf das Spiel setzen, um Nichts zu verlieren.

Der Senat nahm zuerst seine Zuflucht zu dem Mittel, dessen man sich gewöhnlich zu bedienen pflegte, um den Streich irgend eines Volkstribuns abzuwenden. Weil in ihrem Collegio der Widerspruch eines Einzelnen hinreichte, um die Unternehmungen aller übrigen aufzuhalten, so suchte der Senat in solchen Fällen Einen derselben zu gewinnen, der sein Veto einlegte. Auch dieß Mähl ergriff man dieß Mittel, und es gelang. Man gewann einen der Collegen Libers, einen kühnen und reichen jungen Mann, der, ungeachtet er selbst in dem Falle war, große Vändereyen herausgeben zu müssen, dennoch bis dahin zu den Freunden des Gracchus

gehört hatte, Marcus Octavius. Wäre es nicht der beständige Charakter der Cabale, die entferntere Zukunft über den nächsten Augenblick zu vergessen, so müßte man sich wundern, wie Männer von Einsicht hoffen durften, den kommenden Sturm durch eine solche Beschwörung abzuwenden.

Der Tag der Comitien erschien. Gracchus hatte es nicht erwartet, daß ein Tribun es wagen würde, gegen ein Gesetz zu protestiren, das offenbar zum Besten des Volkes in Vorschlag gebracht war. Aber Octav hielt Wort, er interponirte sein Veto. Der Streit zwischen beyden Tribunen ward jetzt einige Tage wiederholt, aber doch, wie Plutarch ausdrücklich bemerkt, ohne persönliche Beleidigung und mit Anstand geführt. Umsonst both Liber dem Octav Ersatz für alles, was er selbst verlieren würde, aus seinen Mitteln an. Auch Liber machte nun vollen Gebrauch von seiner Macht, indem er das Ararium versiegelte, und allen Magistraten ihre Functionen verbot. Die Bewegung stieg nun auf das höchste, und nicht bloß Cabalen, sondern auch Dolche wurden gegen Liber in Bewegung gesetzt. Für beyde gleich unzugänglich, wäre er fast durch eine Bitte gewonnen worden. Zwey der ersten Männer, Manlius und Fulvius, beyde gewesene Consuln, gingen zu ihm, und batben ihn mit Thränen, zurück zu gehen. Eine Ahndung von dem, was werden würde, stieg in ihm auf! Er hatte wahrscheinlich schon jetzt mehr gesehen, als er vorher erwartet hatte! Mit gerührter Stimme fragte er, was sie verlangten? Sie batben ihn, die Sache dem Senate zu überlassen. Er willigte ein, er eilte selbst in den Senat, aber er ward mit Hohn empfangen, und machte bald die Erfahrung, daß der Starrsinn derer, die hier an der Spitze standen, nicht zu beugen sey. Erbittert durch diese Widerseßlichkeit, da er nur

die Wahl vor sich sah, entweder selbst zurückzutreten, oder den Octav sich vom Halse zu schaffen, that er den kühnen Schritt, auf die Absetzung desselben, als eines ungetreuen Volksvorstehers, bey dem Volke anzutragen; ein Schritt, der bisher ohne Beyspiel in der Römischen Geschichte war, und dem Ansehen der Volksvorsteher selbst, indem man auf diese Weise, welches auch die Gegenparthie dem Liber mit Bitterkeit vorwarf, sie ihrer Unverletzlichkeit beraubte, gefährlich werden mußte.

Sein Gegner zeigte sich bey dieser Gelegenheit als Mann von großem Charakter! Bereits sieben der Römischen Zünfte von 35 hatten für die Absetzung gestimmt, nur noch eine Stimme, und sie war entschieden. Der, mit seiner Würde zugleich der Unverletzlichkeit beraubte, Tribun, war alsdann der Rache des drohenden Pöbels bloß gestellt. — Gracchus trat in diesem entscheidenden Augenblicke zu ihm, umarmte ihn, und beschwor ihn, sein Veto zurück zu nehmen. — Octav ward erschüttert, als er aber die gesvannte Erwartung sah, mit der die aristokratische Parthey auf ihn blickte, ermannte er sich, und hieß ihm, weiter stimmen zu lassen. Die nächste Stimme entschied; Octav ward abgesetzt, und würde gleich auf der Stelle vom Pöbel zerrissen worden seyn, wenn nicht seine Parthey ihm zu Hülfe gekommen wäre, und ein treuer Slave ihn, mit Aufopferung seiner selbst, gerettet hätte. Noch in derselben Versammlung ward jetzt das Agrarische Gesetz bestätigt; und zugleich eine Commission ernannt, deren Mitglieder Liber selbst, sein jüngerer Bruder Cajus, (der aber damals abwesend bey der Armee in Spanien war), und sein Schwiegervater Appius Claudius waren, welche die Vollziehung des Gesetzes besorgen sollten. Das ganze Geschäft ward also gleichsam zu einer Familiensache gemacht.

Es schien der Triumph des Tribuns entschieden! Allein wer weiß es nicht in unsern Tagen, daß zwischen einem solchen Decrete, und der Ausführung desselben, noch ein großer Zwischenraum ist! Wie viel Zeit erforderte es nicht, nur zu untersuchen, was Staatsländeren sey oder Privateigenthum? Die aristokratische Parthey konnte freylich jetzt nicht geradezu widersprechen, allein sie berechnete es sehr gut, daß sie durch Aufschub alles gewinnen würde, und ließ daher kein Mittel unversucht, das die Cabale an die Hand geben konnte, um die Vollziehung des Gesetzes zu verzögern.

Es war bereits um die Mitte des Sommers. Die Zeit nahte heran, wo neue Volksvorsteher auf das kommende Jahr gewählt werden sollten. Liber, der jetzt den tödtlichen Haß der aristokratischen Parthey auf sich geladen hatte, der auf jeden Fall dauerhafter als die Gunst des Volkes war, sah es wohl vorher, woraus seine Feinde auch nicht einmahl ein Geheimniß machten, daß sein Sturz gewiß sey, wenn er seine Würde erst niedergelegt hätte: und daß vielleicht eben so gewiß sein ganzer Plan unangeführt bleiben würde, wenn er ihn nicht selbst ganz ausführte. So sah er sich zu dem zweyten Schritte genöthigt, der gegen die Römischen Gesetze oder wenigstens gegen das Herkommen war, das so viel als Gesetz galt, sich auf das kommende Jahr aufs neue um das Tribunat zu bewerben; ein Schritt, durch den die Erbitterung beyder Partheyen, und also auch ihre Thätigkeit neue Nahrung erhielt. Der Haß der Aristokraten ließ nichts unversucht, um Liber in den Augen des Volkes herunter zu setzen. Man schilderte ihn als einen Ehrächtigen, der die väterliche Verfassung über den Haufen werfen wolle, um sich die Herrschaft zu verschaffen; als einen Aufwiegler der Socii gegen das souveräne Volk u. s. w. — Liber, der wohl empfand, daß diese Anschwärmungen bey dem großen

Haufen nicht ohne Wirkung blieben, sah sich wieder genöthigt, der demokratischen Parthie mit neuen Hoffnungen und Aussichten zu schmeicheln, die er vielleicht selbst nicht billigte.

Um diese Zeit kam die Nachricht von dem Tode des Königs Attalus III. von Pergamus, (welches Reich damals den schönsten und größten Theil von Vorderasien begriff) nach Rom, der die Ehorheit begangen hatte, sein Reich und seine Schätze dem Römischen Volke in seinem Testament zu vermachern. Liber ergriff diese Gelegenheit zu einem neuen Vorschlage, zufolge dessen: „die nach Rom gebrachten Schätze des Königs unter diejenigen, die Ländereien erhielten, zu ihrer Einrichtung vertheilt werden sollten; über die Städte des Reiches, (nämlich ohne Zweifel in wie fern Römische Colonien hingeführt werden sollten), solle nicht der Senat, sondern die Bürgerschaft einen Schluß fassen.“ Dieser letzte Vorschlag erbitterte den Senat am meisten, weil dadurch seinem Rechte, die auswärtigen Staatsgeschäfte zu lenken, Eintrag geschah. Noch andere populäre Vorschläge<sup>\*)</sup>, die sich auf die Verringerung der Dienstjahre, auf die Sicherstellung der Appellation an die Bürgerschaft, und auf die Theilnahme der Ritter an den Gerichten, beziehen, werden gleichfalls dem Liber schon beygelegt; ob sie aber wirklich be-

---

\*) Ich gebe diese Vorschläge hier so, wie Plutarch sie anführt, der aber hier sehr kurz und oberflächlich ist. Bey Appian findet sich nichts davon; und ich fürchte, daß hier, so wie öfters, dem Liber etwas zuaeignet ist, das erst dem Gajus gehörte. Das Project der Theilnahme der Ritter an den Gerichts-Commissionen ist gewiß erst von dem letztern ausgebildet, wenn auch die Idee dem Liber gehören sollte. S. davon unten.

reits von ihm gemacht wurden, oder nur Ideen blieben, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen; ausgeführt wurden sie wenigstens durch ihn gewiß nicht. Auf jeden Fall waren es nur Mittel, um seine Popularität zu erhalten, und seinen Hauptzweck, die Verlängerung seiner Würde, zu erreichen.

Endlich erschien der entscheidende Tag der neuen Wahl. Allein die Abwesenheit aller der Landbewohner, die mit der Ernte beschäftigt waren, (denn ein großer Theil der Römischen Bürger lebte damals noch mehr auf dem Lande, als in der Stadt), hatte die Parthie des Gracchus sehr geschwächt. Er sah sich daher genöthigt, zu dem eigentlichen Pöbel \*) seine Zuflucht zu nehmen. Allein wie es zum Entkommen kam, und der Senat gegen die Rechtmäßigkeit der Wiedererneuerung protestirte, entstand ein Streit zwischen den Tribunen selbst. Derjenige, den das Los getroffen hatte, (welches gewöhnlich hierüber entschied), an diesem Tage den Vorsitz zu führen, (er hieß Rubrius), fing an zu wanken; ein anderer, der an die Stelle des abgesetzten Octavs erwählte Mummianus, wollte ihn darauf ablösen; allein die übrigen behaupteten, es müsse aufs neue darüber geloset werden; und Liber, um Zeit zu gewinnen, verschob die Versammlung auf den folgenden Tag. Er fing an, die Erfahrung zu machen, was es für einen Demagogen heiße, in der Meinung des Volkes zu sinken, und abndete sein Schicksal. Er erschien, seinen kleinen Sohn an der Hand, in Trauerkleidern auf dem Foro; und der Eindruck, den dieser Anblick hervor brachte, belebte wieder seine Popularität. Eine große Schar Volkes begleitete ihn, und bewachte des Nachts

---

\*) *Plæbs urbana*, der große Haufen, der kein Landeigentum hatte.

sein Haus, weil man Mordmord oder Gewaltthätigkeiten befürchtete. Früh, so bald es Tag war, ward die Unruhe in der Stadt allgemein; große Haufen Volks besetzten das Forum, und das daran stoßende Capitol. Der Senat, umgeben von der aristokratischen Partei, versammelte sich in dem benachbarten Tempel der Fides. Tiber verließ sein Haus, von seinen Freunden begleitet. Seine Hoffnung schien wieder aufzuleben. Wo man ihn erblickte, ertönte ein Freudengeschrey von dem versammelten Volke, das sich zu verdoppeln schien, als er die Stufen des Capitols hinauf stieg. Er machte Versuche zu reden; allein wenn auch die Nächsten ruhig waren, so war der Lärm der Entferntern doch zu groß, als daß er hätte seine Absicht erreichen können. In diesem Augenblicke drängt sich ein Freund zu ihm durch, und bringt ihm die Nachricht aus dem Senate, man habe sich dort entschlossen, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Tiber, um dem Volke die Gefahr zu bezeichnen, in der sein Leben sey, zeigt mit der Hand nach seinem Kopfe. Sogleich eilen einige Aufpaffer in den Senat mit der Nachricht, er habe das Diadem gefordert.

Auf diese Nachricht springt Scipio Nasica \*) auf, und verlangt von den Consuln, daß sie Gewalt gebrauchen sollten. Als diese aber gemäßigtere Maßregeln vorschlugen, stellt er sich selbst an die Spitze, und umgeben von seinen Anhängern in dem Senate und ihrer Partei verläßt er die

---

\*) Ein Ur-Onkel des Gn. Scipio, der nebst seinem Bruder Publius 212 v. Chr. in Spanien geblieben war. Er war 138 Consul gewesen, und war zugleich einer der größten Unterbesitzer. Es erklärt sich also leicht, weshalb er auch einer der leidenschaftlichsten Aristokraten war.

Curie, und macht einen Angriff auf das Volk \*). Es kommt zu einem Handgemenge, in dem über 300 erschlagen wurden. Der Pöbel flieht, mehr aus Scheu vor dem Senate, als aus Furcht; Tiber wird ergriffen, und von seinen wüthenden Gegnern mit Keulen zu Boden geschlagen. Ihre Wuth war noch nicht mit seinem Tode gedämpft. Sein Leichnam wurde durch die Gassen geschleppt, und in die Tiber gestürzt. Ein gleiches Schicksal hatten die Körper der übrigen Gebliebenen.

So fiel der ältere Gracchus als das Opfer seiner Entwürfe, und wie man auch über sein Unternehmen urtheilen mag, so kann über die Art, wie man es zu vereiteln suchte, wohl nur Eine Stimme seyn. Das ganze Betragen des Senats trägt das Gepräge eines Starrsinns und einer leidenschaftlichen Heftigkeit, die selbst bis zum Morde führte. Gewiß war dieser nicht das Mittel, den Sturm zu stillen, und das Volk zu gewinnen, was bey einem klügern Benehmen so leicht gewesen seyn müßte. Jene Hochachtung, die ihm bisher war bewiesen worden, jener Schimmer der Heiligkeit, mit dem er sich gewisser Maßen umgeben hatte, mußten ver-

---

\*) Man weiß, wie schwer es ist, die Erzählung solcher Vorfälle selbst von Augenzeugen genau zu erfahren, und wird sich also nicht wundern, wenn von der angeführten Erzählung Plutarch's die des Appian abweicht. Nach ihm hatte Tiber seiner Parthie zuerst ein Signal gegeben, sich mit den Stücken und Heinen der zerbrochenen Banke in dem Comitium zu bewaffnen. Der dadurch verursachte Tumult, hatte jene Wirkung in dem Senate hervor gebracht. Die Erzählung vom Plutarch ist mehr im Geiste des Gracchus, und hat mehr innern Zusammenhang. Übrigens kommen darin beyde überein, daß Scipio Nasica der Anführer, und der Urheber des Mordes des Gracchus, war.



schwinden, seit dem der große Haufe in seiner Obrigkeit nur habfüchtige Güterbesitzer und leidenschaftliche Menschen sah. Auch hatte die Parthie des Gracchus schon eine viel zu feste Consistenz erlangt, als daß sie mit dem Tode ihres Anführers hätte sterben können. Wo erst eine Parthie da ist, findet sich die Stelle eines Anführers bald wieder besetzt, und leider! lehrt die Erfahrung, daß die Nachfolger schlimmer zu seyn pflegen, als ihre Vorgänger. Dieß bestätigt auch die Geschichte Roms in den nächsten Jahren, woben wir nur die Klage hinzu flügen müssen, daß wir sie sehr mangelhaft kennen.

Aus dem, was wir wissen, ist es indeß klar, daß der Kampf zwischen den beiden Parthien in den nächsten Jahren (132—127 v. Ch.) nicht nur fortbauerte, sondern daß auch die demokratische Parthie ein großes Übergewicht erhielt. Der Senat stillte zwar seine Nachsicht durch Inquisitionen, die er gegen einzelne der Freunde des Gracchus anstellte, unter denen besonders auch seine beiden Griechischen Lehrer genannt werden, von denen der eine, Diophanes, hingerichtet wurde, der andere, der Weltweise Blossius, in Inquisition gerieth. Allein diese einzelnen Hinrichtungen und Grausamkeiten waren so wenig dazu geeignet, die Ruhe herzustellen, daß vielmehr die Gährung so groß ward, daß Scipio Nasica, auf den der ganze Haß der Volksparthie gefallen war, es für besser hielt, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft sich nach Klein-Asien schicken zu lassen, wo er nach einiger Zeit in Pergamus starb, ohne sein Vaterland wieder zu sehen. An eine Aufhebung des Gracchischen Ackergesetzes war aber so wenig zu denken, daß vielmehr der Senat es zugeben mußte, daß an der Stelle des erschlagenen Tibers ein neues Mitglied zu der Vertheilung der Staatsländereyen in Licinius Crassus, (vermutlich der Schwiegervater des jüngern Gracchus), gewählt ward.

Indem die Ausführung dieses Gesetzes der Gährung immer neue Nahrung gab, ward diese am meisten dadurch vergrößert, daß die Tribunen es durch Gracchus gelernt hatten, wie groß ihre Macht sey. Durch ihn wurden sie zu Demagogen gemacht, und je natürlicher es war, daß gerade die ehrsüchtigsten nach diesen Stellen strebten, um desto gefährlicher mußten sie dem Senate werden. Man sah davon die Beweise auch in den nächsten Jahren, worin zwey der unruhigsten Männer, Papius Carbo, und Fulvius Flaccus, diese Stellen bekleideten. Der erste trat darin in die Fußstapfen Tibers, daß er es durchsetzen wollte, daß das Tribunat durch mehrere Jahre wiederholt von demselben Manne sollte bekleidet werden können, der andere war der Urheber eines Vorschlages, dessen Folgen sich erst unter dem Tribunat des jüngern Gracchus entwickelten, der Ertheilung des Bürgerrechtes an die Römischen Bundesgenossen.

Schon der erste dieser Vorschläge indessen schien, so wie jetzt die Sachen standen, binnen Kurzem die R. Freyheit stürzen zu müssen. Gegen ehrsüchtige Demagogen, die sich eine Reihe Jahre hindurch, die sich vielleicht auf Lebenszeit, zu gesetzmäßigen Volksvorstehern konnten erheben lassen, konnte keine obrigkeitliche Autorität sich behaupten, und es war klar, daß aus diesen Vertheidigern der Volksfreyheit bald Tyrannen werden mußten, die an der Spitze des Pöbels durch diesen herrschten. Es war also natürlich, es war Pflicht, daß der Senat sich diesem Vorschlage standhaft widersetzte.

Er erhielt um diese Zeit eine Stütze an einem Manne, dessen Nahmen schon seinen Einfluß zu verbürgen schien, dem jüngern Scipio, dem Eroberer Carthago's. In demselben Jahre, wo Tiber fiel, hatte er in Spanien den Krieg gegen Numantia siegreich geendigt, und den Chimps, den

hier der Römische Mahime erlitten hatte, gerächt. Das Haus der Scipionen hatte nun bereits seit geraumer Zeit an der Spitze des Senats gestanden, und seine Familiegrundsätze würden ihn daher schon den Neuerungen abhold gemacht haben, wenn es nicht auch seine Persönlichen gewesen wären. Allein ein so gut organisirter Kopf konnte die Folgen dieser Unruhen nicht verkennen, er erklärte sich laut gegen diese Neuerungen, nur aber zu laut, um nicht seine Popularität zu verlieren. Als Carbo darauf drang, daß jenes Gesetz zu Gunsten des Tribunats angenommen werden sollte, sprach Scipio in einer nachdrucksvollen Rede dagegen, und hatte Autorität genug, es zu verhindern. Allein in eben dieser Rede hatte er geradezu erklärt, Liber sey verdienter Weise erschlagen worden; eine Erklärung, die zu sehr das Gepräge der Leidenschaft tragt, als daß man sie nicht eine Unvorsichtigkeit nennen sollte. Ein Gemurmel des Unwillens unterbrach ihn; allein nicht gewohnt nachzugeben, brach er sogar in Schmähungen aus, die nicht sowohl das Volk, als den Pöbel, bejonders jene Scharen von Freigelassenen treffen konnten, die bereits dem Staate anfangen, gefährlich zu werden. Von dieser Zeit an verlor er seinen Einfluß; und ungeachtet er gegen den Carbo den Sieg davon getragen hatte, wurden die Streitigkeiten doch wieder heftiger, als sie es vorher gewesen waren. Zwen der Commissaren zur Vertheilung der Staatsländererben, Appius Claudius und Crassus, waren gestorben, und ihre Stellen wurden wieder durch den Carbo, und den oben erwähnten Fulvius Flaccus besetzt, zu denen von den vorigen noch der jüngere Brachus kam. Indem sie die Vertheilung der Ländererben mit erneuertem Eifer betrieben, nahmen die Besizer derselben zu Scipio ihre Zuflucht, der sich den Tribunen standhaft widersetzte. Allein an einem

Morgen fand man ihn todt in seinem Bette. Die Urheber seines Todes wurden nie mit Gewißheit bekannt; nicht einmal eine Untersuchung durfte der Senat darüber anstellen lassen; allein der Parthiehaß war so groß, daß der Verdacht selbst auf seine Gemahlinn *Sempronia*, die Schwester des Gracchen, fallen konnte.

Der Senat, dieser Stütze beraubt, würde jetzt noch in größere Verlegenheit gekommen seyn, wenn es ihm nicht gelungen wäre, auf eine geschickte Weise sich wenigstens auf einige Zeit zu helfen. Er wußte unter ehrenvollen Vorwänden die Häupter der Parthie aus Rom zu entfernen. Der jüngere Gracchus, der um diese Zeit erst das Alter erreichte, wo er zu den niederen Magistraten gelangen konnte, ward als Quästor nach Sardinien geschickt; *Fulvius Flaccus* ward der Oberbefehl in dem südlichen Gallien jenseits der Alpen (der Provence) übergeben, wo Rom, indem es in die Streitigkeiten der Eingebornen sich mischte, damals zuerst anfang, festen Fuß zu fassen. *Carbo* aber, war es aus Überzeugung, oder wurde er auf andere Weise vom Senate gewonnen, verließ seine bisherige Parthie, und wurde selbst ein Vertheidiger der Autorität des Senats, an dessen Spitze er auch nachmahls noch als Consul stand. So wurde es seit dem Jahre 126 etwas ruhiger in Rom; allein man sieht leicht, daß das Mittel, wodurch diese Ruhe erhalten wurde, nur ein Palliativmittel war.

Unter den Männern von Einfluß war indeß keiner, den die Aristokratische Parthey mehr fürchtete, und mehr zu fürchten Ursache hatte, als den Bruder des Erschlagenen, *Cajus Gracchus*. In denselben Grundsätzen erzogen, wie *Tiber*, verband *Cajus* mit einem gleichen Patriotismus noch in einem weit höheren Grade diejenigen Eigenschaften, die einen Demagogen mächtig und fürchtbar ma-

chen können. Sein rascher Geist kam den Umständen schon zuvor, statt daß der sanftere Liber erst durch sie bestimmt werden mußte. Er hatte einen weiteren und mehr umfassenden Blick als der Bruder, und eben daher größere und kühnere Entwürfe. Wenn bey Liber bloß Überzeugung die erste Triebfeder seiner Handlungen war, so mischte sich bey Cajus schon Erbitterung ins Spiel, und Rachsucht gegen die Mörder seines Bruders. Jene Heftigkeit seines Temperaments bestimmte auch zugleich den Charakter seiner Beredsamkeit. Sie war hinreißend durch ihre Hülse und Erhabenheit, sehr sententiös, und zugleich durch Kunst und Studium gebildet. Nur fehlte seinen Reden, nach Cicero's Urtheil die letzte Hand. Alles war darin trefflich angelegt, aber nicht genug vollendet \*). Noch ehe er als Staatsmann auftrat, hatte er schon als Schwabter Proben seiner Rednertalente gegeben, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen hatten. Er war zugleich Meister in den kleinen Künsten, durch die man sich Popularität erwirbt, und er hatte vor Liber überdem den großen Vortheil voraus, nicht völlig als Neuling in der revolutionären Laufbahn aufzutreten. Er lebte als Privatmann mit einem Aufwande, der zwar nicht in Uppigkeit ausartete, aber doch sehr gegen die hohe Frugalität seines Bruders abstach, und vieles dazu beitrug, die Augen des Volkes auf ihn zu ziehen. Bey diesen Eigenschaften, die leicht in Laster ausarten konnten, war er doch von diesen, selbst in den Augen seiner Feinde frey. Niemand warf ihm Eigennuß oder Habsucht vor: Niemand konnte auf sein häusliches Leben, als Gatte und Vater, einen Schatten

---

\*) Cic. Brut. 33.

werfen. Niemand konnte leicht seinen Patriotismus in Zweifel ziehen, wenn er auch seine Entwürfe mißbilligte.

Der Senat sah wohl die Gefahr voraus, wenn ein solcher Mann als Volkstribun gesetzmäßiger Verfechter der Demokratischen Partey werden sollte. Man suchte ihn daher, als man ihn als Quaestor nach Sardinien gesandt hatte, so lange als möglich entfernt zu halten. Man ließ ihn dort drei Jahre (126—124), statt daß sonst diese Würde nur einjährig war. Gracchus zeichnete sich aber auch in dieser Entfernung so sehr aus, daß er den Neid seiner Feinde erregte. Seine Uneigennützigkeit und seine Mäßigung waren es nicht allein, die ihm Bewunderung zuzogen, sondern er wurde auch selbst die kleinen Intriguen seiner Gegner, die ihn in Verlegenheit setzen wollten, zu seinem Vortheile zu gebrauchen. Ein harter Winter, verbunden mit Getreidemangel, setzte die Römischen Truppen in der Provinz in große Gefahr. Der Proconsul verlangte Kleidung und Getreide von den Sardinern; diese gingen nach Rom, sich zu beklagen. Man hörte sie gerne, und schickte dem Gouverneur Befehl, andere Anstalten zu treffen. In der großen Verlegenheit, in der er sich befand, schlug sich Gracchus ins Mittel, und brachte es, durch seinen eigenen Credit dahin, daß die Sardinischen Städte das Nöthige gaben. Zugleich langten Gesandte aus Afrika vom Könige Micipsa an (dem Beherrscher von Numidien), die dem Senate die Nachricht brachten, der König habe, dem Gracchus zu Gefallen, Getreide nach Sardinien geschickt. Dieß beleidigte den Stolz des Senats. Man wies die Gesandten ab: aber die Politik siegte zugleich über den Stolz. Man rief die Truppen aus der Insel zurück, um neue hinzuschicken: aber den Gouverneur und seinen Quaestor ließ man in der Provinz, um den letzteren entfernt zu halten. Allein der Erfolg dieser schlauen Entwürfe war falsch

berechnet. Der erbitterte Gracchus verließ Eardinien und rechtfertigte sich, unter dem Schutze seiner Uneigennützigkeit in Rom so nachdrücklich, daß man ihm nichts anhaben konnte. Umsonst neckte man ihn mit anderen kleinlichen Beschuldigungen, es ward ihm nicht schwer sich zu rechtfertigen: und gerade diese wiederholten Siege über seine Gegner machten ihn inmeer mehr zum Manne des Volkes, und erbitterten ihn zugleich heftiger gegen die Aristokratische Partei.

Nach Plutarch's Meinung soll dennoch Cajus ungerne und gleichsam wider seinen Willen an den Staatsangelegenheiten Antheil genommen haben, indem ein Traumgesicht ihn dazu bestimmte \*). Er glaubte den Schatten seines Bruders zu sehen, der zu ihm sprach: „Wohl an Cajus, was gauderst Du? Umsonst suchst Du einen Ausweg; es ist uns beuden bestimmt, für das Wohl des Volkes zu leben und zu sterben!“ Wo ferne diese Erzählung wahr ist (und warum sollte sie es nicht seyn?), so beweiset sie wohl schon allein, daß Gracchus ganz und gar nicht zu einer solchen Unthätigkeit entschlossen war! Wer solche Träume hat, ist nicht leicht in einer ruhigen Stimmung. Allein das ganze Betragen von Cajus lehrt auch das Gegentheil. Zunächst nach dem Tode Tibers war es sehr natürlich, daß er sich zurückzog, da nicht bloß seine Jugend, sondern auch die Härte des Senats gegen die Anhänger seines Bruders ihn dazu zwang. Allein an den Bewegungen des Carbo nahm er bereits thätigen Antheil, indem er seine Anträge unterstützte \*\*). Die Entfernung in die Provinz konnte ihm anfangs angenehm seyn, weil eine

\*) Plutarch beruft sich dabey auf Cicero.

\*\*) *Epitome Liv.* l. LIX.

rühmvolle Laufbahn dort seiner zu warten schien, allein seine eigenmächtige Rückkehr zeigt, daß um diese Zeit seine Entschlüsse bereits gereift waren. Und wie fest sie gefaßt waren, lehrt der Umstand, daß selbst die Bitten seiner Mutter, der Cornelia, ihn nicht davon abbringen konnten. Es sind uns noch Bruchstücke aus Briefen von ihr, die sie um die Zeit, als Cajus ums Tribunat anhalten wollte, an ihn schrieb, übrig geblieben, die, wofern sie ächt sind, Beweise ihrer Abneigung von dem Erneuern des Streites und ihrem hohen Patriotismus geben \*). „Du wirst sagen, heißt es in dem ersten, es sey rühmlich, sich an seinen Feinden zu rächen. Das kann Niemanden rühmlicher scheinen als mir; aber nur, wenn es mit dem Wohle des Staats bestehen kann. Kann dieses aber nicht seyn, so mögen unsere Feinde lieber bleiben, was sie sind, wenn nur die Republik nicht dadurch zu Grunde geht.“ In dem zweiten: „Ich könnte einen förmlichen Eid darauf schwören, daß außer den Mördern des Tribers mir Keiner unserer Feinde so vielen Kummer gemacht habe, als Du; Du, der mir den Verlust meiner ältern Kinder ersetzen, und dafür sorgen sollte, daß mein Alter

---

\*) Diese Bruchstücke finden sich unter denen des *Cornel. Nepos* E. 210 *ed. v. Staveren*, wo man die Meinungen der Kritiker über ihre Aechtheit (aber ohne Gründe anzuführen) gesammelt findet. Ich muß dieselbe bezweifeln, denn 1. ist es nicht wahrscheinlich, daß Cornelia mit ihrem Sohne darüber *correspondirt* habe, da sie damals beyde zusammen in Rom lebten. 2. Aus Plutarch (II. 836.) sieht man, daß Cornelia die Schritte des Cajus nicht so mißbilligte, wie es hier geschieht. Sie suchte nur seine Festigkeit zu mildern, wußte aber ihre Popularität zu behaupten. Endlich 3. scheint mir der Schluß des zweyten Bruchstückes sehr deutlich einen Declamator zu verrathen.



ohne Gram bleibe, daß deine Unternehmungen meinen Befehle hässen, und du nichts Wichtiges ohne meine Einwilligung thätest. Kann selbst die Kürze der Lebenszeit, die mir noch übrig ist, es nicht verhindern, daß du mir entgegen bist, und die Republik stürzest? Wann wird endlich ein Ende werden? Wann wird unser Haus nachlassen zu rasen? Wann werden wir aufhören, Unglück ändern zu bereiten und selbst zu leiden? Wann werden wir uns schämen, den Staat zu verwirren? Kann dieß aber nicht geschehen, so bewirb dich um das Tribunal, wenn ich todt bin, dann thue, was du willst, wenn ich es nicht mehr sehe. Du wirst dann mir die Trauerrede halten, und die Manen deiner Aeltern anrufen, und willst dich nicht schämen, zu den Göttern zu bethen, die du, als sie noch lebten und lebten, vernachlässigt hast? Werhüte es Jupiter, daß Du in deinem Vorsatze beharrest, ich fürchte sonst, du wirst dich für dein ganzes Leben so mit Schuld beladen, daß du nie wieder ruhig seyn kannst."

Allein diese Bitten waren umsonst, seine Entschliesung war gefaßt, er bewarb sich ums Tribunal. Diese Bewerbung selbst war eine Art von Triumph für ihn, und zeigte, wie groß sein Ansehen und die Erwartung war, die man von ihm hegte. Aus allen Gegenden Italiens floßen die Bürger nach Rom zusammen, um an dem Tage der Comitien ihre Stimmen ihm zu geben. Das Marsfeld konnte die zahllose Menge nicht fassen, die Dächer und Giebel der herumstehenden Gebäude und Tempel waren mit Menschen angefüllt, der laute Ruf seiner Mitbürger forderte Gracchus auf, an ihre Spitze zu treten, er ward Tribunal \*).

---

\*) Er wurde gewählt im Sommer 124 v. Gh. Also fällt sein erstes Tribunal ins Jahr 123 v. Gh.

Der Haß der gegenseitigen Parthey hatte indessen nicht geübt, ihre Cabalen waren noch selbst bey der Wahl geschäftig, und wirklich erlebte sie die kleine Freude, daß Gracchus erst der vierte in der Ordnung unter den Gewählten ward. „Aber,“ setzt Plutarch hinzu, „er zeigte bald, daß er dem Range nach der Erste sey.“

Auf dem Posten, auf dem er jetzt stand, wäre er nicht im Stande gewesen, unthätig zu bleiben, wenn er es auch gewollt hätte. Die allgemeine Erwartung war auf ihn gerichtet, Unthätigkeit hätte ihn zum Opfer seiner eigenen Parthey gemacht. Er suchte diese zuerst aufs neue durch die Erinnerung an die Ermordung und das traurige Schicksal seines Bruders zu beleben, und den Haß gegen seine Feinde zugleich anzufachen. „Vor Euern Augen wagten sie es, Liber mit Keulen zu erschlagen, vor Euren Augen ward sein Leichnam durch die Stadt geschleppt, und in die Liber gestürzt!“ Diese und ähnliche Reden, von einem edlen Anstande unterstützt, und dem vollen Feuer der Jugend belebt, verfehlten ihres Endzweckes nicht. Die Gährung ward von Tage zu Tage größer, und Gracchus wußte sie noch durch ein Paar Decrete zu vermehren, die er dem Volke vorschlug, vermöge deren alle abgesetzte Magistratspersonen zu neuen Würden für unfähig erklärt werden sollten: und ferner jeder Magistrat, der einen Bürger unverhört in's Exil getrieben hatte, vor das Tribunal des Volkes gezogen werden sollte. Beyde hatten, wie man leicht erwarten kann, specielle Veranlassungen. Jenes ging auf den, durch Liber abgesetzten, Octav, dieses auf einen Popillius, eines der Häupter der Aristokraten, der als Prätor manche von den Freunden Libers aus Rom getrieben hatte. Popillius entging indessen dem drohenden Ungewitter durch ein freiwilliges Exil, und das Gesetz

gegen Octav nahm Gracchus, unter dem Scheine der Großmuth, auf Bitten seiner Mutter freywillig zurück.

Aber nach diesen vorläufigen Versuchen erneuerte er nicht nur das Agrarische Gesetz seines Bruders, sondern (wie es scheint), schärfte es auch noch. Niemand sollte mehr als 500 Jugera Land besitzen, der von Liber bestimmten Milderungen geschieht keine Erwähnung \*). Je mehr durch diesen aufs neue hingeworfenen Zankapfel die Wuth der Factionen belebt wurde, um desto mehr sah sich Gracchus zu neuen Schritten genöthigt, die er selbst schwerlich billigen konnte. Er machte bald die Erfahrung, daß der große Haufe von seinen Häuptern immer

---

\*) Die Geschichte von Gajus Gracchus wird dadurch so sehr erschwert, daß wir die Folge, so wie auch den genauen Inhalt, der von ihm vorgeschlagenen Gesetze so wenig mit Bestimmtheit angeben können. Wir haben die Formeln desselben nicht mehr, sondern kennen sie nur aus den Ausführungen der Schriftsteller, die sie aber nur ihrem allgemeinen Inhalte nach anführen, und wieder in sehr wesentlichen Stücken von einander abweichen. Dieß ist der Fall, wie die einzelnen Beispiele unten zeigen werden, gerade mit den wichtigsten Gesetzen, und bey diesen oft in den wichtigsten Punkten. Es ist also sehr schwer, ja oft unmöglich, mit Bestimmtheit zu sagen, was und wie viel Gajus Gracchus gewollt habe, und man sieht also, wie vorsichtig man in seinen Urtheilen über ihn seyn muß. Gleich bey diesem Agrarischen Gesetze heißt es bey Plutarch nur im Allgemeinen: das Gesetz zur Vertheilung der Acker; Appian bestimmt es gar nicht; bey Livius Epit. L. LX. heißt es das Gesetz, das sein Bruder gegeben hatte. Bey Velleius II. 6. das Gesetz des Licinius, daß Niemand mehr als 500 Jugera haben sollte. Wurde also bloß das Licinische Gesetz erneuert, so fielen die Zusätze des Tibers weg.

mehr erwartet, als sie geben können, und daß diese gleichwohl geben müssen, wenn sie ein Ansehen behaupten wollen, das auf dem schlüpfrigsten Grunde gebaut ist, und von dem dennoch gewöhnlich ihre Existenz abhängt.

Die allgemeine Gährung durch Italien hatte die Zahl der Einwohner in Rom außerordentlich vermehrt. Eine Menge Fremder war nach der Hauptstadt zusammengefloßen, und ungeachtet der ausdrücklich dagegen gegebenen Verordnung, durch welche, so wie in neuern Zeiten zu Paris, alle Fremde befehligt wurden, Rom zu verlassen, hatte ihre Anzahl dennoch zugenommen. Die Folge davon war ein steigender Preis der Lebensmittel; dieß führte Gracchus zu dem Vorschlage, daß zu einem niedrigeren Preise ein monatliches Quantum von Getreide aus den öffentlichen Magazinen an die Dürftigen vertheilt werden sollte \*). Durch diese Einrichtung ward der erste Grund zu den largitionen gelegt, die nachher zu einem fast unglaublichen Grade stiegen, und die selbst der härteste Despotismus eines Nero und Caligula nicht aufzuheben vermochte. Ein anderes Gesetz erleichterte den Dienst, und sicherte den Soldaten außer dem Solde auch Kleidung. Unvermeidlich mußte indessen dadurch eine merkliche Lücke in den Finanzen entstehen. Um diese auszufüllen, nahm Gracchus seine Zuflucht zu einem erhöhten Zolltarif, besonders auf Asiatische Waaren, die zu den vornehmsten Gegenständen des Luxus gehörten.

Noch den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte ist es nicht schwer, das Gute und Fehlerhafte in diesen Unternehmungen zu unterscheiden. Aber nicht ohne Vergnügen sieht man, wie der umfassende Geist des Gracchus die Nothwen-

---

\*) Die erste *lex frumentaria*.

digkeit, in der er sich sah, dem Volke Verdienst zu verschaffen, zugleich zu großen Unternehmungen zu nutzen wußte. Er faßte die Idee, Heerstraßen und Brücken durch ganz Italien schlagen zu lassen, um die Communication der Einwohner unter einander zu erleichtern. Diese Idee ward mit aller der Größe ausgeführt, die man bey Römischen Werken gewohnt ist: die Überreste jener Heerstraßen, von denen mehrere einer so langen Reihe von Jahrhunderten getroyt haben, sind noch jetzt die Beweise davon. Sie wurden in schnurgeraden Linien, trotz aller Hindernisse, die die Natur entgegen setzen mochte, gezogen. Man füllte die Klüfte aus, man ebnete die Höhen, man schlug Brücken über Ströme, und trocknete Moräste aus. Gracchus selbst war die Seele aller dieser Unternehmungen. Allenthalben selbst gegenwärtig, zeigte er eine Thätigkeit, und entwickelte Talente, die selbst seinen Feinden Bewunderung abzwangen. Man sah ihn, umgeben von Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten, überhaupt von Menschen aller Stände, so bald sie irgend sich auszeichneten. Gegen alle gleich herablassend und gleich edelmüthig, brachte er selbst die Verläumdung zum Schweigen, die ihn als hart und auffahrend geschildert hatte. Das Volk hatte für seinen Liebling einen fast gränzenlosen Enthusiasmus gefaßt. Was seinem ältern Bruder mißlungen war, und woran Cajus doch nicht weniger gelegen seyn mußte, wenn seine Entwürfe gedeihen sollten, die Erneuerung seiner Würde, erhielt er ohne die mindaste Schwierigkeit. Er werde, ließ er sich verlauten, sich eine Gunst vom Volk erbitten, die, wenn er sie erhielte, ihm unschätzbar seyn würde; wenn er sie aber nicht erhielte, ihm doch keine Klage auspressen sollte. Freunde und Feinde waren jetzt in gleicher Erwartung. Beyde kamen in der Vermuthung überein, er werde, neben seinem Tribunat, sich zugleich das Consulat erbitten wollen. Als aber der Tag der

Consulwahl erschien, trat Gracchus mit einem seiner Freunde, *Jannius*, in die Volksversammlung, und bath für diesen um die Stimmen des Volkes. Diese schlaue Bescheidenheit verschaffte Gracchus alles, was er wollte; sein Freund wurde Consul; und er selbst ward, ohne sich weiter zu bewerben, durch Acclamation auß neue zum Tribun gewählt \*).

Der leichte Sieg, den Gracchus über alle Cabalen seiner Gegner davon trug, die es auch nicht einmahl wagen durften, sich ihm laut zu widersehen, mußte ihm in seinen eigenen Augen ein Ansehen geben, dem Niemand widerstehen konnte. Erst jetzt wagte er es, mit neuen Plänen hervorzutreten, die er ohne Zweifel schon lange bey sich herumgetragen hatte, und auf die er, bey der damaligen Lage der Dinge, sehr natürlich gerathen mußte; deren glückliche Ausführung aber einen gänzlichen Umsturz der bisherigen Verfassung zur unvermeidlichen Folge haben zu müssen schien, und ihm eben so gewiß ein Ansehen verschaffte, das den Weg zu einer unumschränkten Herrschaft hätte bahnen können. Der erste und folgenreichste dieser Entwürfe war der, den verbündeten Italischen Völkerschaften, besonders den Lateinern, das völlige Römische Bürgerrecht, mit Sitz und Stimme in den Comitien, zu geben; oder, mit andern Worten, sie aus Unterthanen zu Mitbersehern zu machen.

Es ist aber auch hier sehr schwer, mit Genauigkeit zu bestimmen, wie viel Gracchus eigentlich wollte. So viel ist gewiß, daß dieser Plan ursprünglich nicht von ihm herührte, sondern hauptsächlich von einem Manne, der dem Gracchus gleichsam als sein böser Genius zur Seite stand,

---

\*) Im Sommer 123 auf das Jahr 122 v. Ch.

und durch seine wilden Entwürfe am meisten dazu beytrag, ihn und den Staat ins Unglück zu stürzen, dem öfter erwähnten *Fulvius Flaccus*. Er hatte schon als *Tribun*, und wie es ausdrücklich heißt zu erst \*), diesen Entwurf auszuführen versucht. *Gracchus*, der ihn von ihm annahm, scheint ihn aber sehr beschränkt zu haben; er wollte das R. Bürgerrecht nicht allen Italiischen, sondern nur den Lateinischen Bundesgenossen, den nächsten Verwandten der Römer, ertheilt wissen \*\*). Dies verändert die Sache gar sehr; und der Vorschlag des *Gracchus* erscheint um vieles gemäßigter.

Glückte aber auch nur der Schritt, den Lateinern das volle Bürgerrecht zu verschaffen, so war dennoch die Grundlage der Römischen Verfassung erschüttert, nach der Rom, die Hauptstadt, auch das Haupt und die Beherrscherinn der Republik war. *Gracchus*, der alle diese Völkerschaften und Städte sich verpflichtete, erhielt alsdann einen Zuwachs seiner Partey, der ihm das entscheidende Übergewicht gab. Er wäre der unumschränkte Gesetzgeber von Rom geworden, weil es nur bey ihm würde gestanden haben, ganze Scharen dieser neuen Bürger nach Rom zu entbieten, so oft er in den Comizien etwas durchsetzen wollte.

Es konnte *Gracchus* wohl kaum die Bemerkung entgegen, daß dieser Plan der Zunder zu einem nahen oder

\*) *Appian*. I. p. 30. 50.

\*\*\*) *Plutarch*. II. p. 838 bestimmt das Gesch des *Gracchus* zwey Mahl auf diese Weise ganz ausdrücklich; sagt aber doch selbst wieder S. 873: das Stimmrecht in den Comitien habe er allen Italiern ertheilen wollen. *Velleius*. II, 50 sagt: Er ertheilte das Bürgerrecht allen Italiern bis fast an die Alpen. *Appian* bestimmt nichts. Wie läßt sich also mit Sicherheit entscheiden?

entfernten Bürgerkriege seyn mußte, der auch, wenn er gleich durch zufällige Zeitumstände aufgehalten wurde, in der Folge in lichte Flammen ausbrach. Allein er wußte auch sehr wohl, daß ein Demagog binnen Kurzem verloren ist, wenn er nicht die Kunst versteht, das wankelmüthige Volk immer durch neue Entwürfe in Spannung zu erhalten. Das dringende Bedürfniß, sich und seiner Partey neue und feste Stützen zu verschaffen, leitet jeden, der mit ihm in gleicher Lage war, zu Schritten, deren Gefahren er nicht übersieht, aber die er nun thun muß, weil Stillstand in dieser revolutionären Laufbahn so gut wie gänzlicher Untergang ist.

Gleichwohl hatte dieser Schritt des Gracchus nicht ganz die Folgen, die er erwartet hatte. So sehr er auch dadurch die auswärtigen Bundesgenossen gewann, so wenig war doch das souveraine Volk in Rom selbst damit zufrieden, das stets gewohnt war, auf jene auswärtigen Verbündeten mit Veringschätzung herabzusehen. Um dieses zu befriedigen, und sich einen Theil der unruhigsten Köpfe vom Halbe zu schaffen, machte er den Entwurf, Colonien in die fruchtbarsten Theile von Unteritalien, nach Tarent und Capua, zu senden; es ward ihm nicht schwer, denselben auszuführen, und seine Popularität stieg dadurch aufs neue.

Weniger laßt sich ein anderes Gesetz rechtfertigen, dessen Urheber um diese Zeit Cajo war, und welches den Zweck hatte, den Einfluß der Aristokratie in den Comitien zu schwächen. Es war bisher Sitte gewesen, daß in den Comitien die nach Centurien gehalten wurden, (und in diesen wurden viele der wichtigsten Geschäfte verhandelt) nach einer festen Ordnung gestimmt ward, so daß die Centurien der ersten Klasse nach der Vermögenseintheilung zuerst stimmten. Die Zahl von diesen war so groß, daß sie allein schon die Majorität ausmachten; und wenn sie einig waren, die



übrigen also gar nicht einmahl zum Stimmen kamen. Nach der neuen Anordnung des Gracchus mußten die Centurien aller Classen losen, welche zuerit stimmen sollte. Er gewann also dadurch zwar nicht die Majorität; aber doch so viel, daß die ärmern Centurien ihr Stimmrecht geltend machen konnten.

Allein, um in Rom selbst sich eine festere Partey zu machen, setzte er, um eben die Zeit, noch einen andern Plan durch, der seinen tiefen und richtigen Blick in die Politik mehr als alle seine übrigen Unternehmungen zeigt. Wenn er die Geschichte der Verfassung seines Vaterlandes mit einem allgemeinen Blick übersah, so konnte ihm die Bemerkung kaum entgehen, daß der größte Theil der eingerissenen Mißbräuche vornehmlich dadurch entstanden war, daß zwischen Senat und Volk kein politisches Corps in der Mitte stand, welches durch seine Theilnahme an der Staatsverwaltung die Macht des Senats beschränkte hätte. Wenn es ihm gelang, ein solches Corps zu bilden, und dadurch dem Senat ein Gegengewicht zu geben, so schien sein Triumph entschieden. Er bestimmte dazu die Römische Ritterschaft, bis auf seine Zeiten ein bloß militärisches Corps, das aber in der jetzigen Lage der Dinge recht dazu gemacht schien, ein politisches Corps zu werden. Nach den gewöhnlichen Einrichtungen solcher Staaten, wo die Miliz eine Bürgermiliz ist, bestand die Ritterschaft, oder Reiterey, aus den angesehensten und begütertsten Bürgern; denn es gehörte Vermögen und Ansehen dazu, diesen kostbaren und ehrenvollen Dienst zu versehen. Gleichwohl paßte diese alte Einrichtung nicht mehr recht für die damaligen Zeiten, wo man bey den zahlreichen Heeren auch eine zahlreiche Reiterey nöthig hatte, und das Bedürfniß schon lange empfand, diese durch angestellte Werbungen zu vermehren, und gänzlich auf Kosten des Staats zu unterhalten. So mußte sich

also von selbst ein Unterschied zwischen Ritterchaft und Reuterey (Chevallerie und Cavallerie) erzeugen; den jetzt Gracchus dahin nutzte, jenem Corps zugleich eine politische Wirksamkeit, und zwar auf Kosten des Senats, zu verschaffen. Er erreichte dadurch den Vortheil, daß er gerade die angesehensten und begütertsten Bürger, die bisher, da sie bey seiner Revolution verloren, größten Theils gegen ihn gewesen waren, in sein Interesse zog; daß er dem Senate auf immer ein Gegengewicht gab, daß er mehreren eingerissenen Mißbräuchen dadurch steuerte, und sich selbst ein Ansehen gründete, das unerschütterlich schien. Der Entwurf des Gracchus bezog sich auf eine Veränderung der Gerichtsverfassung.

Nach Römischer Sitte bestanden die Gerichtshöfe nicht, wie bey uns, aus fortdauernden Collegiis, sondern aus einer Anzahl Geschwornen, die jährlich wechselten, und unter dem Voritze einer Magistratsperson, welche den Proceß instruirte, die Untersuchung der Sachen hatten, und den Ausspruch, schuldig oder nicht schuldig, thaten. Durch ein langes Herkommen hatte es der Senat usurpirt, daß diese Geschwornen stets und ausschließend aus seiner Mitte genommen wurden. Die Folgen davon waren auffallend, bey solchen Criminalsachen, dergleichen in Republicken so häufig vorzukommen pflegen, die sich auf Staatsverbrechen bezogen. Das Geschrey über Bestechungen und Ungerechtigkeiten, wenn Leute, die zu der Partey gehörten, wenn besonders gewesene Gouverneurs der Provinzen, die sich der härtesten Bedrückungen schuldig gemacht hatten, angeklagt wurden, nahm immer zu, und die gesetzmäßige Macht des Senats artete in einen Justizdespotismus aus, der unerträglich ward.

Je lauter das Geschrey hiergegen war, um desto größere Vortheile hatte Gracchus, als er den Senat von die-

fer Seite angriff. Er nutzte dazu ein Paar besondere Veranlassungen, bey denen die Bestechungen so gut wie erwiesen waren. Er schilderte, in lebhaften Reden, diese eingerissenen Mißbräuche, und die daraus erwachsende Tyranney, und trat mit dem Vorschlage auf: daß die Geschwornen künftig nicht mehr aus dem Senate, sondern aus der Ritterschaft gewählt werden sollten. Fast noch nie hatte ein Vorschlag einen so großen Beyfall gefunden! Die Stimme der Provinzialen, der Verbündeten, der Bürger und der Ritterschaft, unterstützte ihn einmüthig. Der Senat, der ohnedem durch die Vorwürfe notorischer Bestechungen auf das tiefste gedemüthigt war, wagte es nicht einmahl, sich dagegen zu sperren. Der Vorschlag des Gracchus, wobey er sich bedeutungsvoll, während er sprach, von der Curie, auf die sonst die Redner zu blicken pflegten, nach dem Comitium wandte, ging durch; und durch denselben bildete sich ein neues politisches Corps im Staate, dessen Macht und Ansehen auch noch nach dem Tode des Gracchus immer zunahm, und das, von dieser Zeit an, stets als zweytes politisches Corps betrachtet wurde, das Corps der Ritterschaft. Wenn man diese Umstände zusammen nimmt, so wird man leicht die Wichtigkeit dieses Schrittes einsehen, und den Ausruf des Gracchus nicht mehr befremdend finden, in den er ausbrach, als das Gesetz bestätigt war: „es sey gechehen um die Aristokratie!“

Allein so wenig die Tendenz des Gracchischen Gesetzes im Ganzen ungewiß ist, so schwer ist es auch hier wieder genau auszumachen, was eigentlich dessen Inhalt war. Dem Plutarch \*) zufolge gab er 300 Rittern, welche das Volk

\*) *Plut.* I, p. 837.

ihn selbst ernennen ließ, gemeinschaftlich mit dem Senate, (der von gleicher Anzahl damals war), die Gerichte. Nach Appian \*), dem auch Vellejus \*\*) bestimmt, nahm er sie dem Senate gänzlich, und übertrug sie den Rittern ausschließend. Ja nach der Erzählung des Livius, so weit wir dieselbe aus dem Inhaltsverzeichnisse seines verlorenen fünften Buches kennen, ging er noch weiter. Er habe, heißt es hier, 600 Ritter zu Senatoren gemacht, (*in curiam sublegit*): so daß, da damals der Senatoren nur 300 waren, der Orden der Ritter die doppelte Gewalt erhielt. — Wäre diese Nachricht richtig, so hätte er also den Senat selbst dadurch umgeformt, und eine Anzahl seiner Anhänger hinein gebracht, die ihm die Pluralität verschafft hätte. Ich muß dieß jedoch bezweifeln, da wir nachher davon keine weiteren Spuren finden, sondern die ganze Unternehmung sich nur auf die Gerichte bezieht. In Rücksicht dieser aber halte ich die zweite Meinung für die richtige, daß er diese allein den Rittern übertrug, indem eine Stelle des Cicero \*\*\*) dieß bestätigt, worin er sagt, daß die Ritter fast 50 Jahre, (von Gracchus bis auf Sulla 122—83 v. Chr.) die Gerichte besetzten; und ohne Zweifel ist Cicero hier der günstigste Zeuge.

Ungeachtet der wiederhöbsten Niederlagen indeß, welche die aristokratische Partey erlitten hatte, gab sie dennoch ihre Hoffnungen nicht auf. Viel mehr machte sie neue Entwürfe; aber freylich Entwürfe ganz anderer Art, als die vorigen gewesen waren. Die bisherigen Vorfälle waren für sie eine

---

\*) App. I, p. 32.

\*\*) Vell. II, 6.

\*\*\*) Cic. in Vor. Act. I, 16.

Schule geworden: sie mußte es einsehen, daß gegen einen Mann, der sein Ansehen, so wie Gracchus, befestiget hatte, jeder offenbare Angriff vergeblich seyn würde. Auch die Pfeile der Verläumdung waren zu sehr gegen ihn abgenutzt, als daß man von ihnen noch große Wirkung erwarten konnte. Aber der Senat kannte die Wankelmüthigkeit des Volkes, und gründete darauf einen Entwurf, der von der feinsten Politik eingegeben war. Statt Gracchus zu verdrängen, machte man den Plan, ihm einen andern Demagogen an die Seite zu stellen. Gelang es, die Augen des Volkes vom Gracchus auf diesen zu ziehen, so schien alles gewonnen; denn das Bollwerk der Popularität war es allein, das Gracchus gegen seine Feinde sicherte. War diese gestürzt, so war er jedem Angriffe bloß gestellt. Um diesen Endzweck zu erreichen, zog der Senat einen der andern Tribunen Livius Drusus in sein Interesse: einen Mann, der sich durch seine Berechtlichkeit nicht weniger, als durch seine Reichthümer, auszeichnete. Weit entfernt, so wie einst Octav, dem Volke zu widersprechen, mußte er demselben vielmehr auf jede nur ersinnliche Weise schmeicheln. Hatte Gracchus nur zwei Colonien ausgeführt, so mußte er deren zwölf in Vorschlag bringen, hatte Gracchus einen Grundzins bestimmt, den die ärmeren Bürger von ihren erhaltenen Staatsländereien der Republik entrichten sollten, so mußte er diesen Grundzins, als drückend für die ärmeren Bürger, aufheben. So siegte persönlicher Haß sogar über eigenes Interesse! so konnten die Herrscher selbst den Charakter ihres Volkes verderben, um ihre Leidenschaft zu stillen!

Diese Politik war zu schlau berechnet, um ihres Endzweckes zu verfehlen. Drusus ward täglich mehr der Mann des Volkes, und so wie er stieg, mußte Gracchus sinken. Der Senat, im Einverständnisse mit ihm, billigte alle seine Vorschläge, und er dagegen schilderte in jeder seiner Reden

die Häupter des Senats, als die Väter des Volkes. Das gewisse Opfer dieser scheinbaren Ausöhnung beyder Parteyen konnte kein anderer, als Gracchus seyn.

Um sich noch mehr Platz zu verschaffen, ergriff Drusus eine schickliche Gelegenheit, seinen Gegner auf einige Zeit aus Rom zu entfernen. Eine Colonie sollte, besonders auf Antrieb des Fulvius, nach dem zerstörten, und selbst mit Verwünschungen belegten, Carthago geführt werden. Drusus bewirkte es, daß dieß Geschäft dem Gracchus übertragen ward, indem er ihm, nebst zwey andern, die Aufsicht übertrug. Dieser Auftrag entfernte ihn auf einige Wochen nothwendig aus Rom, und diese kostbare Zeit ließen seine Gegner nicht ungenutzt. Ein ganzes Gewebe von Cabalen und Intriguen ward gegen ihn angesponnen. Nach der bekannten Maxime, einen mächtigen Demagogen, den man stürzen will, nicht so wohl selbst, als vielmehr seine Anhänger anzugreifen, ging man besonders dem Vertrauten des Gracchus, dem Fulvius Flaccus, zu Leibe; der durch seine Unvorsichtigkeit und Hestigkeit die meisten Blößen gab. Man streute aus, er sey der Mörder des großen Scipio gewesen; man sagte unter der Hand, auch Gracchus habe zu dem Complotte gehört; man versicherte, bey der neuen Colonie zu Carthago hätten sich so unglückliche Omina ereignet, daß man das Project würde aufgeben müssen. Gracchus, von diesen Intriguen benachrichtigt, eilte nach Rom zurück, und suchte auf alle Weise seine verlorne Popularität wieder zu erhalten. Er veränderte selbst zu diesem Zwecke seine Wohnung; indem er sie von dem Palatinischen Berge in eine Gegend an dem Fuße desselben verlegte, wo nur arme Leute wohnten. Aber er mußte es dennoch binnen Kurzem erleben, daß seine Gegner einen Triumph über ihn davon trugen, der ihn aufs tieffte schmerzte, und ein Vorbothe seines gänzlichen Falles war.

Die Zeit der Wahl neuer Consuln und Tribunen rückte heran. Die sinkende Popularität des Gracchus hatte bey seinen Gegnern die Hoffnung belebt, einem von ihrer Partey zum Consulat verhelfen, und vielleicht ihm seine Würde entreißen zu können. Man stellte zu dem Ende einen seiner heftigsten Gegner als Candidaten des Consulats auf, der das vorige Wahl durchgefallen war, einen P. Opimius. Man begnügte sich nicht mit bloßen Intriguen, sondern, weil der Senat sich am meisten vor den Verbündeten fürchtete, die in großer Anzahl nach Rom gekommen waren, um Gracchus, durch ihre Stimmen, und allenfalls auch durch Gewalt, zu unterstützen, so verordnete der Senat, daß alle Fremde vor dem Tage der Comitien sich aus Rom entfernen sollten. C. J. S. beklagte sich öffentlich über diese Tyranney der Consuln; und es war nicht wohl möglich, das Edict im strengsten Sinne in Ausübung zu bringen. So erschien die Zeit der Wahl; und die aristokratische Partey erhielt einen vollkommenen Sieg. Opimius ward Consul; Gracchus hingegen kam nicht in die Zahl der neuen Tribunen. Zwar war das Geschrey allgemein, die Stimmen seyen verfälscht; er habe in der That die Mehrheit gehabt. Aber die Wahl war einmahl entschieden; er sah sich zum Privatmanne herabgesetzt, und sein Schicksal konnte, bey dem tödlichen Haße seiner Feinde, nun kaum zweifelhaft scheinen.

Der neue Consul fing damit an, Gracchus auf jede Weise zu necken \*). Man sprach von der Wideretzung seiner Gesetze, man murrte besonders über die nach Carthago geführte Colonie, und erzählte sich viel von den dort vorge-

---

\*) Im Jahre 121.

fallenen Wunderzeichen. *Opimius* hoffte, durch alle diese Neckereyen *Gracchus* zu irgend einem unvorsichtigen Schritt zu verleiten, der ihm Gelegenheit geben könnte, ihn geradezu anzugreifen. Aber *Gracchus* fürchtete sich um desto sorgfältiger, je gewisser er dieß wußte. Da er aber das aufsteigende Ungewitter wohl voraus sah, und da er in Rom selbst keine feste Stütze mehr hatte, so suchte er sie wieder außerhalb Rom. Eine Menge Verbündete mußten, unter allerhand Vorwand, aus allen Gegenden Italiens, verkleidet nach der Hauptstadt kommen; wobey selbst seine Mutter geschäftig gewesen seyn soll, ob gleich andere behaupten, sie habe diese verwegenen Mittel gemißbilligt. Die aristokratische Partey ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Es war beschlossen, den ersten Versuch zu der Annullirung der *Gracchischen* Gesetze mit dem über die Ausführung der Colonie nach *Carthago* zu machen, womit man um so eher durchzudringen hoffte, weil die Religion dazu den Vorwand geben mußte. Die Sache ward im Senate verhandelt, und der Tag bestimmt, wo *Opimius* den förmlichen Antrag deßhalb ans Volk thun sollte.

Je mehr dieser Tag sich näherte, um desto mehr Intriguen wurden von beyden Seiten aufgedrungen. *Gracchus* besonders sparte nichts, um seine Popularität wieder steigen zu machen. Bey einem öffentlichen Schauspieler, das in Rom gegeben werden sollte, hatten die *Ädilen* Logen erbauen lassen, die sie vermietheten. Der Demagog verlangte, daß sie sollten weggebrochen werden, weil sonst die Ärmern würden zurück stehen müssen. Als niemand auf ihn hörte, ging er in der Nacht vor den Spielen selbst mit einer Schar Zimmerleute in den Circus, und riß sie eigenmächtig nieder. Er schien es zu vergessen, daß die republikanische Gleichheit sich nicht



erzwingen läßt, und gewiß nirgends weniger sich findet, als da, wo man sie affectirt.

Der erwartete Tag erschien, und alles kündigte in Rom eine große Vöhrung an. Zahlreiche Scharen von Volk von beyden Parteyen besetzten schon früh den Capitulinischen Berg. Bey der allgemeinen Spannung bedurfte es nur einer geringen Veranlassung zum Ausbruche des Tumults; und diese fehlte nicht lange. Als der Consul Opimius die, vor dem Anfange der Comitien gewöhnlichen, Opfer brachte, drängte sich einer seiner Victoren, der die Eingeweide der Opfertiere trug, durch eine Schar der Gegenpartey, und stieß diejenigen, die ihm im Wege standen, auf die Seite, mit dem Ausrufe: „Zurück ihr Aufrührer!“ Kaum hatte er es gesagt, so wurde er auf der Stelle durch mehrere Dolchstiche nieder gehohlet \*). Das Geschrey über Mord ward nun allgemein; und die Aristokraten übersahen keinen der Vortheile, die sie aus diesem Vorfalle ziehen konnten. Der Leichnam des Erschlagenen ward mit großem Lärm über das Forum nach der Curie gebracht; der Senat und der Consul gingen ihm mit verstellter Bestürzung entgegen, ob-

---

\*) Auch bey diesem Vorfalle weicht der Bericht von *Appian* I. p. 57. von dem des *Plutarch's* ab. Dem ersteren zufolge ging Gracchus vor dem Anfange der Comitien in einem Porticus des Capitols einsam auf und nieder, als ein gemeiner Mann, Antyllus, ihn bey der Hand ergriff, und ihn bat: seines Vaterlandes zu schonen. Gracchus habe ihn darauf ergrimmt angesehen; und einer seiner Begleiter habe dieß für ein Signal genommen, ihn ohne des Gracchus Geheiß mit einem Dolche nieder zu stoßen. — Die Erzählung des *Plutarch's* hat unstreitig mehr Wahrscheinlichkeit.

gleich das Volk laut darüber murrte, daß eben die, die vor wenig Jahren den Liberius Gracchus selbst erschlugen, und durch die Straßen schleppen ließen, jetzt laut den Tod eines Victors betrauertem, an dem er selbst schuld war. Kaum hatte sich der Senat in die Curie zurück begeben, so faßte er ein Decret, das nur in höchst unruhigen und bedenklichen Zeiten gefaßt wurde \*), vermöge dessen den Consuln die unumschränkte Vollmacht gegeben wurde, alle Anstalten zu treffen, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und sich dazu selbst einer gewaffneten Macht zu bedienen, was sonst innerhalb der Mauern von Rom nie geschehen konnte, wo Niemand Waffen tragen durfte. Opimius ließ darauf den Senat und den Theil der Bürgerschaft, der auf seiner Seite war, die Waffen ergreifen.

Gracchus hatte, gleich bey dem vorgefallenen Morde, die Folgen davon übersehen. Er machte den Thätern darüber heftige Vorwürfe; allein die That war geschehen. Der Schluß des Senats ließ ihn sein Schicksal ahnen; es war so gut, als hätte man ihn ausdrücklich für einen Aufrührer erklärt. Der allgemeine Schrecken hatte einen großen Theil seines Anhangs zerstreut. Ehe er selbst das Forum verließ, blieb er vor der Bildsäule seines Vaters stehen, und brach, nachdem er sie lange mit stummem Nachdenken betrachtet hatte, in einen Strom von Thränen aus. Unterdeß sammelten sich viele seiner Anhänger wieder. Eine große Schar derselben

---

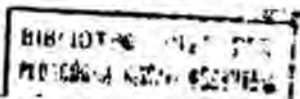
\*) Videant Consules, ne quid Respublica detrimenti capiat. Ungefähr dasselbe, was man in der neuern Sprache nennt: Eine Stadt in den Belagerungsstand erklären, wodurch die ganze innere Verfassung militärisch wird.

begleitet ihn nach seinem Hause, und bewachte dasselbe die Nacht, weil man einen Angriff fürchtete. Ein viel größerer Tumult aber war vor dem Hause seines Collegens in der Commission zur Vertheidigung der Ländereien, des Fulvius Flaccus. Dieser Mann, dessen Ungestüm und Heftigkeit gewöhnlich Alles verdarb, betrug sich auch jetzt diesen Charakter gemäß. Er bewaffnete seinen zahlreichen Anhang, und berauschte den herzuströmenden Pöbel mit starken Getränken, die er im Überflusse austheilen ließ.

Bey Anbruch des Tages besetzten beyde den Aventinischen Hügel. Gracchus, entschlossen, kein Bürgerblut vergießen zu lassen, hatte sich geweigert, Waffen zu nehmen, und ging, bloß mit einem kurzen Dolche versehen, seinem Schicksale entgegen. Seine Gemahlinn Licinia umfaßte ihn, wie er aus seinem Hause ging. Mit der einen Hand ihren Gatten, mit der andern ihren unmündigen Sohn haltend, bejammerte sie ihr Schicksal. „Du gehst nicht mehr als Tribun und Gesetzgeber in die Versammlung des Volkes,“ rief sie, „du gehst unbewaffnet den Mördern Deines Bruders entgegen! Wäre Liber vor Numantia gefallen, so hätten wir seinen Leichnam ausgelöst und begraben; jetzt werde ich auch bald den Deinigen in dem Strome suchen müssen!“ Gracchus wand sich von ihr los, und ging stillschweigend mit seinen Freunden fort: sie wollte ihn bey der Toga ergreifen, aber sie sank sprachlos zu Boden, und wurde von ihren Sklaven ohnmächtig in das Haus ihres Bruders getragen.

Unterdeß vereinigte sich Gracchus mit Fulvius. Man kam, auf Antrieb des Gracchus, überein, einen Vergleich zu versuchen, und wählte zum Unterhändler den jüngern Sohn des Fulvius, dessen Jugend und Bescheidenheit ihn dazu vorzüglich geschickt machten. Er ging in den Senat, und

that Vorschläge, die von vielen nicht ungünstig aufgenommen wurden. Allein der erbitterte Opimius antwortete kurz: „Man brauche hier keine Unterhändler; sie sollten selbst kommen, und sich dem Senat ergeben!“ Als die Bottschaft zurück gebracht wurde, soll Gracchus entschlossen gewesen seyn, in den Senat zu gehen, und sich zu vertheidigen. Allein seine Freunde ließen es nicht zu. Vielmehr entschlossen sie sich, zum zehnten Male den Sohn des Fulvius, zur Fortsetzung der Unterhandlungen, abzuschieken. Aber Opimius, der nichts weniger als Unterhandlungen wollte, ließ ihn sogleich ergreifen und in Fesseln legen; und gab den Seinigen den Befehl zum Angriffe. Das Gefecht ward bald entschieden. Eine zahlreiche Schar Etrusischer Bogenschützen die der Consul in seinem Solde hatte, zerstreute durch ihr Geschöß aus der Ferne die Anhänger des Gracchus und Fulvius, und nach einem kurzen Streite erfolgte ein Gemetzel, das sich durch alle Gassen von Rom erstreckte. Fulvius verbarg sich in einem Badehause; allein er ward entdeckt, und zugleich mit seinem ältesten Sohne, ermordet. Gracchus selbst zog sich in den Tempel der Diana zurück. Er hatte keinen Antheil an dem Gefechte genommen; der Anblick des Bürgerkrieges brachte ihn zur Verzweiflung. Er wollte sich selbst das Leben nehmen, aber zwen seiner Freunde, Pomponius und Licinius, rissen ihm das Schwert aus der Hand, und bewogen ihn zur Flucht. Die Namen dieser edlen Männer verdienen um so mehr aufgezeichnet zu werden, weil sie ihre Anhänglichkeit an Gracchus mit ihrem Tode besiegelten. Sie begleiteten ihn bis zu der Brücke über die Tiber. Hier stellten sie sich seinen andringenden Verfolgern entgegen, um ihm Zeit zur Flucht zu verschaffen, und fochten so lange, bis sie beyde, als Opfer ihrer Treue, todt zu Boden sanken. Nur der große Mann kann solche Freun-



de haben! — Gracchus selbst war unterdeß, von einem einzigen Sklaven begleitet, bis zu einem benachbarten heiligen Hayne gekommen. Hier hohlten seine Verfolger ihn ein; allein der treue Sklave deckte ihn mit seinem Körper, fing die auf ihn gerichteten Dolchstiche auf, und Niemand konnte ihn eher verwunden, bis dieser vorher getödtet war. Die Wuth des Bürgerhasses rächte sich auch noch an den todtten Körpern. Der Kopf des Gracchus ward abgehauen, und auf einer Stange herum getragen; sein Leichnam ward, mit den übrigen Erschlagenen, über 5000 an der Zahl, durch die Gassen geschleppt, und in den Strom geworfen; die Güter wurden eingezogen, und selbst die Rechte der Natur verletz, denn man verbot den Wittinnen der Gebliebenen, ihre Männer zu betrauern. Die Mutter des Gracchus ertrug den Tod ihres jüngern Sohnes mit einer Größe der Seele, die durch nichts gebengt werden konnte. Als sie die Botschaft erhielt, er sey in dem heiligen Hayne erschlagen, antwortete sie bloß: „er habe eine Grabstätte gefunden, die seiner würdig sey.“ Sie selbst zog sich nach Misenum bey Neapel zurück, wo sie ihr übriges Leben, nicht in der Abgeschlossenheit von der Welt, sondern in einem Kreise zubrachte, wie er der Tochter des großen Scipio würdig war.

Ungeachtet dieses entscheidenden Sieges der Aristokratie, starb aber dennoch mit dem Tode des Gracchus seine Partey nicht aus. Das Andenken an ihn lebte bald wieder auf; man errichtete ihm und seinem Bruder Bildsäulen; die Plätze, wo sie gefallen waren, wurden geweiht und das Volk strömte hin, ihnen Todtenopfer zu bringen. *Optimus* dagegen sank in eine Verachtung, die er durch seinen niederträchtigen Geiz sich noch mehr, als durch seine Cabalen, zugezogen hatte. An die Stelle der Gracchen traten oder drängten sich aber bald andere Volkansführer, die unter der

Farve des Patriotismus nur Selbstsucht verbargen, und kein Bedenken trugen, ihre Hände mit Bürgerblut zu beflecken, wenn sie ihren Leidenschaften dadurch ein Opfer bringen konnten. Wer kennt nicht einen Marius, Clodius, und andere? Vielleicht ward nie eine Staatsveränderung von größern und edlern Männern angefangen, als die der Gracchen, aber der Strom der Revolution ward schon ihnen selbst zu mächtig; geschweige, daß man nach ihrem Tode ihn hätte in seinen Schranken halten können! Bürgerkriege, Proscriptionen, und wiederholtes Blutvergießen, waren die Folgen ihrer Unternehmungen; und das letzte Ende derselben, daß eben das Volk, dem sie die Freyheit schenken wollten, in die Fesseln eines Despotismus geschlagen wurde, der bis auf unsere Tage in Europa ohne Beispiel blieb.



III.

W e r s u c h

einer historischen Entwicklung

der Entstehung und des Wachsthumes

des

Brittischen

Continental-Interesse.

Erster Theil.

Von Heinrich VII. bis auf den Tod der Königin Anna.

Das Europäische Staatensystem erhält mehrere wichtige, und ohne Zweifel höchst wohlthätige Modificationen dadurch, daß ein Hauptglied desselben durch einen Inselstaat gebildet wird, der durch seinen Umfang und die Benützung der inneren Hülfsmittel seinen Rang unter den ersten Mächten desselben behauptet. Wie groß auch immer die Ähnlichkeit der Cultur, der Religion, der Sprachen der Völker des gebildeten Europa's seyn mag, so ergeben sich doch aus der Insularischen Lage eines solchen Staats von selbst gewisse Eigenheiten, die nicht weggewischt werden können. Indem die Natur ein solches Land durch feste Gränzen von den übrigen absondert, ist es eine fast unausbleibliche Folge, daß bey den Bewohnern desselben ein Gefühl von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sich bildet, das nicht bloß für sie, sondern als Beispiel auch für andere Völker höchst wohlthätig werden kann; und, wie die Geschichte von Europa es lehrt, in diesem Welttheile es geworden ist. Das Daseyn einer solchen Macht gibt dem Staatensysteme, wozu sie gehört, ferner dadurch eine größere Festigkeit, daß nicht leicht eine politische Revolution entstehen kann, die auf ein Mal das Ganze zertrümmerte, indem ein solcher Staat schon durch seine Lage entweder völlig davon ausgenommen ist, oder doch sich leichter davon befreit erhalten kann. Klein vorzüglich wichtig



für das ganze System wird ein Staat dieser Art dadurch, weil er fast nothwendig, wenn er sich behaupten will, zu einer Seemacht werden muß, und eben deshalb es verhindert, daß die Landmacht das Übergewicht nicht allein entscheiden kann. In einem Staatensysteme, zumahl wenn zwischen den Gliedern desselben ein sehr auffallender Unterschied der Macht herrscht, wird durch alle Combinationen der Politik doch der Principat eines Einzigen zuletzt fast unvermeidlich, wenn die bloße Landmacht die Entscheidung gibt. Auch das, am künstlichsten berechnete System des Gleichgewichts kann nur immer eine sehr unsichere Bürgschaft dafür leisten, daß nicht irgend ein günstiger Moment erscheinen sollte, wo das durch seine Hülfsmittel, oder die Talente seiner Anführer, oder durch beides mächtigste Volk, jenen Principat an sich reißt, der nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge früher oder später in Druck und Tyranney ausartet, wenn er auch gleich anfangs diesen Charakter nicht annehmen sollte. Die Entstehung von einer Seemacht, oder von Seemächten, wird daher schon an und für sich, indem sie es bewirkt, daß in der Waagschale der Politik nicht bloß ein einziges Gewicht den Ausschlag geben kann, für die Erhaltung des Ganzen höchst wohlthätig; um so mehr, da es zugleich in ihrer Natur liegt, daß sie selbst der Unabhängigkeit anderer Staaten nicht so leicht gefährlich werden können. Für den denkenden Beobachter der Geschichte müssen aber Seemächte besonders dadurch interessant werden, weil sie nur die Folge einer höheren Cultur sind und seyn können. Auch Barbaren rüsten zwar Schiffe aus, um zu rauben, oder, wenn sie mächtig genug dazu sind, ihre Heere in ein fremdes Land zu führen und zu erobern; allein eine Seemacht, in dem wahren Sinne des Wortes, geht nur aus der Theilnahme an dem großen Welthandel hervor, und ihre eigentliche Bestimmung ist, ihre Schiffahrt und ihre

Colonien in entfernten Meeren zu schützen. Sie setzt also beides schon als bestehend voraus, und da beyde wiederum nicht ohne einen hohen Grad von politischer Cultur Statt finden können, so kann eine Seemacht auch nur eine Tochter von dieser seyn. Die Geschichte des neueren Europa's gibt davon einen Beweis, der über allen Zweifel erhaben ist. So klar und bestimmt wie irgend etwas, geht aus ihr das Resultat hervor, daß die politische Cultur in gleichem Maße stieg, und die ehrfüchtigen Träume von einer Universalmonarchie in gleichem Grade verschwanden, als sich Seemächte in Europa bildeten, und ihr Gewicht mit in die politische Waagschale warfen.

Das Interesse einer Seemacht als solche muß daher schon an und für sich nothwendig manches eigene haben, allein noch weit mehr, wenn sie, wie England, eine Inselmacht ist. Es würde zwar höchst einseitig seyn, auf dieses Eigenthümliche der geographischen Lage ein allgemeines System der Politik bauen zu wollen, dessen Vorschriften ein solcher Staat durchaus zu befolgen hätte. Denn so bald derselbe in mannigfaltigen Verhältnissen mit anderen Staaten steht, so bald ihre Schicksale ihm nicht gleichgültig seyn können, überhaupt so bald er das Mitglied eines Systems von Staaten ist, so wird er, bey dem öfteren Wechsel jener Verhältnisse, auch darnach seine politischen Maximen verändern müssen. Dem ungeachtet aber werden doch die Verhältnisse eines Inselstaats zu denen des festen Landes sich unter gewisse allgemeine Classen bringen lassen, die sich auf eben so viele verschiedene Arten des Interesse beziehen, und diese Bestimmung scheint hier um so viel wichtiger zu seyn, da gerade jede dieser Classen bey einer historischen Entwicklung des Britischen Continentalinteresse in gewissen Perioden in Betrachtung kommt.

Es lassen sich vier solcher Arten des Interesse unterscheiden, durch welches auch ein solcher, geographisch isolirter, Inselstaat dennoch, als mit eben so vielen politischen Banden, mit dem festen Lande zusammenhängen kann. Ersten s: das Interesse der Selbstständigkeit, der Unabhängigkeit und Sicherheit; zweyten s: das Interesse des Handels und Verkehrs; dritten s: das Interesse der Vergrößerung durch Eroberungen auf dem festen Lande; vierten s: das persönliche und Familieninteresse der Regenten.

Über die beyden zuletzt erwähnten Gattungen habe ich hier nichts im Allgemeinen zu sagen, da sie nicht nur durch sich selbst verständlich sind, sondern auch das eine bey England ganz wegfällt, und bey dem Andern Niemand zweifelt, daß die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des Familieninteresse mit dem Nationalinteresse der alleinige Maßstab ist, nach dem der Werth oder Unwerth desselben gemessen werden muß. Allein die beyden ersten Arten erfordern nicht nur für sich noch eine genauere Bestimmung, sondern auch des wechselseitigen Verhältnisses, in dem sie gegen einander stehen.

Es gibt keine einseitigere Ansicht, als wenn man, wie häufig geschieht, einer Inselmacht deshalb die thätige Theilnahme an den politischen Händeln anderer Staaten absprechen will, weil sie, durch ihre Lage unterstützt, von einer Marine hinreichend gesichert sey. Sie ist dadurch allerdings mehr gesichert, aber nicht völlig gesichert. Auch mit zahlreichen Flotten lassen ausgedehnte Küsten sich nicht immer decken, und wenn vollends diese Macht viele und große entfernte Besitzungen zu beschützen hat, an deren Erhaltung gewisser Maaßen ihre Existenz geknüpft ist, muß diese Schwierigkeit noch viel größer werden. Es ist freylich wahr, daß eine Inselmacht von dem Wachstume einer bloßen Landmacht für ihre Selbstständigkeit nicht viel zu fürchten

haben kann; allein die Gefahr wird dagegen doppelt groß, so bald diese Landmacht zugleich Seemacht ist, und als solche mit ihr rivalisirt. In diesem Verhältnisse stehen Frankreich und England. Die nahe Nachbarschaft, die Verflechtung ihrer auswärtigen Besitzungen, der seit Jahrhunderten genährte Nationalhass, mußte hier eine Rivalität erzeugen, wie sie anderwärts nicht Statt findet, und nicht Statt finden konnte.

Allein wenn eine solche Inselmacht zugleich ein Handelsstaat ist, so verbindet sich mit dem politischen Interesse auch ein Handelsinteresse, welches die Vernachlässigung der Verhältnisse auf dem festen Lande nicht erlaubt. Dieses Handelsinteresse kann kein anders seyn, als sich den Markt für den Absatz seiner Waaren offen zu halten, und sich denselben möglichst zu erweitern. Eine natürliche Folge davon ist eine festere Verbindung mit denjenigen Völkern, bey denen dieser Absatz sich findet, oder die ihn befördern. Das eigene Interesse verbietet es, bey ihren Schicksalen gleichgültig zu bleiben; und so entsteht von selbst eine Verflechtung des politischen und Handels-Interesse. So gewiß aber auch dieses ist, so ist es doch unläugbar, daß man diese Verbindung in der neuern Politik oft für enger angesehen hat, als sie wirklich ist. Es ist eine durch die Erfahrung hinreichend bestätigte Wahrheit, daß der Gang des Handels zunächst durch das Bedürfniß der Käufer, und den Vortheil der Verkäufer bestimmt wird. Die Verhältnisse der Regierungen können ihn erschweren und erleichtern, allein so wenig schaffen als vernichten. In Ländern, wo die Communication, wie in denen von Europa, so mannigfaltig und so leicht ist, findet, selbst in dem heftigsten Kriege, selbst bey den strengsten Verboten, der Handel doch seine Wege. Wo Bedürfniß und Gewinnsucht sich entgegen kommen, überwältigen oder umgehen sie leicht die Hindernisse, welche die Regierungen

ihnen entgegen stellen. Die Erfahrungen der neuesten Zeit haben unsere Begriffe über die Verbindung des politischen und mercantilschen Interesse sehr berichtigt, sie lehren, daß beide zwar nicht gänzlich von einander getrennt, aber doch auch weniger eng verbunden sind, als man sonst zu glauben schien, wo man durch Handelstractate und Handelsverbothe glaubte dem Handel seinen Gang unbedingt vorschreiben zu können.

Unabhängig von diesen Ursachen gibt es aber noch einen anderen Grund, der es einer großen Inselmacht, die ein Hauptglied eines politischen Systems ausmacht, verbiethet, bey den Händeln der Staaten des festen Landes gleichgültig zu bleiben, einen Grund, der in den Augen des praktischen Politikers gewiß nichts weniger als unerheblich ist: die Behauptung ihres Ansehens und ihrer Würde als Mitglied jenes Systems. In einem solchen System, wie das des neuern Europa's, wo stets so große Thätigkeit herrscht, wo stets so viele Kräfte in Bewegung sind, ist für einen Staat, dem seine Macht einen der ersten Plätze anweist, das Zurückziehen von den gemeinschaftlichen Angelegenheiten, sollten sie ihn auch nur mittelbar angehen, der unvermeidliche Anfang des Sinkens. In eben dem Maße, wie ein solcher Staat seine Sphäre beschränkt, wird unausbleiblich die seines Rivalen erweitert, er verliert so wie dieser gewinnt, und wie münshenwerth auch immer die Erhaltung des Friedens seyn mag, so gilt doch auch hier der Spruch: daß Kraft nur durch Kampf wächst, und ein durch eine solche Politik erkaufter langer Frieden oft ein sehr gefährliches Glück ist. Die Geschichte von Europa hat in der Republik der vereinigten Niederlande hier ein Beispiel aufgestellt, das in dieser Rücksicht sehr lehrreich ist. Seine thätige Theilnahme an den Staatshändeln Europa's hat diesem Staat viel gekostet, und ihn selbst an den Rand des Verderbens geführt.

Seit dem Utrechter Frieden ergriff er die entgegengesetzte Politik, und behauptete sie mit aller ihm möglichen Festigkeit. Allein der Utrechter Frieden war auch der Punkt, wo sein Sinken begann, und die innern Ursachen seines Verfalls wirkten von nun an desto sicherer, je ungestörter sie sich entwickeln konnten. Eine unumschränkte Monarchie, in der das Meiste von dem Geiste ihres Regenten abhängt, kann weit eher eine lange friedliche Periode ausdauern, ohne nothwendig zu sinken (wiewohl gewisse Symptome davon doch auch hier unvermeidlich zu seyn pflegen); in einem republikanisch geformten Staate, sey er zugleich monarchisch oder nicht, treten ganz andere Ursachen ein, welche ihm unter solchen Umständen fast nothwendig verderblich werden müssen. Die Perioden des Friedens sind hier gewöhnlich die Perioden der Factionen, die, wenn sie auch nicht gerade Bürgerkriege herbey führen, doch darum nicht weniger an dem Herzen des Staats nagen. Die thätige Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten ist dagegen der Ableiter der innern Gährungen; sie gewährt ein gemeinschaftliches Interesse; da die Meinungen immer geheilt zu seyn pflegen, so bald sich die Politik nur um die innern Verhältnisse dreht.

Man wird dies hoffentlich nicht so verstehen, als sollte es eine Apologie der leichtsinnigen Theilnahme an allen auswärtigen Handeln und Kriegen seyn. Zwischen einer solchen leichtsinnigen Theilnahme und jener indolenten Apathie liegt eine Linie in der Mitte, die durch das Interesse und die Kräfte einer solchen Macht bestimmt wird; und nur von der Beobachtung von dieser ist die Rede. Um sie nicht zu überschreiten, muß der Staatsmann nicht bloß klare und feste Begriffe über die wahren Vortheile, sondern auch über den Umfang des Wirkungskreises des Staates haben, dessen Ruder er führt, und das letzte scheint nicht weniger schwer

zu seyn, als das erste; die Blendwerke des Stolzes und des Eigendünkels sind nicht weniger gefährlich, als die der Herrschaft und des Eigennuzes.

Diese Ideen werden als Einleitung zu der folgenden Untersuchung dienen können, die eine historische Entwicklung des Britischen Continental-Interesse in den letzten drei Jahrhunderten zu ihrem Zweck hat. Die Aufgabe, welche zu lösen ich mir vornehme, wird also seyn, in chronologischer Ordnung die Fäden anzugeben, durch welche das politische und Handelsinteresse von England an das des Continents gebunden ward; wie sie geknüpft und wieder aufgelöst wurden. Bloße, schnell vorübergehende Verhältnisse, wie sie zuweilen während dem Laufe der großen Kriege entstanden, kamen dabei nicht in Betrachtung; nur das, was dauerte, wird unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Übersicht der Geschichte des Britischen Continents-Interesse kann aber nur dadurch deutlich werden, daß man dasselbe nach den verschiedenen Zeiträumen betrachtet, in denen es einem so großen Wechsel unterworfen war. Man muß deren folgende annehmen. 1. Der Zeitraum von Heinrich VII. bis auf Elisabeth. 2. Der Zeitraum der Elisabeth. 3. Der Zeitraum der Stuarts bis auf Wilhelm III. 4. Der Zeitraum von Wilhelm III und Anna. 5. Der Zeitraum des Hauses Hannover.

### Erster Zeitraum.

Von Heinrich VII. bis auf Elisabeth. 1484 — 1558.

Bereits in der Periode des Mittelalters hatte England an den Begebenheiten des festen Landes einen sehr lebhaften Antheil genommen, durch seine Landkriege in Frankreich, und durch sein Bestreben, dieses Reich zu er-

obern. Die, in so vielfacher Rücksicht unglückliche, Vermählung der Tochter Philipps des Schönen, der Isabella mit Eduard II, hatte dazu den Grund gelegt, indem der Sohn aus dieser Ehe Eduard III. seine Ansprüche auf Frankreich gegen das Haus Valois auf diese seine mütterliche Abkunft gründete. Eine Reihe von Kriegen, die eine lange Zeit hindurch eben so glücklich für England geführt wurde, als sie um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unglücklich für dasselbe endigte, war die Folge davon.

Das damalige politische Continental-Interesse Englands war also ein bloßes Eroberungs-Interesse. In jenen Zeiten einer noch nicht verfeinerten Politik, wo blinde Vergrößerungssucht ihre einzige Spannfeder war, konnten solche Entwürfe möglich seyn; wiewohl doch auch damals der Augenschein deutlich genug zeigte, daß eine dauernde Unterjochung Frankreichs unter England eine Chimäre sey. Seit dem Jahre 1450 waren die Engländer aus Frankreich vertrieben: allein der bloße Titel eines Königs von Frankreich war doch nicht das einzige, was England noch übrig blieb. Politische Ideen, die so tiefe Wurzel gefaßt haben, als jene, sind so leicht nicht auszurotten; und der Erfolg zeigte, daß sie fast diesen ganzen Zeitraum hindurch noch in England lebten, indem man jede Gelegenheit, die einige Wahrscheinlichkeit, sie auszuführen, darzubieten schien, begierig ergriff. Da Bretagne damals noch seine eigenen Herzöge hatte, die fast in beständigen Händeln mit den Königen von Frankreich begriffen waren, so fand England an ihnen in Frankreich selbst noch Verbündete; und hätten diese Händel durch das Aussterben des Mannsstammes (1483) und die darauf folgende Vermählung der Erbin Anna mit König Carl VIII. nicht aufgehört, so hätten sie wahrscheinlich noch sehr bleibende Folgen gehabt. Es kam noch dazu, daß, da Calais sich noch in den Händen der Engländer



befand, man dadurch immer gleichsam im Besitze des Thrones von Frankreich zu seyn glaubte, durch das man, so oft man wolle, in das Innere eindringen konnte.

Allein noch unter der Regierung von Heinrich VII. ward England zugleich durch Familienverbindungen, die in Heirathen ihren Grund hatten, in das Interesse des festen Landes verflochten. Der Sohn von Heinrich VII. Arthur, heirathete die Tochter von Ferdinand Catholicus, Catharina; und als er schon als Jüngling starb, ward sie die Gemahlinn seines Bruders, Heinrichs, nachmahligen Königs Heinrichs VIII.

Unter der Regierung von Heinrich VII. konnten diese Verhältnisse keine große Folgen haben, da er absichtlich die Theilnahme an den auswärtigen Handeln möglichst vermied, um seinen Thron desto mehr sichern zu können. Nur ein Mal ging er Maximilian I. zu Gefallen, als König Carl VIII. diesem seine verlobte Braut, die Prinzessin Anna, die Erbinn von Bretagne, entriß, und dadurch den Grund zu dieser so wichtigen Acquisition legte, mit einer Armee nach Calais hinüber; allein, ungeachtet das Englische Interesse hier wesentlich gefährdet war, so war es doch mehr eine Finanz- als eine Kriegsexpedition. Für 600000 Kronen erkaufte sich Carl VIII. den Tractat von Estaples (1492); Heinrich VII. ging schon nach wenig Wochen wieder nach England zurück; und die Verbindung zwischen England und Bretagne blieb auf immer aufgelöst.

Allein unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Heinrich VIII. (1509—1547) zeigten sich die Folgen davon desto auffallender. Um die Zeit, als er den Thron bestieg, war durch die Ligue zu Cambrai Italien der Mittelpunkt der Europäischen Politik geworden. England konnte seiner Lage und seinen übrigen Verhältnissen nach von der Theilnahme an den Handeln Italiens damals durchaus

keinen Vortheil erwarten. Vielmehr mußte, indem Frankreich hier seine Kräfte fruchtlos verschwendete, um Eroberungen zu machen, die Neutralität ihm von selbst ein Übergewicht über diesen seinen Nachbarn geben. Allein die Familienverbindung, in der Heinrich mit Spanien stand, wurde jetzt von seinem Schwiegervater Ferdinand Catholicus genutzt, ihn in diese Händel zu verwickeln. Als die Ligue von Cambrai zerfiel, und aus ihr die heilige Ligue gegen Frankreich sich bildete, trat Ferdinand dieser bey, um sich bey dieser Gelegenheit des Reiches von Navarra zu bemächtigen. Er berechnete sehr gut die Vortheile, welche die Theilnahme von Heinrich, dem er mit der Hoffnung schmeichelte, die alten Ansprüche auf Guienne ausführen zu können, für ihn wahrscheinlich haben mußte. Er erreichte seine Zwecke; Heinrich VIII. brach mit Frankreich (1512); und als er gebrochen hatte, ließen ihn sein Schwiegervater und seine andern Verbündeten im Stich, und nach einem vergeblichen Einfall in die Picardie endigte er diesen Krieg, der die hinterlassenen Schätze seines Vaters erschöpft hatte, durch einen Frieden (1514), den die Vermählung seiner Schwester mit Ludwig XII. befestigen sollte.

Ein so mißverstandenes Interesse wie dieses, das nur durch die überlegene Schlaubeit eines falschen Freundes aufgeregt war, konnte nicht anders als nur vorübergehend seyn. Aber die Zeitumstände änderten sich bald; und als Ludwig XII. und Ferdinand (1516) kurz nach einander von dem Schauplatz abtraten, um Franz I. und Carl V. Platz zu machen, bildeten sich neue Verhältnisse, welche für die Continental-Politik von England wichtiger wurden, oder wenigstens wichtiger zu werden schienen. Die nun entstandene Rivalität zwischen Frankreich, und dem Oesterreichisch-Spanischen Hause, legte zuerst den festen Grund zu dem System des Gleichgewichts in Europa; und vier blutige Kriege zwisc-

sehen Carl und Franz waren die Folgen davon. Es war unter diesen Umständen sehr natürlich, daß in England die Idee auflebte, den Ausschlag in diesen Kriegen geben zu können; was konnte dem ohnehin so eiteln Heinrich VIII. mehr schmeicheln, als sich als den Schiedsrichter von Europa zu betrachten? In der That schien er auch dazu viele Mittel in Händen zu haben. Er konnte, war er auf Carl's Seite, Frankreich wehe thun, da der Besitz von Calais ihm eine Landung an den Französischen Küsten erleichterte; und, war er auf der Seite von Franz, so konnte er auf eben diesem Wege leicht einen Einfall in die Niederländischen Provinzen, die Besitzungen von Carl V. machen. Kein Wunder also, daß er jene Rolle wirklich übernahm; allein er spielte sie so ungeschickt, daß er gar nichts ausrichtete; und man braucht nur einen Blick in die Geschichte zu werfen, um die Ursachen davon zu entdecken.

Als Franz I. zum ersten Mal im Jahr 1521 mit Carl V. brach, und beyde Monarchen um Heinrich's Freundschaft buhten, war es anfangs unentschieden, auf welcher Seite er treten würde, bis es Carl gelang, den Cardinal Wolsey durch Versprechungen und Schmeicheleyen zu gewinnen. Durch ihn war auch der König gewonnen. Allein ungeachtet er Truppen nach Frankreich hinüber sandte, blieb doch der Krieg in der Picardie ein Nebenkrieg, der nichts entschied. Das traurige Schicksal von Franz I. bey Pavia (1525) brachte ihn zur Besinnung. Er fürchtete jetzt, sein Verbündeter möchte zu mächtig werden; er verließ dessen Parthie; und trat nach dem Vertrage von Madrid, durch welchen Franz seine Freyheit unter Bedingungen erkaufte, die er nicht zu halten dachte, (1527) selbst auf die Seite seines bisherigen Feindes über. Allein wie der zweyte Krieg ausbrach (1527—1529), lähmte sich Heinrich VIII. selbst die Hand; indem er aus Handelsursachen dem Kaiser die Neu-

tralität seiner Niederlande zugestand; dem einzigen Punkte, wo er ihm schaden konnte. Die Folge war also, daß er für seinen Verbündeten Nichts that. Als während dieses Krieges seine Religions- und Ehehändel entstanden, schien er darüber seine große Rolle gänzlich zu vergessen, und nahm an dem dritten Kriege jener beyden Fürsten, der durch den zehn-jährigen Waffenstillstand zu Nizza endigte (1558), gar keinen Antheil. Dagegen verband er sich desto enger mit dem Kaiser, als dieser 1541 seinen vierten Krieg mit Franz anfang; nicht weil er damals von der Übermacht von Frankreich etwas zu fürchten hatte, sondern weil er seinen Launen Genüge thun wollte. Der Vertrag, den er mit Carl V. schloß, ist ein treffendes Bild der damaligen Politik; die Bedingungen zeigen, daß man sie nicht halten wollte, weil sie unmöglich erfüllt werden konnten; Heinrich VIII. verlangte nichts geringeres als die Franckösische Krone; und um ganz Frankreich zu erobern, ging er, während Carl in Champagne einfiel, mit einer geringen Macht nach Calais über. Allein die beyden Verbündeten zerrieten unter einander; Carl V. schloß seinen Frieden für sich zu Crespy (1544), und überließ es seinem Bundesgenossen, sich aus der Verlegenheit zu ziehen; und dieser gab sich zufrieden, als ihm die Bezahlung eines Jahrgeldes versprochen wurde, das man von der andern Seite auch nicht zu bezahlen willens war, ungeachtet man ihm als Unterpfand das von ihm eingenommene Boulogne auf 8 Jahre ließ \*).

Aus diesem Allem ergibt sich das deutliche Resultat, daß die angebliche Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den

---

\*) Es wurde unter seinem Sohne für eine viel geringere Summe, als versprochen war, von Frankreich wieder eingelöst.

beyden Hauptmächten des festen Landes in diesen Zeiten nichts weiter als ein bloßer Name war. Ein Fürst, der stets ein Slave seiner Pannen, und das Spiel derer Lieb, die zunächst um ihn waren, konnte keiner festen Politik fähig seyn; und eben so wenig war es sein Minister, der Cardinal Wolffen, der sich nicht weniger als sein Herr von seinen Leidenschaften leiten ließ. Man hätte erwarten dürfen, daß das neue, unter der Regierung von Heinrich VIII. durch die Reformation aufgeregte, Interesse ein Band zwischen England und dem festen Lande hätte werden können; allein die Verfahrungsart von Heinrich VIII., so sehr er sich auch in diese Streitigkeiten mischte, mußte dies unmöglich machen. Indem er, durch seinen Supremat, sich in England nur an die Stelle des Papstes setzte, ohne die protestantische Lehre zuzulassen, deren Anhänger er verfolgte, war es unmöglich, daß er mit den protestantischen Fürsten in Deutschland sich vereinigen konnte; und die Versuche, die er dazu machte, waren deshalb vergeblich.

Unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Edward VI. ward der politische Zusammenhang mit dem festen Lande nicht verstärkt; vielmehr gibt sie den Beweis, daß die Bande, womit es unter Heinrich VIII. mit demselben zusammenhing, in keinem Nationalinteresse, sondern nur in den Einfällen dieses Königs bestanden hatten. Obgleich diese Regierung die Reformation in England einführte, so nahm sie doch an der großen Krisis, durch welche der Zustand der Protestanten in Deutschland damals bestimmte ward, keinen Antheil; ungeachtet die Verbindung zwischen Heinrich II. von Frankreich und Moriz gegen Carl V. dazu so leicht die Veranlassung hätte geben können. Allein als Eduard VI. so frühzeitig starb, und seine Schwester Maria ihm folgte, ward England durch eine Heirath wieder in eine Verbindung mit dem festen Lande gesetzt, welche höchst gefährlich

für dasselbe hätte werden können; indem Maria sich mit Philipp II. von Spanien vermählte (1554). Zwar wurden durch das Parlament alle mögliche Maßregeln für die Zukunft genommen; aber wäre diese Ehe fruchtbar gewesen, so möchte Philipp's unermüdete Thätigkeit leicht über diese Hindernisse gesiegt haben. Aber auch da sie dies nicht wurde, blieb sie dennoch für England nicht ohne politische Folgen. Als Philipp II. bereits kurz nach dem Antritte seiner Regierung sich zum Kriege mit Frankreich genöthigt sah (1557), wußte er durch den persönlichen Einfluß, den er auf seine Gemahlinn hatte, sie in den Krieg mit hereinzuziehen. Die Folge davon war der Verlust von Calais, dem einzigen Überreste der alten Eroberungen Englands in Frankreich; dessen sich die Franzosen 1558 bemächtigten. Ein Verlust, der, wie lebhaft man ihn damals auch in England empfand, doch gewiß ein wahrer Gewinn für dasselbe war. Er trug am meisten dazu bei, die alte Chimäre von großen Eroberungen in Frankreich gänzlich verschwinden zu machen; die wenigstens bisher so oft als Vorwand zu Unternehmungen gegen dieß Land gebraucht worden war, wenn man sich auch von der Unmöglichkeit ihrer Ausführung schon lange hätte überzeugen müssen.

Übersieht man das bisher Gesagte, so ist es klar, daß, ungeachtet sich England in diesem Zeitraume öfters in die Angelegenheiten des festen Landes mischte, doch dieß Britische Continental-Interesse noch gar kein National-Interesse war, sondern nur in den Familienverbindungen des regierenden Hauses, und in den alten Ansprüchen der Englischen Könige auf Frankreich, das hieß, in einer Idee, die sich bereits selbst überlebt hatte, seinen Grund hatte. Für seine Selbstständigkeit hatte England damals von Frankreich so wenig als von Spanien zu fürchten, da Italien das Ziel der Politik dieser Mächte war; und wenn man glauben konnte,

in der Folge etwas von ihnen zu fürchten zu haben, was konnte natürlicher seyn, als durch ihre wechselseitigen Kämpfe unter einander sich beyde aufreiben zu lassen? Es fragt sich also nur noch, in wie fern England durch seine Handelsverbindungen in diesem Zeitraume in das Interesse des festen Landes verflochten seyn konnte?

Damals noch gänzlich ohne Colonien, welche die Producte entfernter Welttheile, um sie wieder auf andere Märkte zu verführen, England hätten darbieten können; und nur mit einer sehr beschränkten eigenen Industrie, die erhebliche Gegenstände für den Handel mit fremden Völkern geliefert hätte, sieht man leicht, daß an ein Handelsinteresse, das auch nur entfernt mit dem der folgenden Zeitalter verglichen werden könnte, gar nicht zu denken war. Die große Handelsrevolution, zu der durch die Entdeckung von Amerika und Ostindien im Anfange dieses Zeitraums der Grund gelegt wurde, — die einzige, die allgemein in der Geschichte des Welthandels Epoche macht, — blieb zwar nicht ganz ohne Einfluß auf England; denn auch von dort segelte bereits 1497 Johann Cabot als Entdecker nach den Küsten von N. Amerika, und hatte andere zu Nachfolgern; allein diese Entdeckungen geschahen, wenn gleich mit Bewilligung, doch ohne Unterstützung der Regierung, und blieben diesen Zeitraum hindurch noch so gut wie ungenutzt.

Indeß erzeugte England ein einheimisches Product, dessen Ausfuhr theils roh, theils auch schon verarbeitet, von solcher Wichtigkeit war, daß sie auf seine Continentalpolitik nicht ohne Einfluß blieb, nämlich die Wolle. Bereits seit dem zwölften Jahrhunderte war die Schafzucht, die nachmahls unter Eduard IV. durch Spanische Widder noch veredelt ward, fast die Hauptbeschäftigung des Englischen Landmannes gewesen; und nachdem man die Wolle lange nur unverarbeitet ausgeführt hatte, war man nachmahls dahin

gekommen, selbst Tuchmanufacturen zu errichten. Der erste und nächste Markt des Englischen Wollhandels waren aber die Niederländischen Provinzen, deren Manufacturen eben durch diesen Handel aufblühten; und so entstand hier eine Verbindung, die nicht bloß in den Launen eines Königs oder Ministers, sondern in dem Interesse der Nation gegründet war. Bereits in diesem Zeitraume hatte sie die politische Folge, daß, als Heinrich VIII. sich 1527 gegen Carl V. erklärte, ein Aufstand der Wollarbeiter erfolgte, der den König nöthigte, einen Separatvertrag wegen der Neutralität der Niederlande zu schließen. Der Erfolg dieser Untersuchung wird lehren, daß die Verbindung mit diesen Provinzen in der Folge stets eines der festesten Bande des Brittischen Continental-Interesse geblieben ist, so wie es das älteste war.

Außer den Niederlanden fanden die Engländer aber auch bereits damals in den meisten Nordöstlichen Ländern von Europa einen Markt für ihre Wollwaaren; in Preußen, Dänemark, Schweden und Norwegen, und endlich selbst in Rußland. Dieser Handel war geraume Zeit nur durch die Schiffe der Hanse geführt, die bekanntlich auch eine ihrer Handelslogen in London hatte. Allein die Engländer fügten mit Macht an, ihn sich selbst zuzueignen, wovon eine Menge Fehden mit der Hanse die Folgen waren; die jedoch mehr Seeräuberereyen mit allen sie begleitenden Grausamkeiten blieben, als förmliche Kriege wurden. Wäre aber dieser Städtebund nicht bereits damals so sehr im Sinken gewesen, daß Elisabeth ihn seiner Handelsprivilegien in England berauben konnte, so hätten die Verhältnisse zwischen England und ihm einen viel größern Einfluß auf die Continentalpolitik dieses Landes haben müssen, als sie jetzt behalten konnten.

Dies sind die Fäden, durch welche England unter den ersten vier Ludors mit dem Continente von Europa politisch zusammenhing. Alles nur zarte und gebrechliche Fäden, und



meist zum Nachtheile von England geknüpft. Allein erst der letzten Regentin aus diesem Hause war es vorbehalten, festere und bessere zu knüpfen, und in der Geschichte des Continental-Interesse von England macht ihre Regierung unstreitig eine eigene Periode, und zwar eine der wichtigsten Perioden aus.



raum.

Zeitalter 1558—1603.

Für die ganze Geschichte des Britischen Continental-Interesse sind, bis auf das letzte Decennium herunter, eigentlich nur zwey Zeiträume allgemein Epoche machend, der der Elisabeth, und der von Wilhelm III. Unter Elisabeth hob sich England, wie groß auch immer die Anmaßungen ihres eiteln Vaters waren, doch erst zu einem Staat vom ersten Range empor. Unter ihr lernte es seine wahre Macht, und den Wirkungskreis derselben kennen; die alte Chimäre, von Eroberungen auf dem festen Lande, verschwand gänzlich; auch alle die Familienbande, mit denen unter den vorigen Regierungen England mit dem Continente zusammengehangen hatte, wurden und blieben aufgelöst. Allein an ihre Stelle traten Verhältnisse ganz anderer Art, die nicht persönlicher Vortheil, nicht eitle Vergrößerungsprojecte erzeugten. Elisabeth bleibt das große Verdienst, daß sie es war, die ihr Interesse dem National-Interesse unterordnete, oder es mit demselben zu vereinigen wußte; statt daß ihre Vorgänger nur ihr persönliches Interesse zu Rathe zu ziehen pflegten; und wie schlau, ja wie arglistig sie auch zuweilen verfuhr, so bildet dieses doch unstreitig im Ganzen den Charakter ihrer glänzenden Regierung.

Ihre erste Unternehmung war die Einführung des Protestantismus in England, und diese erste Un-

ternehmung bestimmte nicht nur die inneren Verhältnisse des Reiches, sondern wurde auch auf lange Zeit hinaus die wahre Grundlage des Britischen Continental = Interesse.

Veränderung der Religion war schon an sich nicht bloß Sache der Regierung, sondern Sache des Volkes. Indem Elisabeth hierin den Wünschen einer sehr großen Majorität der Nation nachgab, entstand dadurch ein wahres, ein allgemeines National = Interesse, das aber zugleich das Interesse der Regierung war. Wenn durch dasselbe aber England nun auch in die Politik des festen Landes verflochten wurde, so sieht man leicht, daß auch dieses nothwendig durch viel festere Bande geschehen mußte, als es bisher möglich gewesen war. Erst jetzt konnte und mußte ein wahres Continentals = Interesse entstehen, wenn man nämlich darunter ein solches verstehen will, welches nicht bloß ein persönliches Interesse der Herrscher, sondern zugleich der Nation ist. Mehrere Ursachen machten aber eine solche Verflechtung jetzt durchaus unvermeidlich.

Um die Zeit, als die Glaubensveränderung in England eingeführt ward, war bereits, wie oben in der ersten Abhandlung dieser Sammlung gezeigt worden \*), das religiöse Interesse zugleich in einem hohen Grade ein politisches Interesse geworden. Auf den Protestantismus ward in England unmittelbar die Erhaltung der Verfassung gebaut, und die Königin selbst konnte es nicht übersehen, daß Fall des Protestantismus auch ihr Fall war. Sie war also genöthigt, Beschützerin desselben zu werden; allein nach den damaligen Verhältnissen konnte sie dieses nicht bloß in Eng-

---

\*) S. 69.

land bleiben. England war, da Schweden um diese Zeit noch wenig in Betracht kam, die erste Hauptmacht in Europa, die sich für den Protestantismus erklärte; es war also natürlich, daß Elisabeth als Oberhaupt der Protestanten, oder wenigstens als ihre Stütze überhaupt betrachtet wurde; und sie durfte diese Rolle nicht verläugnen, wenn sie nicht ihrem eigenen Vortheile entgegen handeln wollte. Allein da eben um diese Zeit Spanien in Philipp II. — dessen Stolz Elisabeth ohnehin durch die Abweisung seiner Hand beleidigt hatte, — den entschlossensten Verteidiger der alten Lehre zum König hatte, so war die dadurch gegründete Antipathie zwischen diesen beyden Mächten eine unausbleibliche Folge. Aber eben diese Antipathie war es wiederum, die den festen Grundstein zu der Größe von England legte. Das religiöse Interesse war jetzt zugleich das Interesse der Selbstständigkeit und der politischen Existenz; und indem sich England der ersten Macht der damaligen Zeit entgegen stemmte, mußte es in einem Kampfe, in dem es nur Sieg oder Untergang galt, sich entweder selbst zu einer Macht der ersten Größe erheben, oder sich erdrücken lassen.

Daß dieses gespannte Verhältniß mit Spanien 30 Jahre dauern konnte (1558—1588), ehe es zum förmlichen Kriege kam, ohne daß Elisabeth in diesem langen Zeitraume irgend etwas ihrem wahren Interesse vergeben hätte, ist unstreitig im Ganzen betrachtet der glänzendste Beweis ihrer überlegenen Politik. Allein während desselben spannen sich durch zwey gleichzeitige Begebenheiten auf dem feilen Lande die Fäden an, durch die England mit demselben politisch zusammen hängen sollte: die Hugenottenkriege in Frankreich, und die Revolution der Niederlande. Wenn der eine von ihnen durch den Lauf der Zeitumstände noch während der Regierung der Elisabeth wieder abriß, so

schien der andere dagegen für immer geknüpft worden zu seyn.

England hatte, als die Unruhen in den Niederlanden ausbrachen, drey Ursachen sich dieser Insurgenten anzunehmen. Es ist oben bereits gezeigt worden, daß die Niederländischen Provinzen der Hauptmarkt für die Britischen Producte waren \*), und schon deshalb konnte England bey ihren Schicksalen nicht gleichgültig seyn: Zweytens: wegen der Verflechtung des Religionsinteresse. Der Kampf, der hier begann, war ein Kampf gegen Religions-Tyranny; wenn der Protestantismus hier siegte, so war ihm auch seine Existenz in Deutschland wie in England gesichert; dagegen blieb sie in beyden Ländern precar, wenn es Spanien gelang, ihn hier zu vernichten. Und dazu kam noch drittens: daß durch die Entreisung der Niederlande der Spanischen Macht eine Wunde geschlagen wurde, an der es sich langsam verbluten mußte; und bey der jetzt entstandenen Rivalität England sicher war, seinem Gegner den Rang abzulassen.

Aus diesen Gründen nahm Elisabeth Antheil an den Niederländischen Unruhen, und diese Theilnahme war nicht bloß ihr Vortheil, sondern Vortheil der Nation. Allein sie that es nur, indem sie sie sparsam mit Gelde unterstützte,

---

\*) Schon bey dem ersten Anfange der Unruhen 1564, als man die Einfuhr der Englischen Tücher verbietthen wollte, gab dieß Veranlassung zu Streitigkeiten, die nur provisorisch ausgeglichen wurden. S. Kapin V. S. 131. (der Deutschen Übers.), wo man auch Nachrichten über den Betrag des damaligen Englisch-Niederländischen Handels findet, der auf 12 Millionen in Gold (Gold- oder Sonnenthalere) geschätzt wird, wovon die Ausfuhr der Tücher aus England allein fünf Millionen betrug.

und es geschehen ließ, daß Engländer als Freywillige bey ihnen dienten. Sie wollte, wie es schien, nicht bloß wo möglich einen Krieg mit Spanien vermeiden, sondern schien es auch recht gut zu wissen, daß eine solche sparsame Unterstützung am meisten dazu geeignet ist, Kräfte zu entwickeln, und so den Hauptzweck desto sicherer zu erreichen. Erst 1585 schloß sie einen förmlichen Vertrag mit ihnen, indem sie für das vorgeschossene Geld und die Hülfsstruppen, die sie ihnen schickte, sich drey ihrer Seehäfen verpfänden, und ihrem Gesandten einen Platz in dem damaligen Kriegsrath versprechen ließ, aber dagegen die angebotene Oberherrschafft über diese Provinzen ausschlug. Diese, und andere bekannte Vorfälle, führten nun aber zum förmlichen Bruch mit Spanien, und das Interesse Englands und der Niederlande in Rücksicht dieser Macht wurde nun unzertrennlich verbunden. Die Niederlage der unüberwindlichen Flotte (1588) befreyte England auf einmahl von aller Gefahr der Spanischen Uebermacht, und Elisabeth wollte nun selbst einen Krieg nicht mehr endigen, der nicht bloß die Sicherheit, sondern auch die Größe ihres Reiches gründete.

Wenn man die ganze Verfahrungsart der Elisabeth gegen die Niederlande übersieht, so zeigt es sich deutlich genug, was ihre Absicht dabey war. Daß dieser werdende Freystaat mit solchen Riesenschritten seiner künftigen Größe entgegenziele, daß er nicht bloß Spanien, sondern, indem er den Welthandel sich zueignete, selbst England überflügeln, daß es diesem dereinst alle Anstrengung kosten würde, diesen seinen künftigen Rival daraus zu verdrängen — das Alles fiel ihr gewiß nicht ein, und wie hätte es ihr auch einfallen können? Sie glaubte in ihm einen Staat zu bilden, der nur unter der Obhut von England bestehen, und eben daher des Brittischen Einflusses in seine Angelegenheiten sich nie

würde entledigen können. Sie wollte hier ihren Principat gründen, so gut wie sie in Schottland ihn gründete, und in Frankreich ihn gern gegründet hätte. Diese Art der Verbreitung ihrer Macht war so gut ihr Streben, als das von Philipp II. nur daß sie ihr Spiel verdeckter zu spielen, und besser zu rechnen wußte. Wie konnte es aber auch anders seyn, als daß die wechselseitige Rivalität von England und Spanien, die jetzt das Gleichgewicht von Europa bestimmte, ein solches wechselseitiges Streben hervorbrachte? Das Terrain, was der Eine gewann, verlor notwendig der Andere, und mußte daher suchen, nicht nur das seinige zu behaupten, sondern auch neues zu gewinnen.

Die *Wendung*, welche die Angelegenheiten der Niederlande unter ihrer Regierung nahmen, mußte aber noch mehr dazu beitragen, die Bande zwischen ihnen und England zu befestigen. Zwar kehrten die Belgischen Provinzen während des Krieges wieder unter die Spanische Herrschaft zurück: und nur die Batavischen behaupteten dagegen ihre Unabhängigkeit, allein auch schon während des Krieges hatte sich die Industrie und der Handel aus jenen, die der beständige Schauplatz des Kampfes waren, in diese gezogen, die unendlich weniger litten, und da in diesen letztern der Protestantismus entschieden triumphirte, so wurden sie also neben dem mercantilischen zugleich durch das religiöse Interesse an England gekettet, und der gemeinschaftliche Kampf mit Spanien blieb das Lösungswort beyder Völker.

Die Verhältnisse der Elisabeth mit Frankreich waren um vieles verwickelter, als die mit den Niederländern, und sie selbst konnte schwerlich voraus wissen, wie weit sie führen würden. Die langen Hoffnungen, mit denen sie Franz von Alencon — den mutmaßlichen Reichserben — zu einer Vermählung hinhielt, die, wieviel man auch in ihrer We-

schwichte die Weiblichkeit mit in Anschlag bringen muß, doch sicherlich niemahls ernstlich in ihrem Plane liegen konnte, waren der Schleyer, unter dem sie ihre wahren Absichten verbarg. Die Religionskriege hatten seit dem Jahr: 1562 hier noch nicht lange angefangen, als sie durch Intercession, durch Geld und Freywillige, die Hugenotten auch schon zu unterstützen anfang, und, ohne mit Frankreich zu brechen, damit fortfuhr. Es möchte schwer seyn, ein Gegenstück zu dem feinen politischen Spiele zu finden, das sie hier spielte, das selbst das in den Niederlanden noch übertraf. Wer konnte auch wissen, wie diese Kriege endigen würden? Indes war doch auch hier die Rivalität mit Spanien die Hauptursache ihrer Theilnahme. Als Philipp II. die Ligue unterstützte, um durch sie seine Absichten zu erreichen, arbeitete sie ihm entgegen als die Verbündete von Heinrich von Navarra, und führte, als er zum ruhigen Besitze des Throns gelangt war, noch in Gemeinschaft mit ihm den Krieg mit Spanien, den für Frankreich der Friede von Wervins (1598) endigte. Allein die Veruhigung der Hugenotten durch das Edict von Nantes, und der Tod von Philipp II., die beyde noch in eben diesem Jahre erfolgten, mußten von selbst diesem Interesse ein Ende machen, das seiner Natur nach nur vorübergehend war.

Auf diesen Hauptstützen ruhte das Continental-Interesse von England während ihrer Regierung, allein die große und vielseitige Entwickelung der Kräfte der Nation während derselben gewann darauf auch einen Einfluß, der um so weniger unbemerkt bleiben darf, je dauernder er war.

Das Zeitalter der Elisabeth war dasjenige, wo die Nation ihre Bestimmung und ihren Wirkungskreis eigentlich erst kennen lernte, indem sie den Grund zu dem Gebäude ihres Welchandels und ihrer Schifffarth legte, das freylich erst spätherin vollendet worden ist. Die Rivalität mit Spa-

nien führte größten Theils auch dieses herbey, und da die Kränkungen dieser Nation sich über die entlegensten Welttheile verbreiteten, wagten es auch die Britten, sie auf den entferntesten Meeren aufzusuchen und zu bekämpfen. Auf diese Weise wurde zu so manchen, nachmahls erst blühend gewordenen, Zweigen des Britischen Handels der Keim gelegt, indem die Engländer allenthalben darnach strebten, sich selbst die Schifffarth ihres Landes zuzueignen, die bisher meist durch andere war geführt worden. So entstand, indem sie den Weg über N. O. nach Ostindien suchten, aber das nachmalige Archangel ihr Handel nach Moscau, und selbst bis nach Persien. So ihre Theilnahme an den so unermeßlich wichtig gewordenen Fischereyen von Neufundland. So wurden in dieser Zeit die ersten Versuche mit dem Afrikanischen Sklavenhandel gemacht. So wurden der Hanse ihre Privilegien in England genommen, und Britische Adventuriers bemächtigten sich des Handels nach dem festen Lande. So wurden die ersten, wenn auch noch mißlingenen, Versuche zu der Colonisation von N. Amerika gemacht. So richtete England bereits seine Augen auf den Ostindischen Handel um Afrika herum, und noch gegen das Ende dieser Regierung (1600) ward die ältere Ostindische Compagnie gestiftet, obgleich man noch keine erhebliche Besitzungen in Ostindien hatte; so wurden ferne Länder entdeckt, und der Britte Drake umsegelte bereits glücklich die Erde.

Zwar waren die meisten dieser neuen Handelszweige damals noch zu unbeträchtlich, als daß sie als eben so viele Banden des politischen Interesse betrachtet werden konnten. Man führte noch keine eigentliche Handelskriege; allein man fing doch an, im Ganzen genommen, die Wichtigkeit des Handels-Interesse einzusehen. Es kam noch hinzu, daß in gleichem Maße mit dem Handel und der Schifffahrt auch die Seemacht von England wuchs. Eine See-



macht, im jetzigen Sinne des Wortes, war England eigentlich bisher noch gar nicht gewesen. Erst unter Heinrich VIII. wurde ein schwacher Grund zu der königlichen Marine gelegt, die nachmahls die Stärke von England ausmachen sollte. Die Rivalität mit Spanien vermehrte das Bedürfniß derselben; sie wuchs also unter der Elisabeth; allein es bedurfte erst eines solchen großen Experiments, als das gegen die unüberwindliche Flotte, um ihre ganze Wichtigkeit für England kennen zu lernen. Erst seit diesem Zeitpunkte wurzelte die Überzeugung, daß die Sicherheit und Unabhängigkeit Britanniens von diesen hölzernen Mauern abhängen; erst seit dieser Zeit lebte plötzlich das volle Gefühl der Kraft auf, und der Defensiv-Krieg gegen Spanien ward in einen kühnen Offensiv-Krieg verwandelt; erst seit dieser Zeit endlich entstand jene Idee von der Herrschaft der Meere, die, von den Spanischen Flotten gesäubert, nur einen neuen Beherrscher zu erwarten schienen.

Das Resultat von diesem Allem ist also, daß 1) das religiöse Interesse unter der Regierung der Elisabeth zugleich das Interesse der Selbstständigkeit und das Band des Continents-Interesse wurde; und daß 2) auch bereits damahls der Grund zu jenem Handels-Interesse gelegt wurde, dessen volle Kraft freylich sich erst in einem spätern Zeitraume entwickeln sollte.

### Dritter Zeitraum

#### Periode der Stuarts 1603—1689.

Um die Zeit, als die Stuarts zum Englischen Thron gelangten, war, wie aus dem bisherigen erhellt, das Religions-Interesse die Angel, um welche die ganze innere sowohl als auswärtige Politik von England — so wie das

mahls von Europa überhaupt — sich drehte. Auf den Protestantismus hatte Elisabeth ihren Thron und ihre Größe gegründet; und es konnte keine festere Basis dafür geben, weil sie durch ihn ihr Interesse mit dem der Nation verband. Ihrem Nachfolger schien also der Weg vorgezeichnet, den er zu betreten hatte; er fand es für gut, einen andern zu betreten, und bereitete dadurch seinem Hause den Untergang vor.

Das Haus der Stuarts ist wohl das einzige in der Geschichte, das nicht sowohl durch practische als durch theoretische Grundsätze seinen Fall herbey führte. Diese Grundsätze standen aber, wie mit dem Interesse von England überhaupt, so mit dem damaligen Continental-Interesse, in geradem Widerspruche. Wenn durch die Vertheidigung des Protestantismus Elisabeth den Principat des protestantischen Europas errungen hatte, so war es klar, daß dieser nur dadurch behauptet werden konnte, daß ihr Nachfolger mit gleicher Festigkeit dieselbe Rolle übernahm. Allein die wunderbare Verschmelzung der politischen und religiösen Lieblingsideen von Jacob I. welche die erblichen und schlechterdings unausrottbaren Ideen seines Hauses blieben, machte ihn dazu untüchtig. Die Theorie von der hohen Würde und Unumschränktheit der königlichen Macht bestimmte seinen religiösen Glauben; und Jugendgefühle, durch die Schicksale seiner Mutter geweckt, wirkten darauf ein. Er haßte die Puritaner von ganzem Herzen, weil er sie kaum anders als Rebellen betrachtete. Er bekannte sich zu der bischöflichen Kirche, weil er als König von England es mußte; allein schon seine erste Rede an das Parlament \*) sagt es so klar und so unverhohlen, daß eigent-

\*) Diese Rede, so wie die übrigen von dem Könige selbst verfertigt, ist ein interessantes Actenstück in der Englischen

sich der Katholicismus, — nur mit Hinweglassung der ihm abscheulichen Lehre von der päpstlichen Herrschaft, weil diese die königliche Macht beschränkte, — die Religion seines Herzens sey, daß er dadurch das Zutrauen der Nation einmal und auf immer verlieren mußte.

Eine unmittelbare Zurückwirkung dieser Grundsätze auf die Continentalpolitik war unvermeidlich; und zeigte sich bereits in den ersten Jahren der Regierung von Jacob I. auf eine doppelte Weise; bey dem Frieden mit Spanien, und bey den Unterhandlungen der Niederländer mit dieser Macht. Bereits 1604 endigte Jacob I. den Krieg mit Spanien, den Elisabeth nicht hatte endigen wollen, durch einen Frieden mit Philipp III. in dem England gar keine Vortheile gewann, und die Niederländer ihrem Schicksale überlassen wurden. In wiefern die Bedingungen dieses Friedens an und für sich mehr oder weniger vorteilhaft waren, entschied hier wenig; allein mit demselben erstarb auch auf einmal jene Rivalität mit Spanien, welche unter Elisabeth die Seele der Britischen Politik gewesen war. Durch sie und auf sie war die Größe dieses Reiches gegründet; durch sie hatte sich seine Seemacht entwickelt; auf ihr gründete sich das Zutrauen der auswärtigen protestantischen Staaten, und der Principat, den England hier behauptet hatte. Es ist also klar, daß durch die Veränderung dieses Verhältnisses das ganze Continental-Verhältniß von England

---

Geschichte. Sie enthält die Keime zu der ganzen Saat von Unglück, die nachmahls für die Stuarts reifte. Man mochte sagen, der böse Genius dieses Hauses, der es wie verblendet von einem Fehltritte zum andern trieb, habe sie dem Könige inspirirt.

verändert, und das feste, und unter den damaligen Umständen natürlichste, Band desselben aufgelöst wurde.

Die zweyte Gelegenheit, bey der das veränderte System der Englischen Politik sich zeigte, war die Unterhandlung, in welche die vereinigten Niederländer wegen der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit schon seit dem Jahre 1607 mit Spanien traten. Wie wichtig mußte dieser Zeitpunkt für England seyn, das jenen Kampf so lange Zeit mitgekämpft hatte! Mit welcher Thätigkeit würde Elisabeth ihn genutzt haben, um sich das Verdienst der Unterhandlung zuzueignen, und die neue Republik wo möglich mit losen, und doch starken, Bänden an sich anzuschließen! Allein Ideen dieser Art paßten nicht in einen Kopf, wie der von Jacob war. Nach seinem Systeme waren die Niederländer doch eigentlich nichts weiter als Rebellen gegen ihren König; und so gerieth er, bey der Unterhandlung auf eine so wunderbare Weise in Widerspruch mit sich selbst, das Niemand recht wissen konnte, was er wollte, weil er es selbst nicht wußte. Die Folge war, daß sich am Ende Niemand um ihn bekümmerte; und Heinrich IV. den Einfluß erhielt, den Elisabeth sich zugeeignet haben würde.

Diese Apathie und Indolenz, die Jacob I. unter dem Nahmen der Liebe zum Frieden verbarg, würde die Verhältnisse Englands mit dem festen Lande völlig aufgelöst haben, wenn sie nicht wieder durch Familiensachen angeknüpft wären. Die Sorge, seinen Prinzen standesmäßig zu verheirathen, — und dieses hieß nach seinen Grundsätzen mit keiner als einer Königstochter, — verslocht ihn in eine Unterhandlung, die die gängliche Verkehrtheit dieses sonderbaren Kopfes wohl mehr als irgend etwas charakterisirt. Eine Spanische Prinzessin sollte die Gemahlinn seines Sohnes und Erben werden; also eine Katholikinn, eine Abkömmlinginn aus dem Hause, von der Nation, die durch

entgegen gesetztes politisches und religiöses Interesse die Erbfeindinn von England war. So trug Jacob I. kein Bedenken, das Interesse seines Sohnes, seines Volkes und sein eigenes, auf das Spiel zu setzen, so bald es der Befriedigung eines seiner Einfälle galt, der mit seinen Vorurtheilen in Verbindung stand. Es ist hier nicht der Ort, das Detail dieser wunderbaren Unterhandlung zu erzählen, die dem Spanischen Hofe sieben Jahre (1617—1624) lang den Vortheil gewährte, den schwachen König am Stricke zu führen, und die, als sie endlich dennoch scheiterte, die Veranlassung zu einem Kriege gab, durch den der unglückliche Carl I. den ersten Schritt zu seinem Verderben that.

Gerade während dieser Unterhandlungen aber hatte die Verheirathung der einzigen Tochter von Jacob I. Elisabeth, eine andere Reihe von Continental-Verhältnissen herbeigeführt, die auf jene Verhandlungen keinen geringen Einfluß hatten. Bereits 1612 war sie an Churfürst Fridrich V. von der Pfalz verheirathet, der 1618 die Böhmishe Krone annahm, und nicht nur sie, sondern auch seine Erbländer durch die Schlacht bey Prag und ihre Folgen verlor. Hätte Jacob I. damals einen bedeutenden Antheil an dem Deutschen Kriege genommen, so würde ihm Niemand haben den Vorwurf machen können, daß er mit dem Interesse seiner Tochter das des Reiches verwechselt hätte. Es galt hier nicht bloß dem erstern, sondern auch dem letztern; es galt dem Interesse des Protestantismus, und zwar um so viel mehr, da seit 1621 auch der Krieg zwischen Spanien und den Niederländern wieder erneuert ward. Allein Jacob I. stand auch hier wieder mit sich selbst im Widerspruche. Er billigte die Unternehmung seines Schwiegersohnes nicht, weil er die Böhmen als Rebellen betrachtete, und doch hätte er seiner Tochter gern eine Königskrone gegönnt. Allein bey der genauen Verbindung Spaniens mit

Oesterreich schien es ihm noch bedenklicher, etwas zu thun; denn wenn er sich dazu entschließen wollte, so brauchte man in Spanien nur mit der Abbrechung der Heirathsunterhandlung seines Sohnes zu drohen, um ihn wieder unentschlossen zu machen. Daher also jene traurige Rolle, die er in diesem wichtigen Zeitpunct spielte. Eine Hülfe, die nichts helfen konnte, war Alles, was sein Schwiegersohn von ihm erhielt.

Wenn Jacob I das Continental-Verhältniß von England auf diese Weise verrieth, so rächte sich diese Vernachlässigung aber auch auffallend! Eben die Macht, die unter seiner Vorgängerinn das Eine Hauptgewicht in die Waagschale von Europa warf, sank jetzt zu einer Unbedeutenheit herab, die sie fast zum Gespötte von Europa machte. Die bisherige Untersuchung hat gelehrt, daß die damaligen Continental-Verhältnisse von England nur noch sehr einfach in Vergleich mit denen der spätern Zeit waren; und dennoch gibt schon die Regierungsgeschichte von Jacob I. das klare Resultat, daß Vernachlässigung des Continental-Interesse für England auch der Anfang zum Sinken ist.

Die Regierung seines unglücklichen Sohnes begann zwar mit einem doppelten Krieg, mit Spanien und mit Frankreich. Allein der erste ward nur durch das vernichtete Heirathsproject erregt, und hatte seinen Grund also nur in Familiensachen; der andere sollte zwar der Vertheidigung der Hugenotten in Frankreich, als Richelieu sie entwaffnete, und also der Religion gelten; allein persönlicher Haß der Minister war auch hier die eigentliche Ursache; und beyde wurden so schwach und planlos geführt, daß sie nur dazu dienten, Carl I. in Streitigkeiten mit seinem Parlament zu verwickeln.

Wenn Carl I. an den Deutschen Angelegenheiten und denen des Pfälzischen Hauses noch einigen Antheil nahm,

so war auch dieser nicht nur so schwach und unwirksam, daß nichts dadurch ausgerichtet ward, sondern man sah auch aus der ganzen Art, wie er dabey verfuhr, daß es nicht sowohl Religions-, und National- als Familien-Interesse war, welches ihn dazu bewog. Das wahre Continental-Interesse von England ward also immer dabey aus den Augen gesetzt; und als sich vollends die großen Stürme in dem Innern desselben erhoben, blieb Carl I. keine Zeit übrig, sich um auswärtige Angelegenheiten zu kümmern; und England, sich selbst überlassen, blieb so gut als völlig isolirt in dem Europäischen Staatensystem, bis Cromwell seit 1649 sich des Staatsruders bemächtigt hatte.

Die Regierung dieses kühnen Usurpatours zeichnet sich nicht bloß durch eine lebhaftere vorübergehende Theilnahme an dem Continental-Interesse aus, sondern ist für dasselbe nicht ohne dauernde Folgen geblieben. Die Stürme der Revolution hatten in England Kräfte aufgeweckt, die man vormahls nicht gekannt hatte; fast jeder hatte die Waffen getragen, der dazu fähig war; und der Geist der Factionen hatte moralische Triebfedern geschaffen, die nur in solchen Zeitaltern wirken können. Dazu kam der sehr wichtige Umstand, daß ungeachtet der unruhigen Zeiten doch von Carl I. so wie auch von seinem Vater, die Seemacht keinesweges vernachlässigt war. Die für dieselbe bestimmten Summen waren von Carl mit großer Gewissenhaftigkeit verwandt worden; und so stand zu Wasser wie zu Lande die jetzige Republik England viel mächtiger da, als vormahls die Monarchie.

Das eigene Interesse des Protector's erforderte es ohne Zweifel, um den vielen Nahrungsstoff im Innern ableiten zu können, und auch um seiner Herrschaft Glanz zu geben, an den auswärtigen Angelegenheiten lebhaften

Antheil zu nehmen; allein außerdem hatte sich in den vor-  
maligen Zeiten ein neues Interesse angefangen zu bilden,  
das mit dem Fortgange der Zeit noch immer zunehmen,  
und auf die Verhältnisse mit den Mächten des festen Lan-  
des einen immer größern Einfluß gewinnen sollte, das Co-  
lonial-Interesse.

Nach Ostindien trieben die Engländer zwar schon lan-  
ge Schiffarth und Handel; allein sie hatten dort noch  
keine Besitzungen, sondern nur einzelne Factoreyen. Auch  
diese gaben schon Veranlassung zu Streizigkeiten mit Hol-  
ländern und Spaniern; deren Eifersucht keinen Fremden  
dort leiden wollte \*). Die ersten eigentlichen Colo-  
nien der Engländer wurden aber an den Küsten von N.  
Amerika und in Westindien angelegt. Die politi-  
schen und religiösen Unruhen trugen dazu am meisten bei.  
Ewären von Mißvergnugten wanderten hinüber, und such-  
ten jenseits des Oceans eine Freyheit oder Sicherheit, die  
sie zu Hause nicht fanden, oder nicht zu finden glaubten.  
So entstanden in jener Zeit die zahlreichsten Niederlassun-  
gen in mehreren der jetzigen vereinigten Provinzen; und  
in Westindien seit 1623 und 1624 auf Barbados, St.  
Christoph, und einigen andern der kleinen Antillen, die  
die Spanier nicht der Mühe werth gehalten hatten, zu be-  
setzen.

Diese auswärtigen Besitzungen blieben stets in einer  
gewissen Abhängigkeit von dem Mutterlande, wie verschieden  
auch dieses Verhältniß modificirt war. Der Mutterstaat  
mußte sie also schützen; und da dieses besonders gegen die

---

\*) Besonders im Jahr 1623 auf Amboina, wo die Hollän-  
der die dortigen Engländer unter dem Vorwande einer  
Verschwörung grausam ermordeten, und ihnen auch die  
kleine Insel Peleroon entrißen.



Mächte des festen Landes geschehen mußte, so wurde sehr natürlich dadurch dieß Colonial-Interesse einz der Haupttriebfedern der Continental-Politik. Diese Verflechtung ward aber besonders damals zuerst durch die ungereimten Ansprüche der Spanier herbeigeführt, die, als die ersten Entdecker der neuen Welt, sich auch das volle Eigenthum derselben, und nicht weniger die ausschließende Schifffahrt in den dortigen Meeren, anmaßten. Diese Ansprüche wurden selbst in den Perioden des Friedens nicht aufgegeben; und wenn auch seit dem Vertrage von 1604 diese Niederlassungen etwas mehr Ruhe erhielten, und auch beßhalb besser gediehen, so erlaubten sich die Spanier doch bey mehreren Gelegenheiten Gewaltthatigkeiten und Barbareyen, die genug bewiesen, daß sie ihre Ansprüche nicht aufgeben wollten; und wenigstens Eines der Motive waren, die Cromwell bestimmten, sie zu züchtigen, als er 1655 den Krieg gegen sie erklärte.

Das ganze System, welches sich der Protector in Rücksicht auf die Continental-Politik gebildet hatte, war ein sehr umfassendes und zusammen gesetztes System, und ist deswegen nicht leicht zu übersehen \*). Seine ganze Regentschaft beweiset, was für eine große Wichtigkeit er darauf setzte; allein so wenig es zu läugnen ist, daß Leidenschaft und persönliche Bedürfnisse Einfluß darauf hatten, so wenig ist es doch zu verkennen, daß das Ganze auf dem unstreitig richtigen Grundsatz gebauet war: „es zum Mittel der Vergrößerung des Handels und der Schifffahrt von England zu machen.“ Folgen davon waren die beyden auswärs

---

\*) Hume hat diesen Theil der Geschichte Cromwell's am schwächsten bearbeitet. Man vermist die Darstellung aller Hauptideen, die in Cromwell's Politik doch so klar vor Augen liegen.

tigen Kriege, die er führte: der mit den Holländern (1652 — 1654) und der mit den Spaniern (1655 — 1657).

Was auch für Ursachen auf den Krieg gegen die erstern mit einwirkten, so war es doch ein Handelskrieg; der erste dieser Art, den England geführt hat. Die Verhältnisse in Westindien, wo die Holländer sich fast gänzlich den Handel der Britischen Inseln, besonders der wichtigsten derselben, Barbados, zugeeignet hatten, gaben die Veranlassung zu jener berühmten Schifffahrtsacte, die nicht nur den Verkehr mit den Colonien ausschließend dem Mutterlande sicherte, sondern auch die Producte der Europäischen Länder in keinen fremden Schiffen, als die diesen Ländern selbst angehörten, in England einzuführen erlaubte, und dadurch der unmeßlichen Frachtschiffahrt der Holländer einen Hauptstreich versetzte. Diese Acte war daher nicht viel weniger als eine Kriegserklärung. Die Verhältnisse der beyden Staaten hatten sich aber überhaupt gewaltig geändert; in der That fehlte den Holländern damahls wenig mehr zum Monopole des Welthandels; und wenn England daran Theil nehmen sollte, so mußte wohl ein solcher Kampf bestanden werden, als Cromwell ihn bestand. Der Streit über das Recht der Flagge, so unerheblich er auch scheint, bezeichnet dennoch die Rivalität dieser beyden Nationen auf eine merkwürdige Weise; daß aber durch die Behauptung der Schifffahrtsacte ein Hauptgrundstein zu der Seegröße von England gelegt wurde, bedarf keines Beweises.

Der Krieg mit Spanien, mit Hülfe Frankreichs, hat für die Britische Continental-Politik eine doppelte Folge gehabt. Erstens wurde durch die Eroberung von Jamaika (1655) das Colonial-Interesse von Westindien auf immer fixirt. Bis dahin hatte England nur einige der dortigen kleinen Caraimischen Inseln inne, und wurde dort mehr tolerirt, als daß es sich behauptete. Cromwell's Plan war, den Eo-

niern ihre Hauptbesitzung Domingo zu entreißen, und die Engländer dadurch zu Herren in Westindien zu machen. Dieß mißglückte; allein die Eroberung der Insel Jamaika, die, wie unbedeutend sie auch damals noch war, doch binnen wenigen Jahren eine blühende Englische Colonie wurde, gab dafür Ersatz; und Westindien mußte seit dem, da der Verbrauch der Colonialwaaren fortdauernd wuchs, eine Wichtigkeit für England erhalten, die es bisher nicht gehabt hatte; und welche auf die Verhältnisse mit den andern, dort angesiedelten, oder sich ansiedelnden, Völkern einen großen Einfluß behalten mußte.

Eine zweite Folge dieses Krieges war die Erneuerung des Plans, Besitzungen auf dem festen Lande zu haben. Der Plan des Protector's ging dahin, sich der Seeplätze, und vielleicht der ganzen Küsten der Spanischen Niederlande zu bemächtigen; und deshalb mußte Frankreich im voraus sich anheischig machen, die zu erobernden Plätze daselbst, Dünkirchen, Mardyk und Gravelines, England zu überlassen; und die beyden ersten kamen wirklich auf diese Weise in die Hände der Engländer. Allein seine Absichten gingen noch weiter. Er wollte auch der Haupthäfen an der Nordsee und Ostsee sich bemächtigen; und die Verbindung, in welche er 1657 mit Schweden trat, sollte ihm den Weg dazu bahnen \*). Es war der Zeitpunkt, wo Carl X. der kriegerische Nachfolger von Christina, damit unging, durch die Eroberung von Pohlen und Dänemark eine große Monarchie

---

\*) Nach *Hume* XI, p. 271 schloßen das Bündniß mit Schweden bloß aus Eifer für den Protestantismus. Gleichwohl behielt er sich laut Art. XVII des Vertrages die Disposition über alle den Dänen entrißenen festen Plätze vor, welches doch wohl nicht bloß aus Eifer für den Protestantismus geschah.

im Norden zu errichten. Der Protector versprach ihm Unterstützung, und richtete dafür seine Augen auf den Besitz von Bremen, von Helsingoer und Danzig. Allein es hätte ein längeres Leben dazu gehört, so weitaussehende Pläne zu realisiren, als Cromwell zu Theil ward; der Besitz von Jamaika und die Schifffahrtsacte blieben (da Dänckchen schon 1662 an Frankreich verkauft ward) die bleibenden Denkmähler seines Protectorats.

Wie umfassend also auch seine Continentalpolitik war, so kamen doch nur einzelne seiner Ideen zur Ausführung. Allein als durch die Restauration (1660) die Stuarts wieder zum Throne gelangten, kehrten auch mit ihnen die alten Vorurtheile ihres Hauses zurück, die unter den damaligen Verhältnissen für England noch gefährlicher werden mußten, als in der Periode von Jacob I. und seinem Sohne. Es war der Zeitraum, wo Ludwig XIV. seine Macht so schnell und so furchtbar hob, daß die Ruhe und die Unabhängigkeit aller seiner Nachbarn dadurch gestört wurde. Um seine Entwürfe ausführen zu können, bedurfte er des Einverständnisses mit England; und wenn gleich bey seinem ersten Versuche England an der Verbindung Theil nahm, die den Nachher Frieden (1668) herbeiführte, oder doch herbeizuführen schien, so ist es doch aus der Geschichte allgemein bekannt, wie Carl II. und seine feilen Minister darum doch bald wieder so tief in das Interesse von Frankreich verflochten wurden, daß sie selbst an dem Vernichtungskriege gegen die Republik der Niederlande Antheil nahmen, wie sehr die Untertochung derselben unter Frankreich auch dem Britischen Interesse entgegen seyn mußte. Die Hoffnung, durch Hülfe Frankreichs nach dem Umsturze der Verfassung und der Religion zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, war der Salsiman, durch den Ludwig XIV. diesen pflichtvergesenen

Hürsten mit in sein Interesse zog \*), und ihn, so wie seinen Bruder und Nachfolger, darin erhielt. Es wäre also auch vergeblich, unter solchen Regenten, die nur ihre Leidenschaften und Vorurtheile zur Richtschnur nahmen, nach festen politischen Grundsätzen eines Continental-Interesse zu fragen: es bedurfte erst einer Revolution, um dieses aufs neue zu gründen.

#### Viertes Zeitraum.

Wilhelm III. und Anna 1689—1714.

Wir kommen auf dasjenige Zeitalter, welches für die Geschichte der neuern Continental-Verhältnisse von England unstreitig das wichtigste ist, das Zeitalter von Wilhelm III. Das Verdienst, den Grund zu dem, bis auf unsere Zeiten dauernden, Continental-Interesse gelegt zu haben, gebührt ohne Zweifel ihm! In dem Zeitalter der Elisabeth war es, wie oben gezeigt, der Protestantismus, der die Verhältnisse Englands zu den Mächten des festen Landes bestimmte. Allerdings wirkte diese religiöse Triebfeder in diesem Reiche auch länger und stärker, als fast in keinen andern der Europäischen Staaten, so daß sie ihre Kraft auch selbst noch unter der Regierung von Wilhelm III. mächtig äußerte; allein eben weil sie damals, wie in der ersten Abhandlung dieser Sammlung gezeigt ist, bereits in dem übrigen Europa anfang zu erschaffen, mußte dieses auch nothwendig bald der Fall mit England werden. Die

---

\*) Den evidenten Beweis davon geben die Bedingungen des geheimen Vertrages mit Frankreich 1670, die Hume bekannt gemacht hat. Vol. XI, p. 215. Not. der Baseler Ausgabe.

Local- und Familienverhältnisse des regierenden Hauses konnten ihr hier nur auf etwas längere Zeit, wie anderswo, jene Kraft noch erhalten. Eine andere starke Triebfeder mußte also jetzt an ihre Stelle treten, wofür die Theilnahme an den Angelegenheiten des festen Landes einen höhern Grund, als etwa bloß die persönlichen Verhältnisse und Neigungen der Regenten, haben sollten. Diese neue Triebfeder, von jetzt an bis auf den heutigen Tag die eigentliche Seele der Britischen Politik, war die jetzt auf immer gegründete Rivalität mit Frankreich. Sehr selten ist England seitdem in politische Verbindungen mit dem festen Lande getreten, die nicht unmittelbar oder mittelbar aus dieser Quelle geflossen wären. Ja! diese Rivalität ist eines der ersten Triebräder der Politik des Europäischen Staatensystems überhaupt geworden; und je einseitiger dieser Gegenstand oft beurtheilt wird, um desto mehr verdient er es, daß man im voraus den wahren Gesichtspunct faßt, aus dem er betrachtet werden muß.

Die Rivalität dieser beiden mächtigen Nationen war unläugbar die Ursache theils der Entstehung, theils der Erweiterung und auch der Verlängerung, mehrerer der großen Kriege, welche nicht bloß Europa, sondern nicht weniger die entferntesten Welttheile wiederholt verwüstet haben. Es ist, von dieser Seite sie angesehen, also auch unstreitig eine sehr verzeihliche Meinung, wenn man sie als eine Hauptquelle des vielfachen Unglücks betrachtet, das in diesem Zeiträume die Menschheit getroffen hat; aber es ist gewiß eine falsche Meinung, wenn man diese unläugbaren Uebel als die Vortheile überwiegend ansieht, welche eben daher entstanden sind. Ein freyerer Blick in die Weltgeschichte im Großen führt uns vielmehr hier zu ganz andern Resultaten!

Was ist Rivalität von Nationen überhaupt anders, als der Sporn, und zwar der stärkste Sporn, der

sie antreibt; ihre Kräfte zu entwickeln? Was also anders, als die Hauttriebfeder zur Erreichung derjenigen Cultur, deren sie nach ihren Anlagen und Verhältnissen fähig sind? Der Gang der Entwicklung ganzer Nationen ist hier derselbe, wie der von einzelnen Individuen; und wie könnte er auch ein anderer seyn, da sie ja aus solchen zusammen gesetzt sind? So wie bey diesen Racheiferung den Jüngling zum Manne bildet, so auch bey jenen, und vielleicht mochte man in der ganzen Geschichte vergeblich sich nach einem Beyspiele umsehen, daß ohne Rivalität eine Nation zu etwas Großem gediehen wäre. Nie wären die Griechen das erste Volk ihrer Zeit geworden, ohne die Siege über die Perser! Nie hätte Rom sich zur Welt Herrschaft aufgeschwungen, ohne den Kampf mit Carthago; und Carthago hätte keinen Hamilcar und Hannibal gesehen, wenn es nicht die Nebenbuhlerin von Rom geworden wäre. Ja selbst das weltberherrschende Rom, das endlich fast ohne Rivalen da zu stehen schien, würde schwerlich das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung überlebt haben, wenn nicht der Kampf gegen die Germanischen Nationen, denen es späterhin unterlag, es damals aufrecht erhalten hätte. Und bietet die Geschichte des neuereu Europa's nicht eben so viele Beweise dar? Haben nicht seit dem 16ten Jahrhundert Spanien, Frankreich, die Niederlande durch ihre wechselseitige Rivalität sich gehoben? Ward die Eifersucht der katholischen und protestantischen Parthie nicht das Lebensprincip des Deutschen Staatskörpers? Hätte Peter der Große, hätte Friedrich der Zweyte zu jenem Gipfel der Größe sich aufgeschwungen, wenn jener keine Schweden, und dieser keine Oesterreicher zu bekämpfen gehabt hätte? — Und doch hat schwerlich in Einem dieser Fälle National-Eifersucht so viel gewirkt, als in dem Wettstreite zwischen Frankreich und England. Durch ihn entwickelten sich die edelsten Anlagen beyder Nationen; durch ihn ward

jener Sinn für Freiheit und Selbstständigkeit, auf Patriotismus gegründet, ward das erhabenste Gefühl des Menschen lebendig erhalten. Durch ihn reifte nicht bloß die Bildung dieser Völker, sondern ward auch die Europäische Cultur in den Boden entfernter Welttheile verpflanzt; und das, was in den Augen des kurzfristigen Sterblichen oft nur als die Quelle von Unglück und Elend erschien, ward in den Händen der Vorsehung das Mittel, dessen sie sich zum Wachstume und zur Verbreitung der Vervollkommnung unsers Geschlechtes bediente.

Und so verschwindet, von diesem Standpuncte aus betrachtet, auch von selbst jene Parteilichkeit, die allerdings, so bald man ihn niedriger wählt, unvermeidlich ist. Wer sich nur in den Gesichtspunct der einen oder der andern Nation stellt, wird nie so urtheilen können, daß er nicht von der einen Seite der Parteilichkeit beschuldigt würde, wer diesen höhern Standpunct wählt, entgeht leicht diesem Vorwurfe. Er hat nicht nöthig, gemachte Fehltritte zu läugnen, begangene Ungerechtigkeiten zu beschönigen. Er gesteht es gerne, daß jene Eifersucht die Quelle manches Übels wurde; allein er sieht auch hier nur die Bestätigung des allgemeinen Gesetzes, daß von so beschränkten Wesen, als wir es sind, das Große und Vortreffliche nicht rein und unvermischt erreicht werden kann, weil sie des Sporns der Leidenschaften bedürfen, um mit der vollen Kraft zu wirken, mit der die Natur sie ausgerüstet hat.

Als Wilhelm III. durch die Revolution zum Britischen Thron gelangte, war die Rivalität der Nationen schon vorhanden, wenn auch keine Rivalität der Regierungen Statt gefunden hatte; und selbst der Zwist zwischen der Regierung und der Nation gibt den Beweis davon. Das Religionsinteresse behielt noch in England seine volle



Stärke, weil es nach der Überzeugung der Nation mit dem der Freiheit und Selbstständigkeit unauflöslich zusammenhing. Allein es kamen hier durch den Geist der Regierung von Ludwig XIV. noch ganz andere Ursachen hinzu, jene Rivalität zu verstärken. Seine Eroberungskriege hatten die Aufmerksamkeit der Engländer um so mehr erregen müssen, da sie vorzüglich gegen die Niederlande, die Spanischen wie die vereinigten, gerichtet gewesen waren. Die Eroberung von jenen mußte von selbst die Abhängigkeit der letztern nach sich ziehen, und wir kennen bereits aus dem vorhergehenden die Bande, durch welche diese mit England zusammenhängen, die selbst die Kriege von Cromwell und Carl II. nur vorübergehend hatten auflösen können. Frankreich wurde aber für England ein so viel gefährlicherer Nachbar, da es sich jetzt förmlich in die Reihe der ersten Seemächte stellte, und mehr als Alles dieß mußte das Handels- und Colonialsystem, das Colbert schuf, die Rivalität der beyden Nationen entflammen. Unter der Regierung der beyden letzten Stuarts hatte der Handel der Engländer mit ihren Colonien gleich große Fortschritte gemacht \*), man empfand die ganze Wichtigkeit davon, und eine so mächtige benachbarte Nation, die es ihnen darin gleich, oder selbst zuvorzuthun strebte, konnte unmöglich von ihnen mit gleichgültigen Augen angesehen werden. Das Französische Colonialsystem erhielt aber jetzt einen gleichen, ja fast noch größern Umfang, als das Britische. Jene unglückliche Verflechtung der Colonien beyder Nationen nach ihrer geographischen

---

\*) Im Frieden von Breda 1667 erhielten sie die Provinz Neuyork, und 1680 stiftete Wilh. Penn seine Niederlassung in Pensylvanien.

Page \*), die so viel Blut gekostet hat, und vielleicht noch mehr kosten wird, war die Folge davon; in Westindien, in Ostindien, in Nordamerika wurden die Franzosen jetzt Nachbarn der Engländer. Das wechselseitige National-Interesse durchkreuzte sich also immer mehr, die beyderseitigen Berührungspuncte waren jetzt nicht mehr bloß in Europa zu suchen, sie fanden sich an allen Enden der Welt. Auch hatte die Rivalität der Nationen sich bereits unter den Stuarts, trotz der damaligen Einigkeit der Herrscher beyder Reiche, gezeigt. England war 1668 der Tripelallianz wider Frankreich gegen die Neigung Carl's II. beygetreten, und wenn auch Carl in dem nächsten Kriege 1672 sich mit Ludwig gegen Holland verband, so nothigte ihn doch schon das Geschrey des Volks, nach zwey Jahren von der Verbindung abzugehen. Es war also um die Zeit der Revolution in England schon eine wahre National-Rivalität gegründet, sie war nicht bloß eine Frucht der Politik von Wilhelm III.

Allerdings trugen aber die persönlichen Gesinnungen und Verhältnisse dieses Fürsten auf vielfache Weise dazu bey, dieselben zu vergrößern, indem er sie zur festen Staatsmaxime erhob. Noch im Jünglingsalter (1672), als die Stütze der Republik der Niederlande dem mochtigen Herrscher von Frankreich gegenübergestellt, der sie stürzen wollte, den er, und der wiederum ihn persönlich haßte \*\*), schien er schon

\*) Ich setze hinzu, der Europäischen Colonien überhaupt. Gäbe es einen Schritt, wo nicht zum ewigen, doch zum dauern- den Frieden für Europa, so wäre es eine solche geographische Absonderung der Colonial-Länder. Unstreitig ist dieß nur ein Traum; aber eben so gewiß wird bis dahin auch jeder Friede nur ein Waffenstillstand seyn!

\*\*) Es ist aus den Mémoires von St. Simon bekannt, daß dieser persönliche Haß zuerst durch die abschlägige Antwort ent-

seit diesem Zeitpunkt nur für den einzigen Zweck zu leben, Ludwig entgegen zu arbeiten, und wurde die Seele aller der Verbindungen, die sich gegen ihn entspannen. Auf den Thron von England erhoben, hatte er jetzt diesen gegen ihn zu verteidigen, da Ludwig seinen Nebenbuhler in Schutz nahm; der Krieg, noch zugleich durch eine Menge anderer Ursachen herbeigeführt, brach also nothwendig aus, und setzte fast ganz Europa in Flammen (1689—1697), bis Ludwig in dem Ryswiker Frieden sich bequeme, Wilhelm als König von England anzuerkennen.

Es giebt schwerlich ein anderes Beispiel in der Geschichte, daß die Rivalität zweyer aufgeklärten Nationen zugleich auf so vielfachen Fundamenten gebaut wäre, als die zwischen England und Frankreich. Das Interesse der Selbstständigkeit, der Religion, des Handels, waren hier mit dem des Regenten auf eine wunderbare Weise verschlungen. Darf man sich also wundern, wenn eine solche Rivalität eine der stärksten und zugleich der dauerhaftesten ward? Allein es ist Zeit, die Folgen zu entwickeln, welche dieselbe für die Bildung des nachfolgenden Britischen Continental-Interesse überhaupt hatte, wir werden hier mehrere der Hauptfäden sich anspringen sehen, an welcher das ganze Gewebe der folgenden Politik von Europa hing.

Bündnisse auf dem festen Lande mußten unter den damaligen Umständen für England eine unausbleibliche Folge

stand, die Wilhelm dem Könige ertheilte, als dieser ihm, noch als bloßem Prinzen von Oranien, eine seiner natürlichen Töchter zur Gemahlinn anbieten ließ. — Nur lege man auf solche Anekdoten, auch wenn sie wahr sind, nicht zu viel Gewicht. Auch ohne diesen Vorfall konnte die Sache nicht anders gegangen seyn.

dieser Rivalität seyn. Es war ein Wettstreit mit einer Macht, die als Seemacht damals England ungefähr gleich, als Landmacht aber ihm unendlich überlegen war, und um so mehr überlegen bleiben mußte, da es noch lange währte, bis man hier es einsehen lernte, daß Vermehrung des stehenden Militärs nicht sogleich Schmälerung der National-Freiheit sey. England durfte sich also damals nicht schmeicheln, allein einen Kampf mit Frankreich bestehen zu können, und diese einmahl gegründete Idee blieb herrschende Idee selbst bis auf die Zeiten herunter, wo man ihre Richtigkeit mit großem Rechte bezweifeln konnte, und daher zugleich das Princip der Continental-Politik.

Eine Verbindung mit derjenigen Macht, die als Landmacht zugleich den ersten Platz nach Frankreich behauptete und ihm das Gegengewicht hielt, war also eine natürliche Folge, und so entstand jene enge Verbindung zwischen England und Oesterreich, die das wahre Fundament der Britischen Continental-Verhältnisse ward, und, wenn auch vorübergehend aufgelöst, doch bald sich aufs neue wieder anknüpfte, und wahrscheinlich auch immer wieder sich anknüpfen wird, so lange überhaupt die Rivalität zwischen England und Frankreich wahr. Sie zog aber von selbst, so lange noch ein Zweig des Habsburgischen Hauses in Spanien herrschte, auch eine Verbindung mit dieser Macht nach sich, und zwar um so mehr, da die Eroberungspläne von Ludwig XIV. auf ihre Niederländischen Provinzen fortdauernd gerichtet waren. Noch größer mußte aber nothwendig der Einfluß der Britischen Politik auf die vereinigten Niederlande werden, da ihr Erbstatthalter zugleich jetzt König von England war, und so entstand das große Bündniß zu Wien (1689), in dem England seinen mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse des feinen Landes zum ersten Male in seiner ganzen Stärke zeigte.

Dieses Bündniß, und der darauf folgende Krieg, bis zum Westwiker Frieden 1697, gaben dem Staatensystem des westlichen Europa's die meisten der Hauptformen, die ihm nachmahls eigenthümlich geblieben sind. Die Verbindung der Seemächte (Englands und Hollands), mit Osterreich, gegen die Macht, die als Landmacht und Seemacht fast gleich furchtbar war, bildet die Grundlage, und das Interesse dieser Staaten forderte eine solche Verbindung so klar, daß schwerlich politische Sophismen viel dagegen werden ausrichten können. Jene Staaten des festen Landes, die alle bereits die Erfahrung gemacht hatten, daß Ludwig sich auf ihre Kosten vergrößern, oder selbst sie vernichten wollte, mußten darin das natürlichste Hülfsmittel gegen seine Übermacht sehen; und in wie fern dieses bey England gleichfalls der Fall war, ist aus dem obigen klar.

Unter diesen Umständen brachte es die geographische Lage dieser Staaten mit sich, daß die damals noch Spanischen, nachmahls Osterreichischen Niederlande gleichsam der Centralpunct dieser Verbündeten werden mußten. Sie waren auf der einen Seite das Hauptziel der Französischen Politik, und dagegen auf der andern gleichsam die Brücke, durch welche England mit seinen Verbündeten des festen Landes zusammen hing. Durch sie führte der Weg nach Deutschland, und zu der Vereinigung mit den verbündeten Heeren; sie waren der Ableiter der Kriege für die Hauptländer der Osterreichischen Monarchie; mit ihrer Unabhängigkeit von Frankreich stand oder fiel die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande, so wie des Deutschen Reiches; und mit diesem Allem sank oder erhielt sich das Gleichgewicht von Europa. So ward und mußte die Erhaltung der Belgischen Provinzen eine der Hauptmaximen der Britischen Continental-Politik werden, der dieser Staat wiederholt nicht ohne Ursache seine besten Kräfte aufgeopfert hat.

Indem England auf diese Weise seine Continental-Verbindungen auf allen Seiten anknüpfte, konnte es nicht fehlen, daß auch mehrere der kleineren Staaten in dieselben hinein gezogen wurden. Nur diejenigen aber von ihnen verdienen hier angeführt zu werden, wo diese Verbindungen dauerhafter wurden, und unter diesen muß Savoyen zuerst genannt werden. Die unglücksvolle Thätigkeit von Louisvois nöthigte in dem Kriege von 1673 den Herzog Victor Amadeus II. zum ersten Mahle an jenen großen Trauerspielen Antheil zu nehmen, die jetzt in Europa wiederholt angeführt wurden; und die Lage und Beschaffenheit seiner Staaten, die das Thor und das Bollwerk von Italien sind, mußten, so bald auch dieses Land der Schauplatz des Krieges ward, dem Beytritte dieses Hauses einen hohen Grad von Wichtigkeit geben, den die gewandte Politik seiner Herrscher in diesem gefährlichen Spiele mit den Mächtigen auf eine seltene Weise und mit noch seltenerem Glücke zu nutzen wußte. Von den übrigen Staaten Italiens, da Neapel noch Provinz war, war keiner wichtig genug, um Verbindungen mit ihm anknüpfen zu können; und die mit einzelnen Deutschen Fürsten brauchte man weniger zu suchen, da das gesammte Reich gewöhnlich seinem Oberhaupte zu folgen, und jeder der großen Oesterreichischen Kriege auch ein Reichskrieg zu werden pflegte.

Durch den Krieg von 1689 wurden also die Britischen Continental-Verhältnisse eigentlich organisiert, und auf dem Grunde, der hier gelegt war, ward nachmahls nur weiter fortgebaut. Den Beweis davon gab der schon nach vier Jahren folgende Spanische Successionskrieg. Durch die Unterhandlungen, welche ihm vorhergingen, war England auf das tiefste in die Verhältnisse des festen Landes verflochten worden, und würde, hätte auch Ludwig XIV. durch die Anerkennung des Pretendenten gegen den Ryswiker Frie-

den dasselbe nicht zum Kriege gezwungen, doch schwerlich die Neutralität behauptet haben: Es galt hier die Entscheidung eines Streits, wovon nach den herrschenden Grundsätzen der damaligen Politik, — in wie fern mit Recht oder Unrecht kommt hier nicht in Betrachtung, — die Erhaltung des Gleichgewichts von Europa abhing.

Die Verbindungen Englands auf dem festen Lande in diesem Kriege waren also, mit Ausnahme der veränderten Verhältnisse in Spanien, fast gänzlich dieselben, wie in dem vorhergehenden, ungeachtet der Schöpfer dieser Verbindungen den Ausbruch desselben nicht mehr erlebte \*). Allein die unveränderte Politik seiner Nachfolgerinn, der Königin Anna, ungeachtet des Wechsels der Einfluß habenden Personen, gibt den deutlichsten Beweis, daß bey allem Gezänke der Partien in England die Politik von Wilhelm doch nicht bloß seine, sondern die der Nation gewesen war. Die Verbindung mit Oesterreich ward der Hauptfaden, an den sich Alles übrige anreichte, da nicht nur die Republik der vereinigten Niederlande, ungeachtet der abgeschafften Erbstatthalterwürde, ihrer Politik getreu blieb, sondern auch das Deutsche Reich an dem Krieg thätigen Antheil nahm; und der Herzog von Savoyen, wenn auch Anfangs auf Frankreichs Seite, doch bald von den Alliirten gewonnen ward. Dennoch hat der Spanische Successionskrieg die Britische Continental-Politik auf mehr wie eine Weise anders modificirt, und ihr zugleich eine größere Stärke und einen größern Umfang gegeben, und diese Punkte bedürfen hier einer nähern Erläuterung.

---

\*) Wilhelm III. starb 1702.

Erstens: Die alten Verbindungen, besonders die mit Oesterreich, wurden durch ihn weit mehr befestigt. Die damalige Föderation fand das, wodurch jede Allianz nur erst fürchtbar wird, Ehefs, die fähig waren, sie zusammenzubalten und ihr einen Geist einzuhauchen. Wo zeigte wohl die Geschichte ein Duumvirat, wie das von Eugen und Marlborough? Und wo wäre es nicht der glückliche Erfolg, der einer solchen Verbindung das Siegel der Festigkeit aufdrückte? Wenn gleich gegen das Ende des Kriegs die Verbindung dennoch zerfiel, so war es doch schon ein Beispiel ohne Gleichen, daß sie so lange hatte dauern können; und auch jene Auflösung war nur vorübergehend, und der Faden knüpfte sich wieder an, so bald die Umstände es erforderten.

Zweitens: Eine bleibende Folge jenes Kriegs für die Britische Continental-Politik war die enge Verbindung mit Portugal. Wenn dieser Staat nicht ohne Ursachen für seine Unabhängigkeit fürchtete, wie ein Bourbon den Thron von Spanien bestieg, und deshalb an die Verbündeten sich anzuschließen bereit war, so bedurften diese seiner, um den Krieg mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges selbst nach Spanien spielen, und Philipp von Anjou seines Thrones wieder berauben zu können. Allein eine solche, durch die Zeitumstände herbeigeführte, Verbindung würde doch nur vorübergehend gewesen seyn, wenn sie nicht durch stärkere Bande wäre befestigt worden. Dieß geschah durch den berühmten Handelstractat des Britischen Ministers Methuen 1705, durch den den Britischen Manufacturen, besonders den Wollenzeugen, in Portugal, so wie den Portugiesischen Weinen in England, ein freyer Eingang gestattet wurde. Es ist bekannt, daß kaum ein anderer Handelstractat so gewinnreich für England geworden ist, da der hier eröffnete Markt durch die erst kurz vorher



aufgefundenen Goldgruben von Brasilien ein so unermesslich reicher Markt wurde. So entstand, indem das Handelsinteresse auf das innigste mit dem politischen verflochten wurde, jene Anschließung Portugal's an England, die selbst die heftigsten Stürme der Revolution nicht haben auflösen können.

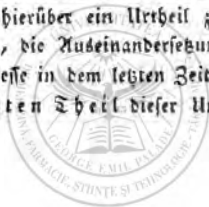
**Drittens:** In dem Spanischen Successionskriege wirkte England zum ersten Male durch die Ertheilung großer Subsidien. Der Reichthum von England in Verbindung mit dem Finanzsystem, zu welchem unter Wilhelm III. der Grund gelegt wurde, durch Fundirung der Staatsschuld sich einen unermesslichen Credit zu verschaffen, hätte eine solche Erscheinung früher oder später hervorbringen müssen, wenn es nicht schon überhaupt in dem Charakter von Handelsstaaten läge, die große Landkriege führen, daß sie dieses mehr oder weniger durch fremde, von ihnen bezahlte Truppen thun. Mag dieses durch Subsidien, oder durch förmliches in Soldnehmen geschehen; es bleibt der Hauptsache nach dasselbe System, und die guten und übeln Folgen müssen auch dieselben bleiben. Der Spanische Successionskrieg gab bey seiner unnöthigen Fortsetzung durch den Abbruch der Friedensunterhandlungen 1708 schon ein gefährliches Beispiel von der Leichtigkeit der Verlängerung solcher Kriege, so bald das Interesse der Parthie, die am Ruder sich befindet, sie fordert; allein die Erfahrung hat auch wiederholt gezeigt, daß der Schaden davon auf England selbst zurück fallen mußte.

**Viertens:** Die Bedingungen des Utrechter Friedens mußten die Continentalverhältnisse von England noch auf mehr wie Eine Weise verstärken, ohne sie doch — das neue Verhältniß gegen Spanien abgerechnet — wesentlich zu verändern. Dies geschah aber theils durch die Abtretung der Spanischen Nebenländer in Europa, theils durch die Acqui-

sitionen, die England in Amerika machte. Indem die bisherigen Spanischen Niederlande jetzt an Oesterreich kamen: blieb dieses dadurch, aus den oben entwickelten Ursachen, der natürliche Verbündete von England auf dem festen Lande; und die Abtretung der Italienischen Besitzungen theils an Sardinien, theils gleichfalls an Oesterreich, both neue Berührungspuncte eines gemeinschaftlichen Interesse für diese Staaten und für England in dem Mittelmeere dar, welches durch den Gewinn von Gibraltar und Minorca hier ohnehin schon seinen Fuß gefaßt hatte. Dagegen wurden die Bewilligungen des Uffiento-Tractats von Spanien, und die Acquisition von Acadien in N. Amerika die Keime zu künftigen Kriegen, die sich aber in der folgenden Periode erst lange nachher entwickelten.

Das Resultat, welches aus diesem Allem hervorgeht, ist also: „daß, um die Zeit, als das Haus Hannover zum Britischen Throne gelangte, das Continental-Interesse von England, nach seinen Haupttheilen, schon völlig bestimmt war.“ Die Rivalität mit Frankreich war das Fundament worauf es gebauet war; und so lange diese dauert, wird es, trotz allen momentanen Veränderungen, doch wesentlich dasselbe bleiben. Die freundschaftliche Verbindung in der England unter Georg I. mit dem Regenten trat, schien zwar jene Rivalität zu beendigen; aber es schien auch nur so. Sie war nur die Folge eines innern Zwistes in dem Hause Bourbon, und hörte auch mit diesem wieder auf. Eine dauerndere und größere Veränderung machte freylich das Freundschaftsbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich, um die Mitte des verfloßenen Jahrhunderts, das England nöthigte, statt Oesterreichs sich einen andern Verbündeten an Preußen zu suchen; allein die Erfahrung

hat auch jetzt schon wieder gezeigt, daß die Erneuerung der früheren Verhältnisse zwischen Frankreich und Oesterreich, auch wie-der die zwischen Oesterreich und England anknüpfte, und selbst der Sturm der großen Revolution wird diese nicht auf immer trennen können. Wenn auch durch die Eroberung der Belgischen Provinzen der bisherige Berührungspunct zwischen England und Oesterreich verschwunden ist, so scheint dagegen an einem andern Ende von Europa sich schon ein arderer zu bilden. Das Schicksal des Türkischen Reichs interessiert beyde Mächte auf gleiche Weise; mag dieser wankende Coloss früher oder später fallen, keine von beyden wird dabey gleichgültig bleiben können. Allein wir bedürfen noch erst weiterer Erfahrungen, um hierüber ein Urtheil zu wagen; und so sey es mir erlaubt, die Auseinandersetzung des Brittischen Continental-Interesse in dem letzten Zeitraume überhaupt, mir für den *zweyten Theil* dieser Untersuchung vorzu-behalten.



IV.

V e r s u c h

einer historischen Entwicklung

d e s

B r i t t i s c h e n

Continental-Interesse.

Zweiter Theil.

Periode des Hauses Hannover.

Die Continentalverhältnisse von England unter dem Hause Hannover werden noch enger und verwickelter, als sie es vorher gewesen waren; die Untersuchung darüber greift also auch unvermeidlich desto tiefer in die allgemeine Geschichte des Europäischen Staatensystems ein, und wird dadurch desto schwieriger, aber auch desto lehrreicher. Vielleicht darf man auch hinzusetzen desto verdienstlicher, da diese ganze Periode der Britischen Geschichte, wie einzig in seiner Art, und wie glänzend auch immer der Stoff ist, den sie darbietet, noch keinen ihrer würdigen Bearbeiter gefunden hat. Mag also das, was hier gegeben werden kann, auch immer dazu nur eine geringe Vorarbeit seyn, so lohnt es sich doch der Mühe die Geschichte dieses Staats in diesem glücklichen Zeitraum nach einem ihrer wichtigsten Gesichtspuncte zu verfolgen; und vielleicht zugleich einige der Vorurtheile zu bekämpfen, die durch einseitige Ansicht entstanden sind.

Ich glaube es in der ersten Hälfte dieser Untersuchung hinreichend dargezogen zu haben, daß um die Zeit als Georg I. den Britischen Thron bestieg (1714.), die Hauptfäden der Britischen Continentalpolitik bereits völlig geknüpft waren. Allerdings aber wurden sie theils verstärkt, theils kamen auch einige neue hinzu. Als den ersten und stärksten von diesen betrachtet man gewöhnlich den Umstand, daß

das Haus, welches den Britischen Thron bestieg, auch Besitzungen auf dem festen Lande hatte. Daß es eine gänzlich falsche Idee sey, in diesen den Hauptgrund der Britischen Continentalpolitik zu suchen, muß schon aus dem Vorkerigen deutlich hervorgehen; allerdings blieben sie aber nicht ohne Einfluß, wie übertrieben auch derselbe, besonders von den Britischen Schriftstellern, in gewissen Perioden geschildert worden ist. Allein eine unparteyische Würdigung desselben, setzt eine deutlichere Ansicht der politischen Lage von England bey dem Regierungsantritt Georgs des Ersten, sowohl in Rücksicht seines innern Zustandes, als seiner Verhältnisse gegen das übrige Europa voraus.

Die damaligen inneren Verhältnisse von England würden schon allein engere Continental-Verhältnisse haben herbeiführen müssen, wären auch nicht die auswärtigen hinzugekommen. War gleich das Haus Hannover durch die Stimme der Nation zu der Nachfolge gerufen, so ist es doch bekannt, wie wenig diese Nation damals in sich selbst einig war; wie die Parteyen der Whigs und Tories zu wahren politischen Factionen wurden; und welche wilde Ausbrüche die Folgen davon waren. Es gab einen Prätendenten, der zahlreiche Anhänger im Innern, und mächtige Freunde im Auslande hatte. So lange dieser auswärts Stützen fand, oder auch nur der Anschein da war, daß er sie finden würde, mußte ihm entgegen gearbeitet werden, und dieses Entgegenarbeiten, auch wenn es nur durch Unterhandlungen geschah, führte nothwendig eine Kette von politischen Verhältnissen auf dem festen Lande herbei. Das Daseyn, und zwar das lange Daseyn eines solchen Prätendenten, der wenigstens eine politische Wichtigkeit erhalten konnte, und in gewissen Zeitpuncten wirklich erhielt, war für England selbst, so wie für das neuregierende Haus ein ausgezeichnetes Glück. Die fortdauernde Gefahr erhielt

die Nation, so wie die Regenten, in fortdauernder Wachsamkeit, und wurde eines der stärksten Bande zwischen beyden. Wie tief auch immer jener die Überzeugung eingedrückt seyn mochte, daß die Aufrechthaltung ihrer Verfassung an die protestantische Succession geknüpft war, so bedurfte die große Masse des Volks doch einer fortdauernden Erinnerung daran; und was konnte diese mehr geben, als die fortdauernden Ansprüche eines Katholischen Prätendenten? Und wie groß auch immer die persönlichen Eigenschaften, wie rein die Absichten, und wie stark die Anhänglichkeit an die Constitution bey den Regenten aus dem neuen Hause waren, so konnte es doch auch für sie keine lebendigere Erinnerung geben, daß sie durch die Constitution und für die Constitution mit ihrer hohen Würde bekleidet seyn, als eben jene lang fortgesetzten Ansprüche. So mußten König und Nation in der Überzeugung übereinkommen, die Constitution als das Palladium, jene ihrer Freiheit, diese ihres Thrones, zu betrachten; so entwickelte sich von selbst die Überzeugung, daß das Interesse des Königs und des Volkes eines und dasselbe und unzertrennlich sey; so blieb, mit Einem Wort, die Constitution nicht ein todtter Buchstabe; sondern ward den Herzen des Volkes und seiner Regenten eingedrückt.

Noch mehr indeß trugen die damaligen auswärtigen Verhältnisse dazu bey, die Continental-Politik Englands zu verstärken, durch die es auf das Tiefste sowohl in die Angelegenheiten des Westens, als des Ostens von Europa verflochten würde.

Der Westen von Europa war so eben aus einem dreizehnjährigen Kampfe hervorgegangen, dessen Preis die spanische Monarchie war. Ein Bündniß, von dem England die Seele genannt werden kann, hatte diesen Kampf bestanden, der sogleich ermattete, und bald sich endigte, als

England zurück trat. Der Friede, in dem es sich wichtige Vortheile ausbedung, wie wenig hinreichend sie auch in den Augen der Whigs schienen, war sein Werk gewesen; die Erhaltung desselben mußte nicht weniger sein Interesse seyn. Seltener war aber wohl ein Frieden schwankender, als der Utrachter es war; denn zwischen den beyden Haupttheilnehmern, zwischen Spanien und Oesterreich, bestand durch Uebereinkunft noch gar kein Friede, wenn auch durch die Entfernung ihrer Länder, und die Verhältnisse des übrigen Europas, der Krieg aufgehört hatte. Der Verlust der Europäischen Nebenländer, in Italien und den Niederlanden, an Oesterreich und Savoyen war von Spanien nicht verschmerzt; es wartete nur auf eine Gelegenheit sich ihrer wieder zu bemächtigen. Das Interesse Englands also und Oesterreichs, seines Hauptverbündeten auf dem festen Lande, kamen in der Erhaltung des Friedens überein; und die Bande zwischen beyden mußten dieselben bleiben, oder auch stärker werden. Allein die Wendung, welche die innern Verhältnisse des Bourbonischen Hauses nahmen, verschaffte ihm noch einen andern Allirten auf dem festen Lande, den es noch so eben mit der äußersten Anstrengung bekämpft hatte, Frankreich. Seit dem Tode von Ludwig XIV. (1715.) entwickelten sich unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans jene Verhältnisse auf eine ganz andere Weise, als man es erwartete hatte. An die Stelle der gehofften engen Verbindung zwischen den beyden Zweigen des Bourbonischen Hauses in Frankreich und Spanien trat vielmehr Eifersucht und Zwietracht, die bis zum Kriege führte. Die schwache Gesundheit des jungen Königs von Frankreich eröffnete die wahrscheinliche Aussicht einer baldigen Erledigung des französischen Thrones. Wer sollte in diesem Falle folgen? Der Regent, oder der König von Spanien, der für sich und



für seine ganze Descendenz auf den französischen Thron hatte Verzicht thun müssen? Allein man wußte schon aus dem Beispiele Ludwigs des vierzehnten, was es mit einer solchen Verzichtleistung zu sagen hatte. Es war aber wenig Wahrscheinlichkeit, daß der Regent sich den Scepter würde entreißen lassen, wenn man damit bis zum Tode des jungen Königs wartete. Viel leichter schien es, ihm jetzt die Regentschaft zu entreißen; und diese Idee fand in den Kopf des spanischen Ministers Alberoni um so eher Eingang, da sie mit seinen übrigen Entwürfen der Wiedereroberung der durch den Utrechter Tractat an Oesterreich und Saronen verlorenen Nebenländer, besonders in Italien, ja selbst der Umwälzung des Staatensystems von Europa durch die Erhebung des Prätendenten auf den Britischen Thron zusammenhieng. Allein der Versuch, durch eine Verschwörung den Regenten zu stürzen, ward verrathen und vereitelt; und der Ausbruch selbst von Feindseligkeiten zwischen Spanien und Frankreich (1719) war die Folge davon.

Unter diesen Umständen war die Anschließung des Regenten an England eine natürliche Politik. Er hatte mit England ein Interesse, das Aufrecht halten der bestehenden Ordnung der Dinge in Europa, wie sie durch den Utrechter Frieden gegründet war; er mußte wegen seiner Selbsterhaltung den Absichten Spaniens entgegen arbeiten. Auf der andern Seite, wie auffallend auch die Erscheinung seyn mag, England und Frankreich verbündet zu sehen, findet man doch leicht, daß es keine wesentliche Veränderung der Britischen Continental-Politik war. Spanien wollte unter Alberoni in Europa herrschen, wie Frankreich unter Ludwig dem vierzehnten. Es war also dasselbe Interesse, das jetzt England dahin brachte Spanien sich zu widersetzen, mit dem, welches wenige Jahre vorher es zum Kampfe gegen Frankreich bewogen hatte.

Außerdem traten aber noch in Rücksicht Spaniens besondere Ursachen ein, die in den Britischen Handelsvortheilen ihren Grund hatten, welche England bewogen, Spanien entgegen zu arbeiten, und — was damit gleichbedeutend war — die Aufrechthaltung des Ueurer Friedens in seinem ganzen Umfange zum Ziele seiner Politik zu machen; nämlich die in diesem Frieden von Spanien gemachten großen Bewilligungen durch den Assiento-tractat. Zufolge desselben hatten die Engländer das Recht, das Spanische Amerika auf 30 Jahre mit Negerclaven zu versehen, und jährlich ein Schiff von 500 Tonnen auf die große Messe von Portobello zu schicken \*); Bewilligungen, die fast unausbleiblich durch den Schleichhandel der davon unzertrennlich war, ihnen den Handel des Spanischen Amerika's zusichern mußten. Je einträglicher fast mit jedem Jahre diese Vorrechte wurden, um desto mehr war es das Streben der Britischen Regierung, durch Fortdauer des Friedens auch die Fortdauer dieser Vortheile zu sichern. Es wäre überflüssig, die Begebenheiten zu erzählen, die nach 1719 den Sturz Alberonis, und darauf den Eintritt Spaniens zu der Quadrupelallianz herbeiführten, wodurch jener Zweck erreicht wurde.

Diese Auseinandersetzung zeigt wohl hinreichend, daß die Einmischung Englands in die Angelegenheiten des weislichen Europa's in der ersten Hälfte der Regierung Georg's I. keines Weges bloß in dem Interesse des Regenten, sondern auch in dem Interesse der Nation gegründet war. Es war

---

\*) Die Messe von Portobello war damals eine der wichtigsten in der Welt, weil hier der Umsatz der Europäischen Waaren für das Spanische Südamerika gegen das Gold und Silber von Peru geschah.

damahls noch von keiner Alleinheerschaft der Meere, es war nur von der Erhaltung des Gleichgewichtes, so wie von der Erhaltung der Vortheile, die der Nation zugesichert waren, und von der Fortdauer der Ruhe Europa's, die Rede. Allein desto wichtiger fängt jetzt schon der Einfluß der Colonialbesitzungen an, auf die Continentalpolitik zu wirken, dessen Fortschritte in der Folge nicht unbemerkt bleiben dürfen.

Indem aber das Britische Cabinet in den Westen von Europa thätig war, knüpften sich zugleich neue Fäden der Continentalpolitik in dem Osten an. Der große Krieg, der den Norden dieses Welttheils ein und zwanzig Jahre hindurch verwüthete (1700—1721), äußerte auch auf England seinen Einfluß. Es ist der, beynähe in allen Britischen Geschichten wiederhohlte Vorwurf, der Georg dem ersten gemacht wird, daß er den König hier mit dem Churfürsten verwechselt, und seinen Deutschen Ländern zu Gefallen auch als König sich in jene Fehden habe verwickeln lassen. Um desto mehr verdienen hier die Fragen eine unparteyische Untersuchung, — und was könnte noch jetzt wohl dieser Unparteylichkeit im Wege stehen? — in wie fern das Interesse von England selbst diese Einmischung erforderte? In wie fern es mit dem des Churfürstenthums übereinstimmte? Und in wie fern der Erfolg für England nachtheilig oder vortheilhaft war?

Es ist bereits in den ersten Theilen dieser Abhandlung gezeigt, daß England schon seit längerer Zeit kein müßiger Zuschauer bey den Nordischen Staatshandeln geblieben war. Der Grund davon lag in seiner Schifffahrt nach der Ostsee. Seit dem diese beträchtlich wurde, konnten ihm die dortigen Veränderungen so wenig gleichgültig seyn, als sie es den Holländern waren, mit denen es diese Schifffahrt, wenn auch damahls noch sehr ungleich, theilte. Sie

Konnten dieses um so viel weniger seyn, da die natürliche Beschaffenheit der Ostsee, zu welcher man nur durch schmale Meerengen, unter denen eigentlich nur Eine, der Sund, eine völlig brauchbare Strasse für die Schifffahrt ist, gelangen kann, es keines Weges gleichgültig machte, in wessen Händen diese Strasse, und mit ihm der Zugang zu jenem Meere sey. Wenn eine einzige Macht im Norden die Herrschaft an sich riß; wenn sich hier, wie es in der Periode der Schwedischen Übermacht mehr wie ein Mal im Werke war, eine einzige große Monarchie bildete, die jene Strasse wirklich verschließen, oder durch willkürliche Erhöhung von Zöllen so gut wie verschließen konnte, so war der Handel und die Schifffahrt der Engländer und Holländer dahin im hohen Grade precar und ungewiß.

Die thätige Theilnahme Englands an den Händeln des Nordens fängt daher auch erst an in der Periode der Schwedischen Übermacht, als diese anfang Dänemark zu bedrohen; und die Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts, oder wenigstens die Sicherung der Existenz des einen wie des andern, war das Ziel derselben. Freylich konnte nach den Verhältnissen Englands diese Theilnahme außer den Negotiationen nur in der Sendung von Flotten bestehen; allein nach der Lage dieser Reiche, bey der jeder Krieg zwischen ihnen, so bald er ernstlich seyn sollte, nicht wohl bloßer Landkrieg, sondern auch Seekrieg seyn mußte, war gerade eine solche Hülfe von hoher Wichtigkeit; und konnte selbst, was sonst bey Seeunternehmungen nicht leicht der Fall zu seyn pflegt, entscheidend werden.

Die innern Unruhen und Kriege, welche England gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges verwüsteten, machten eine lebhaftere Theilnahme an der damaligen Bedrängniß Dänemarks durch Schweden, die durch den Frieden von Brömsebroe endigte (1645), unmöglich. Die

Periode von Cromwell ist aber der Zeitpunkt, wo diese anfing. Seine Absicht ging selbst, wie in dem ersten Abschnitte dieser Abhandlung gezeigt ist, dahin, England Besitzungen in der Ostsee zu verschaffen. Als Carl Gustav von Schweden Dänemark gänzlich zu vernichten drohte (1657), nahm sich England thätig desselben an. Unter Englischer Vermittelung ward der Friede zu Rothschild geschlossen (28. Octob. 1658); und wie Carl Gustav plötzlich diesen wieder brach, und Copenhagen belagerte, nahm England nicht nur an der Verbindung im Haag Antheil; sondern Englische Kriegsschiffe gingen auch mit der Holländischen Flotte nach der Ostsee, und trugen durch den Sieg über die Schwedische Flotte viel zu der Entsetzung von Copenhagen bey (1659). Der Handel nach der Ostsee, die Erhaltung des Sundzolls auf dem bisherigen Fuß, sind die Urtheile, welche in dem damaligen Tractate von dieser Artigen Maßnahme angeführt werden \*).

Die darauf erfolgte Veränderung in England, durch die Wiederaufrichtung des Throns, veränderte die Politik Englands nicht nur nicht, sondern befestigte sie vielmehr. Man hielt den Handel nach der Ostsee für so wichtig, daß er durch neue Handelsverträge mit Schweden so wohl als Dänemark regulirt ward, welche noch jetzt die Grundlagen des beyderseitigen Verkehrs ausmachen. Der mit Schweden ward von Carl II. bereits im Jahre 1661 mit der Regentschaft, unter der Carl XI. stand, abgeschlossen, und im Jahre 1666 in einigen Stücken verändert; der mit Dänemark kam im Jahre 1671 zu

\*) Man sehe Schmauß Einleitung zu der Staatswissenschaft. II, S. 129.

Strande \*). In beyden wurde besonders darauf Rücksicht genommen zu bestimmen, was Contrebande sey, (worüber jedoch die Bestimmungen nicht gleichlautend sind), um auch in kriegerischen Zeiträumen den Störungen jener Schifffahrt vorzubeugen. Was aber die Aufmerksamkeit der Engländer auf die Ostsee am meisten rege erhielt, war das beständige Streben der Holländer, ihnen den Rang dort abzulaufen, und wo möglich sie gänzlich davon auszuschließen; weshalb die Verhältnisse beyder Staaten auch gewöhnlich auf den Norden zurück wirkten. Einen deutlichen Beweis davon geben die Unterhandlungen während des Krieges, den beyde Mächte in den Jahren 1665—1667 mit einander führten, der durch den Tractat von Breda endigte. Die Holländer gewannen damals Dänemark so wohl als Schweden für sich; und den Engländern sollte der Eingang in die Ostsee gänzlich durch die Dänen untersagt werden \*\*). Allein der bald darauf folgende Frieden von Breda (1667), und die neueren und größeren Auftritte im westlichen Europa, als Ludwig XIV. seine Kriege hier in den Niederlanden anfang, veränderten die politischen Verhältnisse, und jene Unterhandlungen blieben ohne Erfolg.

Zwar erstreckten sich die Erschütterungen, welche die ehrwürdigen Unternehmungen Ludwigs hervor brachten, bis tief in den Norden: und als es Frankreich gelang, Schweden für sich zu gewinnen, wurde auch Dänemark herein gezogen; allein der Krieg wurde kein Seekrieg, und hatte

---

\*) Man findet sie in *Schmaußs Corpus Juris gentium*. Vol. II. p. 753. und 2328.

\*\*\*) Infolge des Tractats der den 11. Febr. 1666 zwischen Holland und Danemark in Haag abgeschlossen wurde. *Schmauß Staatswissenschaft II.* S. 178.

keine Beziehung auf den Handel. Man bruchte außer dem nur an die inneren Verhältnisse von England sich zu erinnern, wie sie so wohl unter Carl II. und Jakob II., als auch unter Wilhelm III. waren, um es zu begreifen, weshalb seine Politik in diesen Zeiten weniger auf den Norden gerichtet seyn konnte.

Der große Nordische Krieg aber, der nach einem zwanzigjährigen Kampfe die Verhältnisse des Nordens gänzlich veränderte, mußte nothwendig die Aufmerksamkeit Englands erregen. Man sah davon schon die Beweise in dem Frieden zu Travendal (1700), der unter Englischer Vermittelung und Garantie zwischen Dänemark und Schweden geschlossen ward. Der Spanische Successionskrieg, der gleich darauf den Westen von Europa in Flammen setzte, und von England mit einer noch nie gesehenen Anstrengung und einem eben so großen Glücke zu Lande geführt ward, machten es freylich der Britischen Politik unmöglich, sich mit Nachdruck in die Händel des Nordens zu mischen. Man beobachtete nur den Schwedischen Helden, und war gern zufrieden wenn man es nur verhindern konnte, daß ihn nicht etwa die Lust anwandte, als Verbündeter von Frankreich mit dem Schwerte darein zu schlagen. Allein durch den Utrechtten Frieden (1713) von diesem Kampfe befreyt, war es wohl kaum anders zu erwarten, als daß England auch auf jener Seite wieder thätig seyn würde.

Aber gewiß war es für die Britische Politik keine leichte Aufgabe, welche Partey man hier ergreifen sollte? Alle Verhältnisse waren hier verändert; Schweden war erschöpft und zu Grunde gerichtet; und während Rußland seine Kräfte entwickelte, konnte nicht mehr bloß von der Erhaltung des Gleichgewichts zwischen Dänemark und Schweden die Rede seyn. Aber aus welchem Gesichtspuncte mußte England diesen Wachsthum von Rußland, in Beziehung auf sein eige-

nes Interesse, betrachten? — Auf der Einen Seite konnte es der Britischen Politik nicht gleichgültig seyn, daß im Norden eine Macht sich bildete, die nicht nur die Unabhängigkeit und selbst die Existenz der übrigen Staaten bedrohte; sondern es auch ganz darauf anlegte, große Seemacht zu werden, und die Herrschaft der Ostsee an sich zu reißen. Auf der andern Seite bedurfte es keines großen Scharfsinnes um die Vortheile, wo nicht zu berechnen, doch wenigstens zu ahnen, die England aus der Policirung Rußlands zu wachsen mußten. Die Bekanntschaft mit den Künsten und Bedürfnissen des Luxus in einem so unermesslichen Reiche, öffnete für die handelnden und fabricirenden Völker Europas einen eben so unermesslichen Markt für ihre Producte, von dem man die Engländer unmöglich ganz verdrängen konnte, wenn sich auch damals noch nicht voraus sehen ließ, welches Übergewicht dereinst England auf diesem Markte durch den Fall des Holländischen Handels haben werde.

Alein von diesen allgemeinen Betrachtungen ging die Britische Politik, wie es scheint, nicht aus. Man warf keine Blicke in die Ferne, sondern handelte nach den Verhältnissen des Augenblickes. Man nützte einzelne Gelegenheiten die sich darboten, und ward so in jene Händel verflochten, ohne ein festes System zu befolgen. Die Verbreitung des Nordischen Krieges nach Deutschland, worin Georg I. als Churfürst von Hannover verwickelt wurde, gab dazu die Veranlassung.

Durch die Angriffe seiner Feinde hatte Schweden fast alle seine Deutschen Besetzungen verloren, und besonders waren die durch den Westphälischen Frieden erlangten Herzogthümer Bremen und Verden in die Hände der Dänen gekommen. Dänemark verkaufte bekanntlich diese Länder an Hannover durch einen Tractat der am 26. Juny 1715 unterzeichnet ward. Da Schweden diesen Kauf nicht aner-



kennen wollte, vielmehr Carl XII. es kein Hehl hatte, daß sein ganzes Streben dahin gehe, wo möglich in Norddeutschland wieder den Meister zu spielen, so würde die Verflechtung Hannovers in den Nordischen Krieg schon eine natürliche Folge gewesen seyn, wenn auch in dem Tractate nicht ausdrücklich ware bestimmt worden, daß Georg I. an Schweden den Krieg erklären sollte \*). Er erklärte ihn auch als Churfürst von Hannover. Auch führte ihn Georg I. auf dem festen Lande nur als solcher; zugleich aber wurde ein Geschwader von acht Englischen Kriegsschiffen nach dem Sund geschickt, das sich mit der Danischen Flotte vereinigte \*\*). Nicht mit Unrecht beklagte sich Carl XII. über diese letzte Maßregel, die übrigens keine erheblichen Folgen hatte. Auch er unterschied nun aber bey seinem bitterm Haffe gegen Georg I. den König nicht weiter von dem Churfürsten, und suchte sich durch nichts geringeres, als durch eine Revolution zu Gunsten des Prätendenten in England zu rächen, die sein Minister der Freyherr von Görz zwar anlegte, aber nicht ausführen konnte.

Indessen gaben die großen Störungen, denen der Handel der Ostsee durch den Krieg ausgesetzt war, England auch Gelegenheit zu Klagen, die sein Interesse unmittelbar betrafen. Keine andere Macht hat die Handelsverbote mit ihren Feinden gegen die Neutralen so weit getrieben, als Carl XII. in seinen Verordnungen darüber \*\*\*). Allerdings hatte

\*) Man sehe die Actenstücke in *Mémoires de Lamberti*, IX. p. 299.

\*\*\*) Der Britische Admiral Hopson diente damals unter dem Danischen Oberbefehlshaber. So verändern sich die Dinge!

\*\*\*\*) Man sehe seine Edicte vom 8. Febr. . . . 19. Dec. 1715. bey *Lamberti*, IX. p. 228.

er dazu besondere Ursache. Es war nach den damaligen Verhältnissen sein hohes Interesse, so viel ihm möglich war zu verhindern, daß Rußland ihm als Seemacht nicht überlegen ward. Gleichwohl war die Marine der Lieblingsgegenstand der Sorgen von Peter; und bereits 1716 konnte er selbst mit einer Flotte in der Ostsee erscheinen, die der Schwedischen überlegen war. Die Neutralen, vorzüglich die Holländer, erleichterten ihm dieß auf alle Weise. Der große Gewinn der dabey zu machen war, bewog sie, ihm nicht nur andere Nothwendigkeiten, sondern selbst ganze Schiffe zuzuführen, die als Kriegsschiffe gebraucht werden konnten. Darauf gründeten sich die scharfen Maßregeln von Carl, die zwar zunächst die Holländer, aber nach ihnen auch die Engländer trafen, und ihre Schifffahrt auf der Ostsee beynabe vernichteten, wenn sie nicht durch die Bedeckung von Kriegsschiffen sie sicherten.

Das Interesse von Georg I., als Churfürst von Hannover, war also nicht das einzige, welches ihn zu Maßregeln gegen Carl bewegte; auch als König von England hatte er Ursache sich zu beklagen. Indesß ist es der, bey allen Englischen Schriftstellern wiederhohlte, Vorwurf, daß er dieß doppelte Interesse zu wenig unterschied habe; daß der Wunsch, die Herzogthümer Bremen und Verden zu behaupten, wodurch die Communication zwischen seinem neuen Reiche und seinen Deutschen Ländern eröffnet ward, ihn verleitet habe, auch England in die Nordischen Fehden zu verflechten. Es möchte schon nach dem bisher Gesagten nicht schwer seyn, Gründe zu der Vertheidigung von Georg I. zu finden; allein wenn man auch jedem darin sein eigenes Urtheil läßt, so bleibt ein anderer Gesichtspunct übrig, den, von allen mir bekannten, Englischen Schriftstellern kein Einziger gefaßt hat; und der zur Beurtheilung dieses Gegenstandes der wichtigste ist. Ich meine

die Bestimmung der Frage: für welchen Interesse die Acquisition von Bremen und Verden wichtiger war, ob für das von England, oder für das von Hannover? — Ich glaube es ist nicht schwer das erste zu zeigen.

Hannover gewann durch jene Acquisition allerdings wohlfeilen Kaufes zwei Provinzen, von denen jedoch die eine an sich nur von geringer, die andere zwar von größerer Wichtigkeit ist, beide aber nur längs den Ufern der Flüsse eine höhere Fruchtbarkeit genießen. Allein die letzte dieser Provinzen beherrscht die Mündungen der beiden Hauptflüsse, und also die beiden Haupthandelsstraßen des Nördlichen Deutschlands; und wird durch diese ihre geographische Lage von hoher Wichtigkeit. Für das Churfürstenthum, ein Land das verhältnißmäßig wenig exportirt, und dem man seine Exporte, da sie gar nicht zu den Gegenständen gehören, die man unter der Contrebande zu begreifen pflegt, auch nicht leicht zu verhindern Ursache haben konnte, war dadurch wenig gewonnen; allein für England desto mehr. Seit dem die Provinz, welche die Mündungen jener Ströme, und mit ihnen die beiden ersten Seestädte von Deutschland beherrscht, zu den Domainen seines Königs gehörte, waren diese großen Handelsstraßen England bleibend geöffnet; die Communication mit Deutschland hing nicht mehr von politischen Conjunctionen ab; es brauchte nicht zu fürchten, daß seinen Exporten durch erhöhte Zölle der Eingang erschwert oder gänzlich versagt wurde; ihm war die Perspective eröffnet, sich des Handels von Norddeutschland zu versichern.

Um die Wahrheit dieser Bemerkung einzusehen, muß man den Gegenstand nicht nach den jetzigen, sondern den damaligen Verhältnissen betrachten. Es war, bey der damaligen Spannung zwischen England und Schweden, nichts weniger als eine leere Besorgniß, daß Carl jede Gelegen-

heit ergreifen würde, sich zu rächen. Gesezt er hätte sich wieder gehoben, — und war dieß nach der fast schon zur Reife gediehenen Ausöhnung mit Rußland nicht höchst wahrscheinlich? — und wäre wieder zum Besiz seiner Deutschen Länder gekommen; würde nicht gleich damals, oder auch bey jedem nachmahls entstandenen Streit die Sperrung jener Flüsse so gut wie die Sperrung der Ostsee, und die Ausrüstung von Capern auf der Nordsee so gut wie auf jener, die Folge davon gewesen seyn?

Für den Britischen Handel mußten aber jene Vortheile desto wichtiger erscheinen, je mächtigere Rivalen ihm damals noch entgegen standen. Es fehlte zu jener Zeit noch viel, daß die Engländer schon die ersten in dem Handel mit Deutschland, besonders auf der Elbe und Weser, gewesen wären. Dieß waren ohne Widerrede noch die Holländer. Um also die Concurrenz mit Holland auszuhalten, um ihm allmählig gleich zu kommen, wo nicht es zu verdrängen, war jene Acquisition von doppelt großer Wichtigkeit. Es wäre leicht, noch weitere Vortheile aufzuzählen, wie die ungehinderte Überschiffung von Truppen aus oder nach Deutschland, und andere, die England dadurch gesichert wurden, und deren Wichtigkeit von den jedesmahligen politischen Conjunctionen abhing.

Aus diesem Allen glaube ich erhellt hinreichend, — und mehr sollte auch nicht dadurch gezeigt werden, — daß es eine höchst beschränkte Ansicht der Britischen Schriftsteller ist, wenn sie die bisher beschriebene Einmischung *Georgs I.* in die Nordischen Angelegenheiten, aus der England viel wesentlichere Vortheile als Hannover zog, ihm zum Vorwurfe machen.

Zimmer aber bleibt es wahr, diese Einmischung beruhte nicht auf festen politischen Principien, sondern war ein Werk

der Umstände. Daber änderte sie sich auch völlig, so wie die Umstände sich änderten.

Carl XII. fiel in den Laufgräben \*), sein Minister, sein Freund und Rathgeber, mußte das Blutgerüst besteigen, und mit ihnen stürzte auch das ganze Gebäude ihrer Politik zusammen, eben da es seiner Vollendung nahe war. Es ist bekannt, daß dieses auf das Fundament einer Ausföhnung mit Rußland gegründet war, um dafür auf Kosten der andern Feinde, besonders Dänemarks, Ersatz zu finden. Die neuen Machthaber in Schweden wollten schon diesen Plan nicht, weil es der Plan des verhassten Börs gewesen war. Wenn aber Carl XII. mit seinem eisernen Willen und seinem eisernen Arm nicht mehr fähig gewesen war, sich allein zu helfen, wie hätte diese Regierung es vermocht? Es blieb also nichts übrig, indem man mit Rußland wieder brach, als bey denen Hülfe zu suchen, die man so eben mit allem Nachdruck hatte bekriegen wollen, vor Allen aber bey England. Der Friedensschluß mit Georg I., als Churfürst von Hannover, in dem Schweden gegen ein Äquivalent an Gelde den Herzogthümern Bremen und Verden entsagte, bahnte dazu den Weg; und kurz darauf folgte ein Allianz-Traktat mit England \*\*), der ausdrücklich gegen Rußland gerichtet war, in welchem der Beystand sowohl mit einer Flotte als mit Landtruppen stipulirt ward, um den verwüsthenden Einfällen des Cärs Gränzen zu setzen.

---

\*) 11. Dec. 1718. Und schon am 28. Febr. 1719 ward Börs gerichtlich ermordet.

\*\*), Der Frieden mit Hannover ward abgeschlossen 20 Nov. 1719, und schon am 21. Jan. 1720 die Allianz mit England. Secren's hist. Schrift. 1. Th. P

Das System der Britischen Politik im Norden ward daher plötzlich umgekehrt, und England trat als der erklärte Gegner von Rußland und als der Vermittler bey Schwedens andern Feinden, bey Preußen und Dänemark, auf. Wie schlecht Schweden bey dieser Verbindung fuhr, ist aus der Geschichte bekannt, es mußte den Frieden mit Preußen durch die Abtretung des größten Theils von Pommern, den mit Dänemark durch die Aufgebung seiner Bollstrenghheit im Sund erkaufen. Aber der Zweck, den man erreichen wollte, ward dennoch nicht erreicht. Ungeachtet der hingefandten Flotten, die zu spät kamen, wurden die Küsten von Schweden von dem Feind nicht weniger auf das grausamste verwüestet, und der Preis, für den der Nyssädter Friede von ihm erkaufte werden mußte \*) , beraubt Schweden vollents alle Hoffnung, je wieder in die Reihe der ersten Mächte von Europa eintreten zu können.

Wenn Schweden auf eine so harte Weise für seine politischen Fehler büßen mußte, so ließ die Umänderung der Britischen Politik sich vielleicht damit entschuldigen, daß England die furchtbare Vergrößerung Rußlands hindern, und das System des Gleichgewichts in dem Norden aufrecht erhalten wollte. Allein in diesem Falle unternahm es etwas, das es nicht ausführen konnte, und gab bereits damals einen Beweis, wie wenig es seine eigenen Kräfte richtig zu schätzen, und seinen Wirkungskreis zu berechnen im Stande sey. Der einzige Schaden, den es Rußland zufügen konnte war, auf einige Zeit seine Schifffarth auf der Ostsee zu erschweren. Gewiß aber reichte dieses nicht hin, seinen Wachsthum aufzubalten. Zu der Aufrechthaltung des Gleichgewichts

---

\*) 10. Sept. 1721

im Norden, war es aber überhaupt zu spät. Als Rußland vollends im Nyßädter Frieden die schönsten Länder an der Ostsee, Liefland, Esthland, Ingermanland und einen Theil von Carelien von Schweden abgetreten bekam; — welche Unterstützung, wie kräftig sie auch immer gewesen wäre, hätte Schweden noch im Stande erhalten können, Rußland zu balanciren?

Durch den Nyßädter Frieden ward zwar für England nichts bestimmt, allein er wurde doch die Grundlage seiner Continentalpolitik in Rücksicht des Nordens. So wie die Folgen dieses Friedens sich zwar langsam aber um desto sicherer in dem Aufblühen von Rußland entwickelten, so wie nicht nur seine Ausfuhr, da es jetzt im Besitze der Haupthäfen an der Ostsee war, zunahm, sondern auch durch die Verbreitung des Europäischen Luxus seine innere Consumtion, so entwickelte sich auch immer mehr bey England die Überzeugung, daß dieses Aufblühen für dieß letztere Land keinesweges bedenklich, wohl aber höchst vortheilhaft sey, da der Markt für die Britischen Waaren sich um so mehr erweiterte, und der Handel nach der Ostsee immer wichtiger wurde. Dazu kam das, in gleichem Maße als die Britische Marine anwuchs, steigende Bedürfniß, sich mit den zum Schiffbau nöthigen Materialien, Holz besonders und Hanf, aus der Fremde zu versehen, welches beydes das unermessliche Rußland am freygebigsten darboth. Beyde Länder kamen mit Einem Worte immer mehr dahin, sich wechselseitig unentbehrlich zu werden, nicht um gemeinschaftliche Kriege zu führen, sondern um wechselseitige Bedürfnisse zu stillen; Verbindungen, die fester und unauflöslicher als alle Allianztractate sind.

Unter diesen Verhältnissen mußte der Charakter der Britischen Continentalpolitik im Norden mehr leidend als thätig werden. Das gute Vernehmen mit Rußland wurde

ein Bedürfniß für beide, und nichts war da, was dieses Band hätte stören können. Wenn auch zuweilen die Rückwirkungen der politischen Verhältnisse des Westens von Europa auf den Norden dergleichen konnten fürchten lassen, so blieben diese doch ohne erhebliche Folgen. Dieses dauerte so lange bis Rußland einen unmittelbaren und kräftigen Antheil, nicht bloß an den Angelegenheiten des Nordens und Ostens, sondern auch des Westens und Südens von Europa nahm. Seit dem dieses geschah, mußten auch neue Fehden der Britischen Continalpolitik im Norden sich anspringen, wie die Folge dieser Untersuchung zeigen wird.

Der glückliche Erfolg, welchen die Stiftung der Quadrupelallianz für das westliche Europa erzeugte, hatte England nicht bloß auf das tiefste in die Verhältnisse desselben verflochten, sondern man kann selbst sagen, daß es die Seele derselben blieb. Die Annahme der Bedingungen, welche diese Allianz Spanien vorschrieb, durch diese Macht, stellte nach dem Falle von Albetoni (26. Jan. 1720.) zwar noch keinen sicheren Frieden, aber doch den Ruhestand wieder her; auf einem allgemeinen Congressse sollten die noch streitigen Punkte ausgemacht werden. Unter diesen Umständen ließ es sich voraus erwarten, daß die Theilnahme Englands an den Verhandlungen des Continents nicht anders als sehr lebhaft seyn konnte; in der That aber übertrifft sie fast noch die Erwartung. Die politische Thätigkeit und das Negociiren war ein Bedürfniß für Georg I. geworden. Es kann sey, daß anfangs das Bestreben, zu zeigen, daß er nicht bloß der Regierung eines kleinen sondern auch eines großen Staats, und der Lenkung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten von Europa gewachsen sey, daran Theil gehabt habe; allein einmahl so tief in diese verflochten, würde er sich, ohne sich selbst und England zu compromittiren, nicht so leicht haben zurück ziehen können, wenn es auch sei-



ner Neizung gemäß gewesen wäre. Dazu kam aber noch, daß um eben diese Zeit (April 1721) ein Minister in England das Staatsruder bekam, und ganze 21 Jahre in den Händen behielt, der darin mit seinem Herrn überein stimmte, den Krieg zwar nicht zu scheuen, aber alle Mittel anzuwenden, die Unterhandlungen und Demonstrationen darbiethen konnten, ihn zu vermeiden. Die lange, und fast immer friedliche, Administration von Robert Walpole, ließ also schon im voraus solche Erscheinungen erwarten.

Die Continentalverhältnisse von England lassen sich immer aus dem doppelten Gesichtspuncte betrachten; in wie fern sie für England? und in wie fern sie für das Ganze des Europäischen Staatensystems vortheilhaft oder nachtheilig waren? Es versteht sich, daß in dem Britischen Cabinette die erste Frage auch immer die überwiegend wichtige war. Auch wir werden daher unsern Gegenstand zuerst von dieser Seite betrachten müssen; nicht aber soll uns deshalb hindern, ihn auch von der andern Seite anzusehen, und die Uebereinkunft und die Verschiedenheiten von beyden zu bemerken.

Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn man die Britische Politik in den letzten Jahren Georgs I. übersieht, kein fester Plan darin sich zeigt. Ein Inselstaat, der an den Angelegenheiten der Continentalmächte Antheil nimmt, wird dieselbe nur vermöge eines auf richtige Politik gegründeten, und mit Festigkeit befolgten Föderationensystems thun können. Wir haben gesehen, wie bisher die Fäden von diesem von England angeknüpft waren. Allein in dem Zeitraume von dem hier die Rede ist, wechselten jene Verbindungen so sonderbar, daß man jene Grundsätze zu vergessen schien. Die Verbindung mit Frankreich ward erneuert, die mit Oesterreich aufgelöst. Die Allianzen im Norden werden nur durch die Rückwirkungen der Verbindungen im

Weiten bestimmt. Die Nichtkenntniß der wahren Entwürfe der auswärtigen Staaten, die man so oft dem Britischen Cabinette vorzuwerfen Gelegenheit sieht, zeigte sich auf eine auffallende Weise. Indes erfordert auch die Gerechtigkeit zu bemerken, daß die Verhältnisse der Continental-Mächte gegen einander nicht weniger wechselnd und ungewiß waren, weil sie großen Theils durch die Aufregung eines persönlichen und leidenschaftlichen Hasses bestimmt wurden. Daher das allgemeine Schwanken der damaligen Politik, welches unmöglich gar ohne Rückwirkung auf England bleiben konnte. Doch zeigt sich in der ganzen damaligen Thätigkeit des Britischen Cabinets eine herrschende Idee, die nicht bloß für England, sondern für Europa höchst wohlthätig war; die Erhaltung des Friedens. Man kann nur zweifeln, ob man immer dazu die rechten Mittel ergriff.

Eine Frucht davon war der Congreß zu Combray, der sich unter der Vermittelung Englands und Frankreichs 1721 anfang zu versammeln, um nach langem Zaudern und vergeblichen Unterhandlungen im Jahre 1725 wieder fruchtlos aus einander zu gehen. Hier sollte der alte Streit zwischen Oesterreich und Spanien gänzlich geendigt, hier sollten die neuen Fehden, die vorzüglich über die Puppe von Carl VI. die Indische Compagnie zu Ostende, über welche alle andere Handelsstaaten ein Geschrey erhoben, als gälte es ihr höchstes Interesse, beigelegt; mit Einem Worte, hier sollte das Übel ganz mit der Wurzel ausgerottet werden. Allein wo bestätigt wohl die Geschichte auffallender die Wahrheit, daß große Convente gewöhnlich vergeblich, oft höchst schädlich sind, wenn nicht große Männer sie leiten, die sich über kleinliche Leidenschaften zu erheben, und das Große für groß, so wie das Kleine für klein anzusehen und darnach zu behandeln wissen? Die Stimmen der

Vermittler verhalten unter dem lauten Gezänke über meist unbedeutende Gegenstände; die Leidenschaften wurden nicht gestillt, sondern erst aufgeregt; und der Convent hätte kaum ein anderes Ende nehmen können als er nahm, wenn nicht auch andere Zwischenvorfälle ihn aufgelöst hätten.

Es ist ein trauriges Schauspiel zu sehen, wie damals die Politik von fast ganz Europa durch die beschlossene aber vereitelte Heirath eines Kindes bestimmt ward; und wie wenig daran fehlte, daß kein allgemeiner Krieg wieder ausbrach. Eine Spanische Infantinn war bey der Annahme der Quadrupelallianz; (damals erst Ein Jahr alt), zur Gemahlinn von Ludwig XV. bestimmt, und nach Paris gesandt worden, wo sie erzogen ward. Der Herzog von Bourbon, der dirigirende Minister in Frankreich, hatte aber seine Gründe, weshalb er eine baldige Verheirathung des jungen Königs wünschte, die nach dem Alter der Infantinn noch kaum in zehn Jahren möglich gewesen wäre. Er suchte also eine schon erwachsene Gemahlinn für Ludwig, die er in der Tochter des gewesenen Königs von Pohlen, Stanislaus Leszcynsky fand; und die Spanische Infantinn ward zurück gesandt. Dieser Vorfall, der immer kränkend war, erzeugte jetzt den höchsten Grad der Erbitterung bey der ohnehin so stolzen Elisabeth, die sich zugleich als Mutter und Königin beleidigt fühlte \*). Allein bey der freundschaftli-

---

\*) Elisabeth von Parma war bekanntlich seit 1715 die zweyte Gemahlinn von König Philipp V., und die eigentliche Beherrscherinn Spaniens. Ihre erste Sorge war, ihre eigene Kinder auf Thronen zu setzen (da der von Spanien zuächst den Söhnen der ersten Ehe gebohrte), wodurch Spanien in mehr als Einen Krieg gestürzt ward. Die Aus-

den Verbindung zwischen Frankreich und England durfte man es um so weniger wagen mit Frankreich zu brechen, da durch den Congreß zu Cambray noch immer die völlige Ausöhnung mit Oesterreich nicht bewirkt war. Es war bey einer solchen Stimmung der Gemüther auch nicht zu erwarten, daß auf einem Congresse eine solche Vereinigung erreicht werden konnte; und daher faßte man in Spanien den raschen Entschluß, einen Versuch zu machen, sich mit Oesterreich unmittelbar zu sehen. Dieser Versuch war an und für sich nicht tadelnswerth; er konnte kaum mißlingen, da man über die Hauptpunkte, die wechselseitigen Verzichtleistungen, längst in der Stille einverstanden war, und bey den übrigen keine Collision von Interesse Staat fand; allein nur fehlte man darin, daß man weder in der Wahl des Vermittlers, noch in der ganzen Art zu verfahren, vorsichtig genug war. Nie wäre es, als man durch den Wiener Tractat, vom 30. April 1725 und den gleich darauf folgenden Handelstractat sich mit Oesterreich wirklich verglich, nöthiger gewesen, durch eine vorsichtige und schonende Politik die Besorgnisse zu besänftigen, die bey den auswärtigen Mächten durch diese unverhoffte Entwickelung des politischen Gewebes entstehen mußten. Allein das Geschäft der Vermittelung ward einem der eitelsten und prahlhaftesten Menschen übertragen, dem *Duca de Ripperda* \*), der, von seinem unverhofften Glücke berauscht, sich so wenig dario zu finden wußte, daß er sehr bald seinen eigenen Sturz da-

---

sicht, ihre Tochter auf dem Französischen Thron zu sehen, war ein Haupttheil ihres Plans, der jetzt vereitelt ward.

\*) Eigentlich ein geborner Holländer, den Alberoni als Fabrikant nach Spanien gezogen hatte. Nach seinem Falle irrte er als Abenteurer in der Turkey umher.

durch herbey führte. Das unkluge Betragen dieses Mannes, der sich jetzt für den ersten Staatsmann in Europa ansah, seine Großthueren, und das beleidigende Benehmen gegen die Gesandten der fremden Mächte, mußte Spanien in eine Crisis stürzen, deren Ausgang weit eher kriegerisch als friedlich seyn zu müssen schien.

Diese Auslöschung zwischen Spanien und Oesterreich weckte die ganze politische Thätigkeit von Georg I. Sie enthielt eigentlich zunächst nur das, was England immer betrieben hatte, nämlich die gänzliche Wollendung des Utrechter Friedens, und eine Defensivallianz. Allein man glaubte weit mehr darin zu sehen, als wirklich darin war. Man wollte von geheimen Bedingungen wissen, die vorzüglich gegen England gerichtet seyn sollten, um nicht nur Spanien (Gibraltar \*), und Carl dem VI. die Sicherung seiner Ostindischen Compagnie zu verschaffen, sondern selbst den Prätexten auf den Britischen Thron zu setzen; — denn in welcher der damaligen politischen Verhandlungen durfte dieses Gespenst fehlen? Der Erfolg hat gezeigt, daß man wirklich nur Gespenster sah; das Britische Cabinet hatte sich von der wahren Lage der Dinge nicht gründlich unterrichtet, man glaubte den Gerüchten und dem Hörensagen, allein die Folge davon schien höchst ernsthaft zu werden.

Die neue supponirte Offensiv - Allianz sollte durch eine Gegenallianz bekämpft werden, die Georg I. während seines Aufenthaltes in seinen Deutschen Staaten mit Frankreich und Preußen zu Herrenhausen schloß (3. Sept. 1725). Ja! diese politischen Erschütterungen erstreckten sich bis nach dem äußersten Norden. Es gelang Oesterreich, Ruß-

---

\*) Spanien machte allerdings Ansprüche auf Gibraltar. Carl VI. hatte aber nur seine Mediation zugesagt.

land und anfangs auch Schweden auf seine Seite zu ziehen, um auch hier ein Gegengewicht zu haben, gewannen die Herrenhäuser Allirten Dänemark, und auch Schweden trat bald, durch Subsidien, die man ihm versprach, auf ihre Seite über. Es war einmahl der Zeitraum der Bündnisse! Aber weit gefehlt, diese auf das wohlverstandene wechselseitige Interesse zu bauen, baute man sie auf Verhältnisse, die nothwendig vorübergehend seyn mußten. England trennte sich von Oesterreich, der Continentalmacht des südlichen Europas, mit der es allein durch ein bleibendes Interesse vereinigt seyn konnte. Es schloß sich an Frankreich und an Preußen an. Die Folgen davon konnten nicht ausbleiben; Friedrich Wilhelm I. trat gleich nachher mit Oesterreich in besondere Unterhandlungen, weil er seinen Privatvorteil, in Rücksicht der bald zu erwartenden Eröffnung der Herzogthümer Berg und Jülich darin sah, oder darin zu sehen glaubte, um diese Besitzungen sich zu verschaffen.

In der That schien aber ein weit verbreiteter Krieg die Folge des Herrenhäuser Bündnisses werden zu sollen. England rüstete drey Flotten aus, von denen die eine nach Westindien, die andere nach Gibraltar, und die dritte nach der Ostsee gesandt wurde. Die beyden ersten waren also gegen Spanien bestimmt, welches von seiner Seite dagegen bereits die Belagerung von Gibraltar anfang, die dritte zur Unterstützung von Dänemark und Schweden, wenn Rußland Bewegungen machen sollte. Allein alle diese Aussendungen von Geschwadern blieben ohne wichtigen Erfolg: weil ein guter Genius die Kriegesflamme noch anslöschte, da sie schon aufzulobern angefangen hatte.

Europa verdankte dieß am meisten dem Ministerialwechsel, der 1726 in Frankreich vorging. Der Cardinal Fleury wurde hier dirigirender Minister, als der Herzog

von Bourbon fiel, und brachte nicht weniger friedliche Gesinnungen in das Französische Ministerium, als Walpole sie in das Britische gebracht hatte. Die Unterhandlungen, vorzüglich geleitet von den Päpstlichen Nuntien, nahmen eine günstige Wendung, und ein Hauptstein des Anstoßes ward aus dem Wege geräumt, als Carl VI. einwilligte, seine Ostendische Handelscompagnie vorerst auf sieben Jahre zu suspendiren. Georg I. erlebte es noch so eben, daß zu Paris und Wien die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, die auch nach ehnigem Verzuge Spanien annahm, denen zu Folge England seine Flotten zurückrufen, Spanien aber die Blockade von Gibraltar aufheben sollte \*), welche durch den Tractat zu Pardo, (einem Schlosse bey Madrid) von beyden Mächten demnächst bestätigt wurden \*\*). Allein wenige Tage nach der Abschließung jener Präliminarien war Georg I. bereits am 22. Jun. 1727, während einer Reise in seine Deutschen Staaten, gestorben.

Die bisherige Auseinandersetzung wird hoffentlich hinreichen, ein allgemeines Urtheil über die Continentalpolitik Englands unter Georg I. zu fällen, und ihre Folgen sowohl auf das Staatensystem von Europa überhaupt, als auch für England insbesondere, genauer zu bestimmen.

Auf das Europäische Staatensystem überhaupt, hatte die Einmischung Englands unter Georg I. offenbar höchst wohlthätige Folgen. Die Erhaltung des Friedens war ihr Zweck, und der Friede ward erhalten oder wieder hergestellt. In welchem langwierigen und blutigen Kriege hätte nach aller Wahrscheinlichkeit die Ausführung

---

\*) d. 13. Juny 1727.

\*\*\*) 6. März 1728.

der Projecte Alberonis führen müssen, hätte England nicht Frieden gebothen, und durch die Quadrupelallianz ihn erhalten, die se in Werk war! Die Ausführung jener Projecte, in so fern sie sich auf die Wiedereroberung der verlorenen Nebenländer bezogen, wäre so wenig für Europa, als wahrscheinlich für Spanien selbst ein Glück gewesen, das so theuere Erfahrungen wiederholt gemacht hatte, was entfernte Nebenländer kosten. Der Krieg im Norden ward durch Englands Vermittelung geendigt, und wenn es gleich für England unmöglich war, hier ein Gleichgewicht wieder herzustellen, so ward doch wenigstens Schweden durch dasselbe in der Reihe der selbstständigen Staaten erhalten, aus der es, ohne Hülfe, wahrscheinlich verschwunden wäre.

England selbst gewann durch seine Continentalverhältnisse zwar keine neue Besitzungen, (wiewohl ich glaube gezeigt zu haben, daß die Acquisition von Bremen und Werden auch für England ein hoher Gewinn war), allein es erndtete Früchte anderer Art, von nicht geringerem Werthe.

Ich rechne dahin zunächst: die Befestigung des Hauses Hannover auf dem Britischen Thron. Die Nation hat dieses zu laut und allgemein als das größte ihr wiederfahrne Glück betrachtet, als daß es eines Beweises bedürfte; die Frage kann nur seyn, ob dieses eine Folge der Continentalverhältnisse war? Man könnte vielleicht da gegen einwenden, daß gerade die Versuche, den Prätendenten wieder auf den Thron zu erheben, durch die Einmischung Englands in die Angelegenheiten des Continents veranlaßt worden seyn. Allein so lange die Stuarts mächtige Freunde im Auslande hatten, oder haben konnten, bedurfte nicht auch das neueregierende Haus ihrer? Der Thron dieses Hauses stand noch keines Weges so sicher, daß man nicht jede Stütze hätte nützen müssen, die sich für in darboth. Ganz eigentlich aber ist es das lange gute Vernehmen mit Frankreich,



welches am meisten dazu bestrug. Frankreich war die erste, vielleicht die einzige Macht, die durch die Unterstützung des Prätendenten dem neuen Hause große Gefahr hätte bringen können. Gewiß ein Glück, welches nicht ungenutzt bleiben durfte, das diesem Hause erlaubte, durch diese Verbindung seinem Interesse gemäß zu handeln, ohne dem Interesse der Nation zu schaden!

Ferner: Durch jene lebendige Theilnahme erhielt sich England die hohe Achtung in dem Europäischen Staatensystem, welche es unter Wilhelm und Anna sich erworben hatte. Man muß sehr kurzfristig seyn, um es nicht zu begreifen, von welcher Wichtigkeit die Opinion von einem Staate in einem solchen Systeme sey, wie das Europäische ist. Von ihr hängt das Betragen der andern, gerade so wie im Privatleben unter Individuen, ab. Selbst gesunkene Staaten haben daran öfters auf geraume Zeit ihre Stütze gefunden, wie Venedig und die Pforte, aber auch ein Staat, der erst im Steigen ist, darf gegen sie nicht gleichgültig seyn. Wenn auch durch diese Opinion gar kein positiver Gewinn erhalten würde, so ist doch schon der negative unschätzbar, daß nichts von Wichtigkeit ohne Vorwissen eines solchen Staats, und also nichts leicht gegen ihn und seine Interesse, unternommen wird. Es gibt für diese Wahrheit keinen besseren Commentar, als die Vergleichung Englands und der Republik der vereinigten Niederlande in den Zeiten, von denen hier die Rede ist, und noch die Rede seyn wird. Dieser letzte Freystaat machte es seit dem Utrechter Frieden zu dem Hauptgrundsatz seiner Politik, sich möglichst von allen fremden Händeln entfernt zu halten, oder nur halb gezwungen daran Theil zu nehmen. Auch er stand noch eine Zeitlang in der Opinion in der Reihe der Staaten vom ersten Range. Allein nach und nach fing er an darin zu sinken, und die Erfahrung hat gezeigt, wohin dieß fuhrte!

Endlich war die Fortdauer des Friedens auch für England eine Frucht seiner Continentalpolitik, und zwar keine der geringsten. Sie sicherte ihm nicht nur den ruhigen Genuß der Vortheile des Spanischen Handels, sondern auch den vom Verkehr mit seinen Colonien, die eben damals anfangen in Nordamerika und Westindien recht empor zu blühen, besonders seit dem die, mit jedem Jahre steigende, Consumtion der Westindischen Producte, besonders des Kaffees anfang, diesen einen Werth zu geben, den Niemand vormahls hätte ahnen können. Es waren noch nicht die Zeiten wie die jetzigen, wo England mächtig genug war, auch während des Kriegs seinen Handel ohne große Störung fortzuführen!

Wenn aber dieß Alles die Zweckmäßigkeit der Britischen Continentalpolitik unter George I. im Ganzen beweiset, so soll es schlechterdings keine Vertheidigung jeder einzelnen Maßregel seyn, welche in Rücksicht derselben ergriffen wurde. Es ist, besonders in den letzten sechs Jahren dieses Königs, nicht zu läugnen, daß die Einmischung des Britischen Cabinetts in die Angelegenheiten des festen Landes den Charakter einer übertriebenen Beschäftigkeit annahm, ohne dabey die Festigkeit zu behaupten, welche die unerläßliche Bedingung dauerhafter Verbindungen ist. Es ist nicht zu läugnen, daß man zuweilen übereilte Maßregeln ergriff, wie besonders diejenigen, welche durch das Herrnhäuser Bündniß veranlaßt wurden, die, ohne einen Zusammenfluß glücklicher Umstände, die nicht in der Macht von England standen, wahrscheinlich nachtheilige Folgen gehabt hätten. Vielleicht muß man auch schon von hier an den Wahn datiren, durch seine Flotten mehr ausrichten zu können, als die Natur der Dinge es zuläßt; so wie auch die Meinung, durch Subsidien die man ertheilte, viel zu

gewinnen, wenigstens unterhalten ward, wenn sie auch damals noch nicht sehr große Folgen hatte.

Man erwartete bey dem Tode des Königs große Veränderungen in dem Ministerium. Allein diese erfolgten nicht; Walpole, unterstützt durch den Credit der Königin Caroline, blieb dirigirender Minister. Man wird also schon im voraus es nicht anders erwarten können, als daß der Geist der Britischen Continentalpolitik in den ersten Jahren der Regierung Georgs II. sich ziemlich gleich blieb. Wenn aber auch keine schnelle Veränderung erfolgte, so führte doch der Wechsel der Verhältnisse auf dem festen Lande auch einen Wechsel der Verhältnisse für England herbey, der nicht unmerkelt bleiben darf.

Als Georg II. den Thron bestieg, dauerten die guten Verhältnisse zwischen England und Frankreich noch in ihrer ganzen Stärke fort. Die Charaktere der beyden dirigirenden Minister, von Fleury und Walpole, paßten zu sehr für einander, als daß eine Veränderung hier leicht eintreten konnte. Beyde wollten die Erhaltung des Friedens, und ihre Verbindung ward durch den Bruder des Britischen Ministers, Horatio Walpole, als Gesandten in Paris, noch mehr befestigt. Preußen, der andere Herrnhäuser Verbündete, war schon, wie oben bemerkt, in Separatunterhandlungen mit Oesterreich hineingegangen; die Republik der Vereinigten Niederlande stand mit England und Frankreich in dem freundschaftlichsten Vernehmen; noch gewohnt, sie an den großen Verbündungen in Europa Theil nehmen zu sehen, supponirte man auch jetzt ihren Beytritt zu jeder Verbindung; während sie selbst, indem sie die Erhaltung des Friedens zum Zweck machte, nicht glaubte vorsichtig genug dabey verfahren zu können. Von den Verbündeten, Spanien und Oesterreich, war man mit dem ersten in Unterhandlungen begriffen: die, ob sie gleich anfangs

durch den Tod des Königs eine ungünstige Wendung zu nehmen schienen, doch bald durch die Fortdauer der Administration von Walpole wieder in ihr altes Gleis gebracht, und durch den Tractat zu Madrid glücklich beendigt wurden. Auch mit Oesterreich schien jetzt, seit der Suspension der Ostendischen Compagnie, der Faden der Freundschaft wieder angeknüpft werden zu können; aber bald wurde dieses durch neue Zwischenfälle verhindert, oder doch aufgeschoben.

Das Brittische Cabinet legte damals sichtbar einen viel höheren Werth auf die Freundschaft Spaniens als Oesterreichs. Die temporären Vortheile durch den sichern Besitz Gibraltars und Minorcas, der einträgliche Handel nach Spanien selbst und vor allen nach seinen Amerikanischen Besitzungen, wie er durch die Verträge stipulirt war, schien ihm zu wichtig. Allein diese Freundschaft konnte nicht wohl erhalten werden, ohne in die eigennützigen Pläne der Königin von Spanien, zur Versorgung ihrer Kinder, hineinzugehen; und dadurch sich der Gefahr einer Beleidigung Oesterreichs auszusetzen. Indes der Gewinn, der eine Trennung der beiden Mächte, Oesterreichs und Spaniens, für England mit sich zu führen schien, überwog diese Bedenklichkeit. Durch die Bedingungen der Quadrupelallianz war der Königin von Spanien für ihren älteren Sohn Don Carlos, Toscana nebst Parma und Piacenza, nach ihrer bevorstehenden Eröffnung, versprochen worden; bis wohin sie mit neutralen Truppen besetzt bleiben sollten. Allein besorgt, daß ihr möchten Hindernisse in den Weg gelegt werden, wollte sie sich derselben schon jetzt versichern, indem Spanische Truppen als Besatzung dahin verlegt wurden. England ging in diese Pläne hinein, und schloß, ob sie gleich jener Stipulation der Quadrupelallianz entgegen waren, ohne Zuzieden und Vorwissen Oesterreichs in Verbindung mit Frankreich einen Tractat mit Spanien zu Sevilla

1a ab \*), in welchem Spanien dieses nicht nur bewilligt ward, sondern England selbst sich auch anheißig machte, dazu beizutragen, daß Don Carlos mit 6000 Mann Spanischer Truppen nach jenen Provinzen geschickt wurde. Eine heftige Erbitterung Oesterreichs war davon die natürliche Folge.

Wie übel aber Oesterreich dieß auch empfand, wie laut es auch erklärte, daß es keine Spanische Truppen hier leiden würde; so gelang es Walpole dennoch, es zu besänftigen. Sein Plan war, zu versuchen zwischen zwey Klippen durchzusetzen; — und es gelang ihm. Nach dem die gefährlichste, der Bruch mit Spanien, vermieden war, kam es jetzt darauf an, auch die andere zu vermeiden. Allein Walpole kannte den Lalisman, durch den man den Unwillen Karls des sechsten beschwören konnte. Wer seine Successionsordnung zu Gunsten seiner Töchter, seine pragmatische Sanction anerkannte, konnte immer darauf rechnen, ihn für sich zu gewinnen; und selbst zu Aufopferungen zu bewegen. Für diesen Preis erhielt Walpole, indem er jetzt eben so in der Stille mit Oesterreich negociirte, wie kurz vorher mit Spanien, die förmliche Aufhebung der Ostendischen Compagnie für England; so wie das Versprechen der Investitur mit Toscana und Parma, nebst der Einwilligung, die Spanischen Truppen dahin zu senden, für Spanien; und der Wiener Vertrag vom 16. März 1731 ward geschlossen.

In jedem Continentsstaat hätte Walpole mit dieser Politik wahrscheinlich scheitern müssen. England war nun mit aller Welt Freund, ohne einen einzigen wahren Freund im politischen Sinne des Wortes zu besitzen. Die Freunde

\*) 9. Nov. 1729.

schaft Spaniens konnte nicht dauerhaft seyn, weil ein wachsender Keim der Zwietracht in den Handelsverhältnissen lag; die Freundschaft mit Frankreich erkaltete eben durch den Wiener Tractat, der ohne seine Theilnahme geschlossen war; wogegen *Fleury* das gute Vernehmen mit Spanien nicht nur wieder herstellte, sondern es auch immer mehr zu befestigen wußte. Die erneuerte Freundschaft mit Oesterreich bedurfte unter solchen Verhältnissen noch erst einer Feuerprobe, ehe man auf ihre Aechtheit zählen durfte. England hatte sich in ein Gewebe von Tractaten verstrickt, aus dem es kaum sich selbst heraus finden zu können schien. Es war, wenn es alle erfüllen wollte, kaum möglich, daß an irgend einem Ende von Europa ein Krieg entstehen konnte, in den es nicht verflochten wurde, ja in dem es nicht Mehreren zugleich Hülfe leisten mußte. Allein ein Inselstaat hat freylich hier große Vortheile vor jedem andern voraus. Er bleibt schon durch seine Lage auf jeden Fall vors Erste aus dem Gedränge; und wie viele Auswege lassen da, wo man Zeit hat, sich nicht finden, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne eben gerade zu seinen Versprechungen untreu zu werden! Es ist eine sichere Regel, daß ein Inselstaat bey seinen Verbindungen mit Continentalmächten immer weniger auf das Spiel setzt, als diese in den andern mit ihm. Wahrscheinlich waren es aber nicht solche Betrachtungen, die *Walpole* leiteten. Er war nicht der Mann, der seine Politik auf allgemeine Grundsätze barte, oder der sehr weite Blicke in die Ferne warf. Sein Ziel war die Erhaltung des Friedens. Es war ihm gleichgültig, durch welche Hindernisse sein Weg dahin zu kommen sich schlingen mußte, wenn es ihm nur gelang, eines nach dem andern glücklich zu vermeiden.

Die Wahrheit dieser Bemerkungen bestätigt sich auffallend durch die Begebenheiten, welche in den nächsten Jahren in Europa sich ereigneten. Der erledigte Pöhlische

Thron durch den Tod Königs August II. \*), stürzte den größten Theil des Continents von Europa in einen Krieg, woben die Besetzung des Pohnischen Throns bey den meisten nur ein Vorwand war. Carl VI. beging die Thorheit, für die Anerkennung seiner pragmatischen Sanction von Sachsen, für August III. Partey mit Rußland und Preußen zu nehmen, und gab dadurch den Bourbonischen Mächten die Waffen gegen sich in die Hände. Angegriffen von Frankreich, Spanien und Savoyen, sah sich Carl VI. binnen Einem Jahre aller seiner Italienischen Besitzungen beraubt, während die Ufer des Rheins zugleich der Schauplatz des Kriegs in Deutschland wurden.

Wer hätte nach so vielen verbergegangenen Unterhandlungen, und so vielen allenthalben angeknüpften Verbindungen erwarten sollen, daß England bey dieser Crise und dem Angriff seines neuesten Verbündeten sich hätte neutral halten sollen? Auch fehlte es nicht an Aufforderungen um Hülfe von Osterreichischer Seite; allein da der Tractat mit dieser Macht nur ein Defensivtractat war, so hielt es nicht schwer ihn zu umgehen. England, in Verbindung mit Holland, beschränkte sich also auf das was ihnen selbst am nächsten lag, die Neutralität der Osterreichischen Niederlande aufrecht zu halten \*\*); im übrigen aber Friedensvorschläge zu thun, die jedoch nicht angenommen wurden. Der Ausgang ist bekannt. Frankreich schloß die Wiener Präliminarien mit Osterreich ohne Englands Dazwischenkunft \*\*\*). Es acquirirte für sich — gegen das

---

\*) 1. Febr. 1733.

\*\*) Durch einen Tractat mit Frankreich im Haag 24. Nov. 1733.

\*\*\*) Am 3. Octob. 1735.

leere Versprechen der Anerkennung der Pragmatischen Sanc-  
tion — das Herzogthum Lothringen; und die Königin  
von Spanien begnügte sich endlich für ihren Sohn D.  
Carlos statt Parmas und Toscanas mit dem Königreiche  
Neapel und Sicilien; in der Hoffnung, bey der nächsten Ge-  
legenheit auch noch die übrigen Italienischen Länder für ihren  
zweyten Sohn nachzuholen.

Das Benehmen Walpols bey diesen Vorfällen war  
vielleicht den momentanen Vortheilen Englands am gemä-  
ßen, nur consequent war es nicht. Eben der Mini-  
ster, dessen ganze Thätigkeit fast schon in Bewegung gesetzt  
war, wenn nur irgend ein Zweig an dem Baume der Politi-  
k sich bewegte, sieht jetzt zu, daß der ganze Stamm er-  
schüttert wird, ohne etwas Wesentliches zu thun? Wie durf-  
te er noch hoffen, in der Folge einen treuen Verbündeten zu  
finden; — er, dem doch so viel an Verbindungen lag, —  
wenn er seinen neuesten und fast einzigen Allirten seiner  
wichtigsten Länder berauben sah, ohne ihm zu helfen? Wer  
auf dem Polnischen Throne sitzen blieb, mochte England  
freylich gleichgültig seyn; allein konnte es, — nach Allem  
was es bisher gethan hatte, — auch das Schicksal von Ita-  
lien, auch die Vergrößerung von Frankreich seyn? Ferne  
sey es, dadurch behaupten zu wollen, daß England bey je-  
den solchen Falle die Waffen ergreifen sollte. Der Wahn,  
hier entscheiden zu können, hat der Welt schon genug gekos-  
tet! Nur, ich wiederholte es, in Vergleich mit seiner bis-  
herigen Politik, — consequent war dieß Betragen nicht.  
Die Geschichte nimmt es sich nie heraus, zu bestimmen,  
was in einem gegebenen Falle geschehen seyn würde; al-  
lein die Vermuthung ist wenigstens nicht ohne Grund, daß  
eine kräftige Unterstützung, an Oesterreich damals er-  
theilt, vielleicht Europa den ganzen bald folgenden Succes-  
sionskrieg hatte ersparen können.



Indeß näherten sich die Zeiten, wo alle Bemühungen des Ministers zur Erhaltung des Friedens umsonst waren, weil die Nation die Wohlthaten der Ruhe nicht mehr ertragen konnte. England ward zugleich in zwey Kriege gestürzt. den Spanischen und den Osterreichischen Successionskrieg, die beyde zuletzt in Einen zusammen schmolzen. Sie wurden aber epochemachend für die Britische Continentalpolitik; und aus diesem Gesichtspuncte müssen sie hier betrachtet werden.

Der mit Spanien im Jahre 1739 ausgebrochene Krieg kann nur entfernt als eine Folge der Continentalverhältnisse angesehen werden; in so fern nämlich die in dem Utrechter Frieden gemachten Handelsbewilligungen durch den Assiento-Tractat den Grund dazu legten. Allein von einer andern Seite betrachtet, ist er dennoch immer sehr wichtig; als eine, aus der Entwicklung der Britischen Handelspolitik, in so fern diese für die auswärtigen Verhältnisse immer wichtiger ward, hervorgehende Erscheinung. Es war der erste Krieg den England unter dem Hause Hannover, ja man kann sagen den es überhaupt bloß wegen des Handels führte; und zwar, weil die Stimme der Nation ihn laut forderte. Und wenn gleich der Assiento-Tractat und einige andere Streitigkeiten, wie über das Fällen des Campeiche-Holzes u. a. die Veranlassung dazu gaben, so lag doch die Ursache eigentlich tiefer. Die Ausbreitung der Briten in Westindien, und der wachsende Verkehr ihrer dortigen Colonien, konnte mit den Ansprüchen, welche die Spanier noch immer auf das Eigenthumsrecht der dortigen Meere machten, unmöglich bestehen; und der Krieg war schon in seinem Ursprunge nicht bloß ein Krieg zur Beschützung des Schleichhandels, sondern der freyen Schifffahrt in den Westindischen Gewässern. Die streitige Frage konnte nicht seyn, und war es auch nicht, ob England nach den Spanischen Colonien sollte

Schleichhandel treiben dürfen; sondern sie wurde gleich Anfangs die: ob Britische Schiffe in Westindien im offenen Meere der Spanischen Visitation unterworfen seyn sollten, oder nicht? Die Spanier übten bisher dieß Vorrecht aus, daß sie als eine Folge ihrer Herrschaft, und als das einzige Mittel betrachteten, dem Schleichhandel Schranken zu setzen. Die Engländer dagegen wollten jener Visitation sich nicht unterwerfen. Von dieser Seite angesehen, wird die Wichtigkeit dieses Krieges für die Folge keines weiteren Beweises bedürfen.

Das ganze und das aufrichtige Bestreben des Ministers ging indeß dahin, den Krieg zu vermeiden, wenn es, ohne dem Interesse der Nation zu nahe zu treten, möglich war. Er ließ sich daher in Unterhandlungen ein; und da er wohl wußte, daß die Forderung die Visitation der Schiffe betreffend, nimmer mehr von Spanien ausdrücklich und gerade zu würde aufgegeben werden, so suchte er sie, so viel wie möglich, zu umgehen; und so gelang es ihm, am 15. Jan. 1739 einen Tractat mit Spanien zu Stande zu bringen, der zu Madrid unterzeichnet ward. Allein er enthielt nur einige Präliminarien, indem die weitere Ausgleichung über die ganze künftige Sicherheit der Britischen Schifffahrt in Westindien auf die Untersuchung von beyderseits zu ernennenden Commissarien verwiesen ward. Wie viele Klugheit auch immer der Minister in dieser Unterhandlung bewiesen hatte, so scheiterte doch nun sein ganzer Plan. Die Gegenpartie siegte, und er sah sich genöthigt, Spanien den Krieg zu erklären. — Ob es aber nicht besser gewesen wäre, dieß lieber durch einen Andern thun zu lassen, und seine Dimission da mahl s zu nehmen, als nach einem vergeblichen Kampfe sich von seinen Gegnern verdrängen zu lassen?

Der Schauplatz dieses Krieges wurde, wie es sich erwarten ließ, Westindien. Es war das erste Mahl, daß Brito

tiſche Kriegſflotten nach jenen Weltgegenden ſegelten; wo man ſonſt nur einzelne Schiffe, oder höchſtens kleine Geſchwader geſehen hatte. Die immer ſteigende Wichtigkeit der Colonien, in Verbindung mit der Handeſeiſerſucht, erzeugten ſeit dem die Folge, daß die Europäiſchen Mächte ſich auch in ihren Colonien bekriegten.

Aber dieſer Krieg blieb bald nicht der einzige. Das Jahr 1740, in dem Maria Theresia und Friedrich II. den Thron beſtiegen, ward Epochenmachend in der allgemeinen Geſchichte von Europa; aber auch Epochenmachend in der Geſchichte der Brittiſchen Continentalverhältniſſe. Es iſt gezeigt, wie dieſe ſeit drittehalb Decennien ſchwankten; es iſt gezeigt, daß, wenn man auch in gewiſſen Zeitpunten größere Feſtigkeit des Brittiſchen Miniſterii hätte erwarten dürfen, doch die Hauptſache in der ſchwankenden Politik der Continentalmächte ſelbſt, und ihrer Verhältniſſe gegen einander lag. Allein der Öſterreichiſche Succesſionskrieg, der auf Anſtiften Frankreichs ausbrach, und keinen geringern Zweck hatte, als die Öſterreichiſche Monarchie, ſo viel immer möglich, zu zerſtückeln, veranlaßte ein gemeinſchaftliches Intereſſe der Mächte, die ſich zu dieſem Ende mit Frankreich verbanden, Spaniens, Sardinien, Baierns, und, wenn gleich nur auf einige Zeit, und zu beſtimmten Zwecken, auch Preußens. Die alte Feindſchaft zwiſchen Öſterreich und Frankreich lebte alſo in ihrer ganzen Stärke wieder auf; und wenn der Zweck, den man beabſichtigte, erreicht ward, ſo herrſchte Frankreich auf dem Continente von Europa ohne Nebenbuhler.

Daß die Zerſtückelung der Öſterreichiſchen Monarchie in doppelter Rückſicht für England ein Unglück ſeyn würde, ſowohl weil ihm das Schickſal der Öſterreichiſchen Niederlande, als das Gleichgewicht der Continentalmächte nicht gleichgültig ſeyn konnte, darüber war man in England einver-

standen. Ohne dem hatte England nicht nur die pragmatische Sanction im allgemeinen garantirt, sondern war noch besondere Verbindlichkeiten, zur Stellung von 12,000 Mann Hülfsstruppen, gegen Oesterreich eingegangen \*). Die Ehre und das Interesse von England schienen also einen thätigen Beystand zur Pflicht zu machen, um Oesterreich zu retten. Aber wie dieser zweckmäßig gegeben werden konnte, — dieß war eine andere Frage.

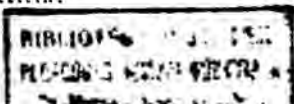
Die Verhältnisse Oesterreichs, und die Continentalverhältnisse überhaupt, hatten sich seit der Selangung Georgs I. zum Britischen Thron durch das Steigen der Preussischen Macht, die jetzt in militärischer Rücksicht als eine der ersten sich bereits zeigte, wesentlich verändert. England selbst hatte mit Preußen wenig Berührungspuncte; allein es konnte England nicht gleichgültig sehn, wenn Preußen sich an dessen Feinde angeschlossen; und so lange außer dem das Interesse Hannovers noch nicht gänzlich von dem von England getrennt betrachtet ward, gab es hier einen Berührungspunct von großer Wichtigkeit. Die Herrenhauser Allianz schien auch dazu den Grund gelegt zu haben. Allein schon das Zurücktreten Preußens von derselben, und noch mehr eine persönliche Abneigung, die ungeachtet ihrer nahen Verwandtschaft unglücklicherweise zwischen Georg II. und Friedrich Wilhelm I. herrschte, hatte diese Aussichten vereitelt; und selbst alle Versuche zu einem freundschaftlichen Verhältniß vergeblich gemacht. Dennoch verlor das Britische Cabinet diese Maßregel nicht aus dem Auge; und noch in den nächsten Jahren vor dem Tode Karls VI. war es das Lieblingsproject von Walpole,

---

\* In dem Tractate von 1751.

eine große Allianz mit Oesterreich, Rußland und Preußen zu Stande zu bringen, die den Bourbonischen Höfen das Gleichgewicht halten sollte. Wie aber dieses vergeblich war, und der Oesterreichische Successionskrieg ausbrach, so hoffte man dennoch anfangs diese Idee zum Theile zu realisiren, indem man einen Separatfrieden zwischen Oesterreich und Preußen bewirkte, der ein Schutzbündniß zwischen beyden zur Folge haben sollte. Allein Maria Theresia, die nichts aufopfern wollte, stieß diese Ausöhnung von sich, bewogen am meisten durch die schwindlichen Hoffnungen die man ihr ungeschickter Weise in London erregte \*). Bloß von der politischen Seite betrachtet, wäre Walpole's Plan ein vorzüglicher Plan gewesen; allein die Minister vergaßen zu oft, daß politische Pläne auch psychologisch ausführbar seyn müssen, so lange noch Leidenschaften zu den politischen Triebfedern gehören. Wie wäre es möglich gewesen, eine feste Vereinigung zwischen zwey Mächten zu bewirken, deren Grundlage die erzwungene Abtretung von nicht unbeträchtlichen Provinzen der einen an die andere seyn sollte?

\*) Die zuverlässigsten und befriedigendsten Aufschlüsse über alle damalige diplomatische Verhältnisse und Verhandlungen des Brittischen Cabinetts, alles gezogen aus Actenstücken und mit ihnen belegt, haben wir erst erhalten, seit dem die beyden Werke von W. Coxe erschienen sind: *Memoirs of Robert Walpole* 1798. III. Vol. und *Mémoires of Horace Walpole* 1760 1802. Ich beziehe mich hier besonders auf das letztere S. 211. 224 f. Welche kostbare Materialien jeder Art, historische und psychologische, liefern diese Werke dem künftigen Geschichtschreiber Großbritanniens unter dem Hause Hannover nicht! Erst durch sie ist eine solche Geschichte für die ganze Periode der beyden Walpole möglich geworden!



Es blieb also England nichts übrig, als entweder Österreich seinem Schicksale zu überlassen; oder ihn selbst zu helfen. Es wählte dieß letztere; trotz des wenig glücklichen Spanischen Krieges; weil die Stimme der Nation zu laut es forderte. Allein Walpole verläugnete, so lange er das Ruder noch führte, seine alte Politik nicht! er wollte helfen, ohne sich in den Krieg zu verwickeln; er gab Subsidien, und nahm Deutsche Truppen in Sold.

Diese beyden Erscheinungen, Subsidien und Mietztruppen, charakterisiren vorzüglich die Britische Continentalpolitik von diesem Zeitpunkte an. Sie verdienen es daher, daß wir sie beyde nach ihrer Natur, und nach ihren Wirkungen etwas genauer betrachten; und zwar um so mehr, je schiefser und einseitiger beyde, besonders in den neuesten Zeiten, oft beurtheilt worden sind.

Die Ertheilung von Subsidien an fremde Mächte, war, wie bereits in dem ersten Theile gezeigt ist, nicht erst durch die Könige aus dem Hause Hannover eingeführt, sondern schon unter Wilhelm III., besonders aber im Spanischen Successionskriege unter Anna, Sitte geworden. Sie war im Ganzen genommen eine Folge der ungleichen Vertheilung des Reichthums in den Ländern, die das so enge verschlungene Staatensystem Europa's bildeten; und mußte daher auch immer mehr um sich greifen, je mehr diese Ungleichheit zunahm. Da die westlichen Länder dieses Welttheils den großen Welthandel durch die Vortheile ihrer Lage an sich rissen, so häuften sich hier die Reichthümer an barem Gelde, und sie waren es daher auch, die Subsidien geben konnten, deren die andern bedurften. Nicht England allein, auch Frankreich und Holland befolgten dieß System; allerdings aber mußte England nach seiner Lage und seinen Verhältnissen am häufigsten in diesen Fall kommen.

Die Ertheilung von Subsidien kann so wohl für den Staat, der sie gibt, als den der sie nimmt, ein großer Gewinn, aber auch ein großes Übel werden, das selbst auf das allgemeine Staatensystem zurück wirken kann; je nachdem eine gesunde Politik, nicht aber gehässige Leidenschaften, und bloßer politischer Eigensinn, sie leiten. Selbstständigkeit und Sicherheit sind mehr werth als Geld; und wenn man beyde für sich und seine Verbündete durch Geld erkaufen oder erhalten kann, so ist dieses gewiß nicht umsonst angewendet. In einem System von so verschiedenen Bestandtheilen als das Europäische Staatensystem, läßt ohne wechselseitigen Bestand unmöglich jenes System des Gleichgewichts sich erhalten, welches die einzige Bürgschaft für die Fortdauer des Ganges geben kann. Es ist aber aus den eben gemachten Bemerkungen klar, daß es hier unvermeidlich Staaten geben mußte, denen mit Geldhülfe mehr wie mit Truppen gedient war, so bald es ihnen selbst mehr an Geld als an Menschen fehlte. Das Ertheilen von Subsidien der reichern Staaten, die selbst dafür Menschen sparten, die sie sonst hätten aufopfern müssen, war also unter diesen Umständen eine fast nothwendige Bedingung zu der Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts. — Auf der andern Seite ist es aber unlöugbar, daß ein solches Mittel äußerst gemißbraucht werden konnte, so bald entweder blinde Leidenschaft, um ihren Haß zu stillen, es anwandte; oder gar jene scheußliche Politik, die in der Verlängerung der Kriege Anderer ihren Vortheil sieht, und selbst beträchtliche Aufopferungen nicht scheut, um ihren Zweck zu erreichen, sich dessen bediente. Die Maximen, welche eine vernünftige Staatskunst bey der Ertheilung von Subsidien beobachten wird, sind, so viel ich weiß, noch nirgends auseinandergesetzt. Vielleicht lassen sich dieselben am richtigsten aus dem Begriffe selbst entwickeln. Subsidien sind Hülfsleistungen an Gelde, die einer andern

Macht gegeben werden, zunächst damit sie ihr eigenes Interesse verteidigen kann, welches mittelbarer Weise auch das Unserige ist. Hierin scheint die Hauptbestimmung zu liegen; welche sogleich verändert wird, so bald die Verteidigung unser eigenem Interesse unmittelbar der Zweck wird. Nur in dem ersten Falle läßt sich vernünftiger Weise sicherer Gewinn davon erwarten; und eine durchgeführte Geschichte der Subsidien würde wahrscheinlich zu dem Resultate führen, daß große Staatsmänner nicht sich von jener Grundmaxime entfernt haben; und diejenigen, die sie verletzten, es mit ihrem eigenen Schaben thaten. Im einzelnen Falle u. a. g. die Bestimmung allerdings zuweilen ihre Schwierigkeit haben, wessen Interesse praevalire; ob das des Gebers oder Empfängers? Nie konnte dieses aber wohl weniger zweifelhaft seyn, als bey den damals von England an Oesterreich ertheilten Subsidien; und selbst die Feinde Englands wagten es nicht, ihm darüber Vorwürfe zu machen.

Das in Sold nehmen fremder Truppen, um seine eigenen Kriege zu führen, ist ein mit jenem verwandtes Hülfsmittel. Diese Erscheinung gehet schon, wie die Geschichte lehret, aus der Natur großer See- und Handelsstaaten hervor; wo weder eine Menschenmenge sich findet, die man ohne den Gewerben zu großen Eintrag zu thun, zu Kriegsdiensten brauchen könnte; noch auch der Landdienst gewöhnlich so ehrenvoll ist, wie bey eigentlichen Landmächten \*). Allein bey England kam noch eine besondere Ursache hinzu, die unvermeidlich dahin führen mußte, zu jenem Mittel seine Zuflucht zu nehmen; nämlich das, auf der Furcht

---

\*) Ich habe dieses bereits ausführlich bey einem alten Volke, den Carthagern, gezeigt. Ideen über die Politik. B. II. S. 211 der neuern Ausgabe.



vor dem Untergange der Nationalfreiheit gegründete, Widerstreben der Nation gegen den Zuwachs der stehenden Armee. Man braucht nur einige Kenntniß der Parlamentsgeschichte des verfloßenen Jahrhunderts, bis auf das letzte Viertel desselben, zu besitzen, um zu wissen, wie fast bey jeder Gelegenheit dieser Gegenstand auch der Zankapfel der Opposition und der Ministerialpartie wurde. Wenn dieses Mißtrauen nicht ganz ohne Ursache war, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß man es übertrieb, und daß es von sehr nachtheiligen Folgen seyn konnte. Während die übrigen Staaten Europa's ihre stehende Kriegsmacht fast mit jedem Jahre vermehrten, konnte selbst ein Inselstaat darin nicht ganz zurück bleiben, der nicht nur ein thätiges Mitglied des allgemeinen Staatensystems von Europa war, sondern auch mit Einfällen von außen, und nicht vergeblich, bedroht ward. Aus diesen Bedürfnissen und Hindernissen ging also das System sich, so viel man konnte, durch fremde Truppen, die man in Sold nahm, zu helfen, von selbst hervor. Auch dieses konnte seine guten und üblen Folgen haben, je nachdem man mit Mäßigung dabey verfuhr, oder es mißbrauchte und übertrieb. England konnte sich dadurch Menschen ersparen; auf der andern Seite aber konnte es auch ein höchst schädliches Mittel werden, wenn es das Vertrauen auf eigene Kräfte, wenn es den kriegerischen Muth der Nation schwächte. Der Nachtheil schien am meisten auf der Seite derjenigen zu seyn, die für Geld ihre Truppen stellten. Allein erstens, — und dieß ist ein sehr wichtiger Umstand, — wurden nach dem damaligen Völkerrechte diejenigen, welche Truppen in Sold gaben, deßhalb nicht als Feinde von denen betrachtet, gegen welche diese Truppen dienten; und wenn man aus keinem zu beschränkten Gesichtspuncte die Sache ansieht, so ist es gar nicht schwer zu zeigen, wie einseitig die Declamationen derjenigen waren, welche nur von einem

Menschenmarkte sprachen, wo Sklaven feil seyen. Gott verhüte! daß durch diese Äußerung das Überlassen eigener Truppen in fremden Sold als eine allgemein vortreffliche Staatsmaxime empfohlen werden sollte. Aber wenn Länder, die unter einer schweren Schuldenlast seufzten, durch dieses Mittel nicht nur davon befreit wurden, sondern den öffentlichen Wohlstand gründeten, — und wer weiß nicht, daß es solche gibt? — darf man dann nicht mit Recht sagen, daß die Truppen, die in fremden Dienst gingen, ihrem Vaterlande mehr nützten, als sie auf dem Schlachtfelde für die eigene Sache hätten thun können? Auch hier sind es die Verhältnisse, unter denen die Sache geschieht, und die Zwecke, welche dadurch erreicht werden konnten, und wirklich erreicht wurden, welche den wahren Maßstab der Billigung oder Mißbilligung geben. — Wie oft traf es sich nicht außer dem, — wie fast bey allen Continentalkriegen, — daß die Länder, die Truppen in Sold gaben, selbst bey dem Kriege interessiert waren? Welcher Gewinn in einem solchen Falle, nicht nur die Kosten des Krieges von sich zu wälzen, den sie doch hätten mit führen müssen; sondern auch dazu beyzutragen, ihn von ihren Gränzen entfernt zu halten; wofür kleine und schwache Staaten nie leicht zu viel opfern können.

England hatte schon vor dem Ausbruche des Krieges mit Hessen und Dänemark Tractate über Hülfstruppen geschlossen. Wie aber, als Carteret (1742) an die Stelle von Walpole gekommen war, die thätige Theilnahme an dem Landkriege beschlossen ward, und auch Dänemark seinen Tractat wieder aufhob, wurde das Hannoversche Corps von 16000 Mann in Britischen Sold genommen. Wie viel es zu dem glücklichen Erfolge beytrug, ist bekannt. Nie haben aber die Maßregeln der Regierung, in der ganzen Periode des Hauses Hannover, einen heftigern Widerspruch veran-

laßt, als damahls, wo der ruhige Beobachter es gewiß am wenigsten hätte erwarten sollen. Nie wurden die alten Vorwürfe von dem Hannöverschen Interesse lauter und indecenter wiederholt als in jenem Zeitpuncte.

Es ist umsonst, wenn man glaubt bey irgend einem Britischen Schriftsteller, (so weit ich sie kenne), eine ruhige und unparteyische Untersuchung dieses Gegenstandes zu finden. Die Grundsätze von denen sie ausgehen, machen dieses unmöglich. Sie sehen nur England, und nicht etwa bloß die Zurücksetzung desselben, (wovon sie selbst keinen gegründeten Beweis anführen können), sondern schon das Bestreben das Interesse Englands und Hannovers zu vereinigen, ist in ihren Augen ein Vergehen. Aber, fragt natürlich der unparteyische Forscher, hatten denn ihre Könige aufgehört Churfürsten von Hannover zu seyn? Hatte England dieß etwa von ihnen gefordert? Hatten sie als solche keine Pflichten gegen ihre Deutschen Unterthanen? Waren sie diesen keinen Schutz schuldig, so weit als Negotiationen und Continentalverbindungen diesen geben konnten? Es ist unglaublich, wie weit die Ansprüche in dieser Rücksicht in England getrieben, und in welchem Tone sie gemacht sind. Man muß die damahligen Parlamentsreden, besonders im Oberhause, gelesen haben \*), um sich von diesen wüthenden

---

\*) In den Jahren 1742 und 1743 unter den Ministerio von Carteret. Die Verabschiedung des Hannöverschen Corps aus Britischem Solde, ist der beständige Tummelplatz der Redner. Dieses Corps machte damahls fast die Hälfte der Allirten Armee aus; und die Folgen seiner Entfernung ließen sich also leicht berechnen. Ich zweifle ob die ganze Geschichte ein ähnliches Beispiel von dem Siege der Leidenschaft über die gesunde Vernunft, bey Leuten die sich Staatsmänner nannten, aufzuzeigen hat!

Diatriben, voll der Ausbrüche des plumpest Nationalstolzes, und der größten Beleidigungen gegen ein Volk, das mit ihnen in so manchen Verbindungen stand, einen Begriff zu machen. Die Zeit selbst hat jene Fabeln von den Entwürfen zu der Vergrößerung des Churfürstenthums wohl nur mehr als zu viel widerlegt, die bey dem geringsten Schritte, der zum Vortheile Hannovers geschah, oder auch nur vermuthet ward, wieder aufgewärmt wurden.

Alein um jene Vorwürfe richtig zu würdigen, muß man die wahre Quelle derselben kennen. Sie flossen viel weniger aus der Überzeugung, als aus dem Factionsggeist. Es war das Geschrey der Opposition, der es damals gelang, als sie Walpolen stürzte, die Stimme des großen Haufens für sich zu gewinnen. Wo konnte diese leichter einen Stoff für ihre Reden finden, als hier, wo es nie fehlen konnte, so bald man von bloß egoistischen Grundsätzen ausging? Es kann nicht der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes seyn, jenen Gegenstand im Detail durchzuführen, Leser, die nicht vertraut mit der Geschichte jener Zeit sind, würden sonst mit Verwunderung sehen, bis zu welchem Grade von Verblendung und von Thorheit Factionswuth führen kann!

Die Britische Geschichte des 18ten Jahrhunderts ist so reich, und vielleicht reicher als irgend eine andere, an Beyspielen von großen Tugenden und großen Thaten, aber sie hat eine Seite, auf welche der Mann von richtigem Gefühle meist nur mit Widerwillen blicken kann, die Geschichte der Opposition. Es ist nicht die Opposition selbst, — ohne welche keine politische Freyheit Statt finden kann, — es ist selbst auch nicht das Ausbrausen des Parteigeistes, das in gewissen Zeitpuncten davon unzertrennlich ist, welche ich table. Auch jener Eckel, der aus dem ewig wiederholten Geschrey, selbst oft bey geringfügigen Gelegenheiten, über das bevorstehende Verderben des Staats, —

das nie erfolgte, — entspringt, mag sich überwinden lassen. Aber es ist jener traurige, so oft wiederkehrende, Anblick zu sehen, wie Männer selbst von großem Kopf und großem Charakter, ihren Egoismus Vaterlandsliebe nennend, gegen ihre bessere Überzeugung sprechen, wie sie jede Maßregel des Ministers, weil sie seine Maßregel ist, tadeln, wie es ihnen bey dem Allen sichtbar, nicht um das Beste des Staats zu thun ist, sondern nur sich Platz zu machen. Das Betragen des Mannes, den England noch immer mit Recht als den ersten seiner Staatsmänner betrachtet, des großen Pitt, als er in der Opposition gegen Walpole war, ein Betragen worauf er nachmahls selbst nur mit Mißbilligung zurücksah, — mag hier allein als Beispiel angeführt werden! Der wahre Charakter der Opposition soll der seyn, daß sie eine beständige Censur der Minister ist. Aber eine Censur die nur tadelst, und immer tadelst, verliert ihre Kraft, und erreicht ihren Zweck nicht. In diesem verkehrten Geist der Opposition liegt ein Hauptgrund von der immer wachsenden Übermacht der Regierung. Die Opposition hat in England öfters gesiegt, und den Minister verdrängt, wenn das Übel schon geschehen war; aber die Ausführung verkehrter Maßregeln zur rechten Zeit zu verhindern, hat sie fast niemahls vermocht.

Die Geschichte des Oesterreichischen Successionskrieges interessirt uns hier nur, wegen ihrer Folgen für die Britische Continentalpolitik. So bald die alte Feindschaft zwischen Frankreich und Oesterreich wieder auflebte, ward auch nicht nur die alte Verbindung zwischen dieser Macht und England erneuert, sondern auch fast dieselben andern Fäden auf dem feilen Lande angeknüpft, wie unter Wilhelm III. und Anna. Der König von Sardinien ward gegen Subsidien durch den Tractat von Worms der Alliirte von England in

Italien, die Republik der vereinigten Niederlande ward mit in den Krieg herein gezogen, und seit dem Dresdner Frieden (1745) trat England auch selbst in eine freundschaftliche Verbindung mit Friedrich dem Zweyten.

Die Folge der Untersuchung erfordert es, daß wir bey dem Benehmen dieses großen Fürsten in jenen Zeiten hier einige Augenblicke stehen bleiben. Eigentlich war er es, der in diesem Kriege ein neues politisches System schuf, indem die Eroberung Schlesiens die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen gründete, die seitdem auf mehrere Decennien gleichsam die Angel der Politik von Europa ward. Die spätere Geschichte Friedrichs mag leicht für Kriegskunst und Regierungskunst lehrreicher seyn, für die Politik aber ist es diese frühere Periode. Sein Benehmen, wie er 1740 zuerst allein die Waffen ergriff, wie er sich mit Frankreich verband, und doch schon 1742 für sich allein Frieden schloß; wie er zwey Jahre später aufs neue die Waffen ergriff, aufs neue sich mit Frankreich verband, und doch schon nach 16 Monaten allein sie wieder niederlegte, gewährt einen neuen, man kann sagen, befremdenden Anblick. Allein man muß die Reihe seiner damaligen auswärtigen Verhältnisse, vor allen aber mit Frankreich ganz übersehen, um ihn zu verstehen, und um ihn zu bewundern. Die bis dahin in Europa unbekannt Kunst, Bündnisse zu schließen ohne sich hinzugeben, frey zu bleiben, indem man scheint sich zu binden, abzutreten, wenn es Zeit dazu ist, kann man hier von ihm, und nur von ihm lernen. Freylich scheint dieß eine verlorne Kunst für die Nachwelt geblieben zu seyn, aber sie mußte es auch wohl bleiben, denn seine ganze Politik ging zunächst nicht aus der Überlegenheit seines Genies, sondern aus der Selbstständigkeit seines Charakters hervor, die sich freylich nicht forterben läßt. Daher jene Keckheit des Benehmens, jene Freyheit der Bewegungen, jene Veradbrüht, die darum nicht ohne Schlaueit war, mit Einem

Worte, jene Überlegenheit über seine Zeitgenossen, die sich im Cabinette nicht weniger als auf dem Schlachtfelde zeigte. Daher keine Spur von jener niedrigen Weiber-Politik, die vor dem Mächtign kriecht, um gelegentlich den Schwächern zu trosten, die kein höheres Ziel kennt, als durch die Verhältnisse des Tages sich durchzuwinden, und die wohl morgen gern ein Dankfest feiern möchte, wenn sie nur heute ungeschlagen davon kommt. Die ewige Wahrheit, daß Selbstständigkeit des Charakters im Handeln mehr gilt als glänzendes Talent, und in gleichem Grade wichtiger wird, als der Posten höher ist, auf dem derjenige steht, der sie besetzt, hat keiner durch sein Beispiel auffallender gelehrt, als damals Friedrich.

Er wußte bestimmt was er wollte, und trat daher von dem Kriegsschauplatze wieder ab, als seine Zwecke erreicht waren \*). Von den übrigen Hauptmächten ward der Krieg noch drey Jahre fortgesetzt, es ist schwer zu sagen weshalb? — wenn man nicht die durch Zwischenfälle aufgeregten Leidenschaften in Rechnung bringen will. Frankreich konnte sich so wenig mehr schmeicheln die Oesterreichische Monarchie zu zertrümmern, als Franz dem I., nachdem er einmal gewählt war, und auch Friedrich ihn anerkannt hatte, die Kaiserkrone wieder zu entreißen. Und wie glänzend auch immer seine Siege in den Niederlanden waren, so zeigte doch auch die Erfahrung, daß man nicht darauf rechnen durfte, hier bleibende Eroberungen zu machen. Alle machten endlich Friede \*\*), weil alle erschöpft waren. Welche waren die Folgen für England?

---

\*) Durch den Dresdner Frieden 27. Dec. 1745

\*\*\*) Zu Aachen den 30. April 1748.

Es ist bekannt, daß England durch den Aachner Frieden gar nichts an Besitzungen gewonnen. Es wäre aber sehr verkehrt, darin den Stoff zum Tadel zu suchen. Der Krieg war nicht angefangen um zu erobern, sondern um Oesterreich gegen Frankreich zu unterstützen. Dieser Zweck war erreicht, und jeder Friede sollte wohl ein guter Friede heißen, durch den der Zweck erreicht wird, für den man den Krieg anfing. Freylich ist dieß nicht die gewöhnliche Meinung, welche die Vortheile nur nach den gemachten Eroberungen abmißt. Sie seltner die Tugend der politischen Selbstständigkeit ist, um desto häufiger ist die Erfahrung, daß die ehrsüchtigen Projecte sich erst während der Kriege entspinnen, und diese durch ihre Verlängerung alsdann zu der Geißel der Völker machen! Aber für die Britische Politik hatte dieser Krieg andere Folgen von hoher Wichtigkeit.

Die erste von diesen war: die tiefere Verflechtung des Colonial-Interesse in die Europäischen Staatenverhältnisse. Noch keiner der bisherigen Kriege, die England führte, hatte sich so auf die Colonien ausgebreitet als dieser. Der Krieg mit Spanien machte natürlich Westindien und die Amerikanischen Meere zum Schauplatz der Unternehmungen. Aber auch Ostindien wurde jetzt zum ersten Mahle der Kampfplatz der Britten und Franzosen. Durch zwey der außerordentlichsten Männer, durch Labourdonnais und Duplex, war hier bereits vor dem Kriege der Grund zu einer Herrschaft gelegt, die Frankreich wahrscheinlich den Besitz Indiens verschafft haben würde, wenn jene unter sich einig gewesen wären. Die Eifersucht der Britten wachte auf, die Feindseligkeiten brachen auch hier aus; und wenn gleich im Aachner Frieden die gemachten Eroberungen von beyden Seiten wieder zurück gegeben wurden, so erlöschte doch der Funke der Zwie-



tracht nicht; und bey jedem der nachfolgenden Kriege ward Indien, so wie die neue Welt, die Ursache und der Schauplatz des Kampfes.

In einem engen Verhältnisse hiermit stand ferner die seit dem gegründete Überlegenheit der Britischen Marine. In allen früheren Kriegen war das Gleichgewicht zwischen dieser und der seiner Feinde niemahls aufgehoben worden. Allein schon wie dieser Krieg begann, war die Französische Marine durch die Kargheit und Sorglosigkeit Fleury's in einem tiefen Verfall, und durch den Krieg ward sie beynähe gänzlich vernichtet. Dieser einmahl gelungene Versuch erzeugte in jedem neuen Kriege ähnliche Pläne, die zu jener Alleinherrschaft der Meere endlich führten, welche der Gegenstand des Neides für andere Mächte, und die Quelle so vielen Unglücks für Europa wurde.

Die Verhältnisse ferner mit den Staaten des festen Landes schienen jetzt auf lange Zeit dauernd bestimmt zu seyn. Die wieder aufgelebte Rivalität mit Frankreich hatte die Verbindung mit Oesterreich gegründet, die dauern zu müssen schien, so lange jene dauerte. Die Quelle der Streitigkeiten mit Spanien ward durch die Aufhebung des *Asiento* nicht nur verstopft \*), sondern die persönliche Neigung von Ferdinand VI., dem Nachfolger Philipps V. seit 1745, gab England an Spanien, wenn keine verbündete, doch wenigstens eine freundschaftliche Macht. Eben so waren auch die Verhältnisse mit Preussen geformt. Mit der Republik der vereinigten Niederlande aber, waren sie nicht nur dieselben geblieben, sondern noch enger geworden. Wenn die wechselseitige Verbindung beyder Mächte vorher in der Rivalität mit Frankreich gegründet war, so

---

\*) Durch den Tractat zu Buenretiro 1750.

mußte die Revolution, welche durch diesen Krieg in der Verfassung entstand, neue Bande erzeugen. Es ist bekannt, daß im Jahre 1747 bey dem Vordringen der Französischen Armee in die Osterreichischen Niederlande die Wiederherstellung der Erbstatthalterwürde in den vereinigten Provinzen zu Gunsten von Wilhelm IV., Schwiegersohn von Georg II. zu Stande kam; und der mächtige Einfluß, oder vielmehr die Herrschaft des Oranischen Hauses wieder befestigt ward. Nach einem Kriege, den man gemeinschaftlich geführt und geendigt hatte, war die Fortbauer der bestandenen Verbindung an sich schon natürlich, die aber jetzt durch die Familienverhältnisse noch ein neues Band erhielt.

Endlich hatte dieser Krieg noch die Verbindung mit Rußland verstärkt. Es gelang Maria Theresia Rußland für sich zu gewinnen, und zum ersten Male sah man im Jahre 1748 eine Russische Armee nach Deutschland kommen, zu Folge eines Subsidistractats, der mit England und Holland geschlossen war. Indes war diese erste Einmischung Rußlands in die Angelegenheiten des westlichen Europa's nur vorübergehend; es war noch nicht das Zeitalter, wo es die Waagschale des Gleichgewichts in den Händen hielt.

In den Jahren zunächst nach dem Kriege, besonders seit dem man erst mit Spanien sich gesetzt hatte, war England mehr mit sich selbst und seinen Finanzen, als mit dem Auslande beschäftigt; und durch die Reduction der Staatsinteressen auf 3 pr. Ct., setzte Pelham \*) seinem Ministerio ein rühmlicheres Denkmahl, als es gewonnene Schlachten hätten setzen können. Indes entwickel-

---

\*) Pelham und sein Bruder der H. v. Newcastle neben oder unter ihm, standen seit Carterets Abgang 1744 an der Spitze des Ministerii bis Pelham 1754 starb. J

ten sich jetzt auch für die Britische Continentalpolitik die Folgen des durch Friedrich II. gegründeten Systems, durch welches die Aufrechthaltung des Gleichgewichts in dem Deutschen Reiche zwischen Oesterreich und Preußen gleichsam als der Grundstein des Gleichgewichts von Europa betrachtet wurde. Es war natürlich, daß England hier mehr auf der Seite seines Verbündeten, Oesterreichs, blieb; um so natürlicher, da die Occupation des erledigten Nürtingerlands um diese Zeit, und die Streitigkeiten über die Emdener Ostindische Compagnie bald nachher, einen großen Kalkül zwischen Georg II. und Friedrich erzeugten. Allein die Art und Weise wie das Britische Cabinet damals verfuhr, gab der Opposition Waffen in die Hände, deren sie sich mit Geschicklichkeit zu bedienen wußte. Es war damals bereits der Wunsch von Maria Theresia, für ihren noch unmündigen Sohn Joseph die Römische Königskrone zu erhalten. England unterstützte dieses Streben nicht nur, sondern steuerte auch mit vollen Händen Subsidien an die Churfürsten aus, um diesen Zweck zu erreichen. Mit den Churfürsten von Baiern, von der Pfalz, von Sachsen, von Cöln, wurden Tractate entweder wirklich abgeschlossen, oder ihnen doch Subsidien versprochen, um ihre Stimmen zu gewinnen. Es ist befremdend selbst Pitt für den Tractat mit Baiern sprechen zu sehen \*), weil dadurch, wie er sich ausdrückt, dieser Staat aus dem Französischen Interesse gezogen würde. Ob England überhaupt Ursache hatte, sich so tief in die Deutschen Angelegenheiten zu mischen, mag hier unentschieden bleiben; es herrschte damals dieser Grundsatz im Britischen Cabinet. Allein diese Subsidien mitten im Frieden (wie Horaz

---

\*) *Life of Will. Pitt.* I. p. 114.

Walpole sich so bitter darüber beklagt \*) , verfehlten nicht nur ihres Zweckes, da Friedrich II. alle diese Pläne zu vereiteln mußte, sondern unterhielten auch die Spannung mit Preußen in einem Zeitpunkte, wo man die größte Ursache gehabt hätte, diese zu vermeiden. Es war ein auffallendes Beispiel von dem Mißbrauche der Subsidien!

Alein die große Veränderung, welche um diese Zeit auch in den politischen Verhältnissen der Continentalmächte vorbereitet wurde, und bald wirklich erfolgte, lenkte die Aufmerksamkeit von der Römischen Königswahl bald auf andere wichtigere Gegenstände, und mußte auch in der Politik von England eine Veränderung bewirken, die unvermeidlich war. Die Annäherung, und bald darauf die enge Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich \*\*) war eine Erscheinung, die aller Erwartungen der Politiker zu spotten schien. Kein Schritt des Französischen Cabinetts ist mehr und bitterer getadelt worden; und wenn man die nächsten Zwecke, die Bekriegung und Vernichtung von Friedrich II. vor Augen hat, mit Recht getadelt worden. Aber die Deutschen Schriftsteller und Publicisten, die sich diese Vorwürfe so oft nachgeschrieben haben, sollten doch auch nicht vergessen, daß

---

\*) Eine vortreffliche Auseinandersetzung der damaligen Britischen Continentalverhältnisse, besonders in dieser Rücksicht, findet man in dem Memoire das Horace Walpole dem Cabinette damahl: (1751) vorlegen ließ. *Coxe Memoirs of Horace Walpole* p. 386 sq. Er betrieb schon vor und nach dem Aachener Frieden eine Allianz mit Friedrich II. mit dem größten Eifer, aber vergeblich. Gewiß hatte er darin Recht, daß es verkehrt war ihn zu erbittern.

\*\*) Vollig zur Reife gebracht 1756.

sie die größte Ursache gehabt hätten, dafür dankbar zu seyn. Wenn noch, als Friedrich II. den Kamof siegreich bestanden hatte, ein glücklicher, fast dreßsigjähriger Zeitraum für das Deutsche Reich erschien, der glücklichste, der blühendste, den es noch überhaupt jemahls gehabt hatte, — war es nicht eine Folge des guten Vernehmens zwischen Frankreich und Oesterreich? War ohne dieses jemahls in Deutschland an Sicherheit, an feste Ruhe zu denken? Mit Recht ist die Pompadour den Verwünschungen Frankreichs Preis gegeben; das Deutsche Reich hatte wohl Ursache ihr ein Ehrendenkmal zu setzen!

Diese Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich beraubte nicht nur England seines ersten Verbündeten, sondern führte, bey den schon über die Gränzen von Neu-Edottland, die Forts im Rücken der Colonien von N. Amerika, und den Besitz der neutralen westindischen Inseln entstandenen großen Differenzen mit Frankreich selbst die schon nahe an Gewißheit gränzende Wahrscheinlichkeit eines Krieges herben, dessen Zweck als Continentalkrieg die Aufhebung des neu gegründeten Gleichgewichts in Deutschland, durch den Sturz von Preußen, und dessen wichtigster Schauplatz, da die Oesterreichischen Niederlande jetzt nicht als Ableiter dienen konnten, auch nothwendig Deutschland werden mußte. Georg II. mußte diese Verbindung aus einem doppelten Gesichtspunct betrachten, als König von England, und als Churfürst von Hannover. Es war nicht anders zu erwarten, als daß unter diesem Zusammenfluß von Verhältnissen seine Deutschen Staaten zuerst würden ausgefetzt seyn, und es war nur Erfüllung seiner Regentenpflichten, wenn er daher auch für diese zuerst sorgte. Allein wann konnte auch wohl das Interesse Englands und Hannovers mehr zusammentreffen, als damahls? Es konnte für England jetzt nur Einen mächtigen Verbündeten auf dem festen Lande ge-

ben, Friedrich II., und wie wäre seine Lage nach der Überwältigung Hannovers gewesen? Es fehlte indeß viel daran, daß diese sonnenklare Wahrheit in England allgemein wäre anerkannt worden. Das alte Geschrey über das Hannoverische Interesse ward wieder erhoben. Ja! selbst der Mann, der als Minister nachmahls den Grundsatz behauptete, daß Amerika in Deutschland erobert werden müßte, tadelte damals die Verbindungen, die Georg II. durch Subsidientractate auf dem festen Lande suchte. \*).

Die ersten Gedanken des Königs waren auf Rußland gerichtet. Man war, durch die im letzten Kriege an Rußland erteilten Subsídien, schon daran gewohnt, Russische Truppen in Deutschland zu sehen, und ein Tractat mit Elisabeth ward abgeschlossen, um das Churfürstenthum gegen den Einfall der Franzosen zu decken \*\*). Man darf wohl zweifeln, ob bey den bald sich entwickelnden Verhältnissen

---

\*) Indes sprach Pitt nicht allgemein. Er tadelte nur die Verbindungen, die Georg II. damals suchte, mit Rußland und Hessen. Doch wer wird die Worte eines solchen Mannes, bey einer solchen Gelegenheit, nicht gerne selbst lesen? „Es ist unmöglich, sagte er, Hannover durch Subsídien zu vertheidigen. Ein offenes Land läßt sich nicht gegen einen Nachbar beschützen, der mit 100000 Mann herein fallen, und eben so viele nachschicken kann. Wird Hannover wegen seiner Verbindung mit Großbritannien angegriffen, so sind wir schuldig ihm bey dem Frieden für allen Schaden, den es erlitten hat, vollkommene Genugthuung zu leisten. Aber die Idee, Hannover durch Subsídien zu vertheidigen, ist lächerlich und unausführbar.“ *Life of W. Pitt*, I. p. 136. — Das übertriebene in der Behauptung ist am besten durch die That widerlegt.

\*\*\*) Im Frühjahr 1755.

Rußlands dieser Zweck erreicht seyn würde, da die Französisch-Oesterreichische Parthie auch in Rußland siegte. Allein Friedrich II., der diese Verhältnisse schon zu gut kannte, um Russische Truppen im Hannoverschen dulden zu wollen, aber auch zu gut wußte, was eine Occupation desselben durch eine fremde Macht für ihn für Folgen haben konnte, erhob sich über alle Zweifel und Kleinlichen Leidenschaften. Er erbot sich selbst die Neutralität Hannovers zu decken, Georg II. ließ die Russen, und verband sich mit ihm \*), so wie mit mehreren benachbarten Fürsten des Nördlichen Deutschlands.

Die Geschichte des ewig denkwürdigen Krieges, der nun ausbrach, gehört hier nicht her. Die glorreichen Tage der Friederiche und Ferdinande sind dahin, und nur die Erinnerung ist uns geblieben. Gefolgt von fast allen ihren Heldengefährten stiegen sie lange zu den Schatten hinab, um einer spätern Generation Platz zu machen, deren Geschichte leichter zu erlernen seyn wird, weil — weniger Mahnen daraus zu behalten sind!

Wir kehren nach England zurück! Das Staatsruder dieses Reiches erhielt jetzt ein Mann, der der Nation unvergeßlich geblieben ist, und der hier um so weniger übergangen werden darf, da der die Stütze der Continentalverhältnisse von England ward, William Pitt, nachmahls Lord Chatham \*\*). Bereits seit 1735 im Parlament, und schon unter den Pelhams als Zahlmeister im Besitze

\*) Durch den Tractat zu Whitehall, 15. Jan. 1756.

\*\*\*) Er war geboren am 17. Nov. 1708, ward Graf von Chatham 1766, und starb den 11. May 1778

einer wichtigen Stelle, die er 1755 verlor \*), war er lange in der Opposition gegen Walpole gewesen. Allein sein Ansehen war jetzt schon so groß, daß nicht nur kein Ministerium ohne ihn sich halten konnte, sondern daß man ihm auch die Bildung desjenigen überlassen mußte, in dem er wieder einen Platz haben sollte. So trat er, noch ehe ein Jahr verfloß, (20. Oct. 1756) als Staatssecretär wieder ins Ministerium, als der König seine Vorschläge zu der Besetzung der übrigen Plätze genehmigte, welche hohe Stelle er bis zum 5. Oct. 1761 behielt, da er sie selbst niederlegte, als man ihm nicht folgen wollte. Das Quinquennium seiner Administration ward die glänzendste Periode, die Großbritannien noch gesehen hatte. Seine Lobredner haben nicht unterlassen, die vielen gewonnenen Schlachten, genommenen Schiffe und gemachten Eroberungen, während derselben aufzuzählen \*\*). Allein diese Thaten that nicht er, sondern ließ sie thun. Sein wahres Lob läßt sich in Zwen Zeilen zusammen fassen. Durch die Größe seines eigenen Charakters hob er auch den Geist seiner Nation. Er war ein Mann im vollen Sinne des Worts. Eine fest gewurzelte Selbstständigkeit machte den Mittelpunkt seines ganzen Wesens aus, aus welchem die Strahlen seines Genies, und seiner so oft bewunderten Beredsamkeit, nicht weniger, als die Maximen seiner Politik hervor gingen. So wie er sich auf sich selbst verließ, so sollte auch die Nation es lernen nur zunächst auf ihre eigenen Kräfte zu zählen. Daher jenes Gewöhnen an kühne Unternehmungen

---

\*) Den 20. Nov.

\*\*\*) Ein Verzeichniß davon findet man in *List of Pitt I* p. 198.



gen; daher jene verbesserte Einrichtung bey der Miliz und bey der Marine; daher vor Allen die Erweckung des Nationalsinns, indem er selbst bey jeder Gelegenheit nicht als Erweiterer der Rechte und der Gewalt der Krone, sondern vielmehr als der Verteidiger der Rechte und der Gewalt der Nation, im constitutionellen Sinne des Wortes, erschien. Es mußte daher wohl nothwendig im Charakter von Pitt liegen, daß er im Ganzen genommen dem Subsidiens- und Mietstruppen-System wenig gewogen war, in so fern es das Selbstvertrauen, und die eigene Kraft der Nation, löhnen konnte. Aber er gab auch den Beweis, daß große Köpfe nicht blind an gewissen Maximen hängen. Sobald nur jenem höheren Interesse kein Eintrag dadurch geschah, nahm er selbst jenes System an, und übte es mit eben so vieler Weisheit als glücklichem Erfolge aus. Wann wären wohl Hülfstruppen zweckmäßiger gebraucht, als damahls die der Allirten? Wann wären wohl Subsidien zweckmäßiger ertheilt, als die welche Pitt an Friedrich II. gab? Es ist ein eigenes Schauspiel, diese beyden großen Männer verbunden zu sehen; sie, von denen jeder zunächst nur auf sich selbst zählte, und für sich handelte; ohne deßhalb die Vortheile zu übersehen, die aus der Verbindung mit dem Andern ihm zufließen.

Die Britische Continentalpolitik während des siebenjährigen Krieges, so lange Pitt das Ruder führte, kann meines Erachtens als das vollkommenste Muster betrachtet werden, woraus das Britische Cabinet sich auf immer seine Grundmaximen in dieser Rücksicht hätte abstrahiren können. Ich spreche hier nicht von der Wahl der Verbündeten; diese kann nur zur Hälfte von dem Cabinet abhängen; da die Verhältnisse zwischen den Mächten des festen Landes veränderlich sind; sondern von der Art und Weise des Verfahrens. Man blieb recht eigentlich damahls dem

Begriff der Subsidien getreu. Man gab sie denen, die unter dem damaligen Verhältnisse die natürlichen Verbündeten Großbritanniens waren, und mit denen man Einerley Hauptinteresse hatte; nicht jedem der wollte. Man gab sie, damit diejenigen, die sie empfingen, zunächst sich selbst helfen konnten, und erwartete den mittelbaren Gewinn für England; nicht aber daß sie sich selbst vergessen, und zuerst England helfen sollten. Man geizte nicht mit Subsidien, aber man warf sie auch nicht weg. Man versprach nicht mehr als man geben wollte; aber man hielt was man versprach. Man machte die Schwächern stark, indem man sie auf den rechten Platz stellte, und sie an sich angeschlossen. So konnten Pitt und Friedrich, beide gleich selbstständig, auch jeder seinen Weg gehen; ohne deshalb weniger in völliger Harmonie zu handeln. Pitt selbst hat in einer späteren Rede seine Grundsätze und seine damalige Verfahrungsart so klar dargelegt, daß die Leser sie hier gewiß ungern vermissen wurden. „Man hat es mir sehr vorgeworfen, Mylords, (sagte er) \*) daß ich einen Krieg unterstützt habe, den es Mode wurde, meinen Deutschen Krieg zu nennen. Aber ich kann es mit reinem Gewissen behaupten, daß diese Vorwürfe mir von Männern gemacht wurden, die entweder unbekannt mit der Lage der Dinge, oder dabey interessiert waren, sie zu entstellen. Ich will mich frey und frank hierüber erklären, wie bey jeder andern Gelegenheit. Daß ich im Parlament aus allen Kräften gegen unsere Verflechtung in den Deutschen Krieg sprach, ist sehr war; und wären die Umstände wieder dieselbigen, würde ich es wieder thun. Aber als ich Theil an der Administration erhielt, war diese Maßregel schon entschieden. Noch ehe ich Staatssekretär

\*) *Life of Pitt* II. p. 80. Die Rede ward erst im Jahre 1770. im Oberhause gehalten.

ward, war der erste Tractat mit dem Könige von Preußen schon unterzeichnet \*); und nicht nur von der Krone, sondern auch von beyden Häusern bestätigt. Es war eine Last, die mir auf den Nacken gebunden war. Bey diesem Tractat waren die Ehre der Krone und die Ehre der Nation auf gleiche Weise verpfändet. Wie ich von einer solchen Verpflichtung zurück treten; wie ich der Krone rathen konnte, einen großen Fürsten mitten in den Gefahren zu verlassen, in welche sein Zutrauen auf die Treue und den Glauben unsers Landes ihn zum Theil verflochten hatte, sind Fragen, die ich gern Euerm Ernesen überlasse. Vielleicht hätte dieser außerordentliche Mann (that wonderfull man) sich ohne unsern Beystand aus diesen Schwierigkeiten herausgezogen. Er besitzt Talente, welche so weit Menschenkräfte reichen können, dem menschlichen Geiste Ehre bringen. Aber wie hätte England jenen Ruf von Treue und Glauben erhalten können, der in Europa uns auszeichnet? Welche andere fremde Macht hätte weiter unsere Freundschaft gesucht; welche andere fremde Macht wäre mit uns in Verbindung getreten? Aber Mylords, wenn ich gleich überhaupt unsere Theilnahme am Continentalkriege mißbillige, so behaupte ich deßhalb nicht, daß alle Verbindungen mit einigen Deutschen Fürsten nachtheilig oder nutzlos sind. Sie können, Mylords, nicht bloß nützlich sondern auch nothwendig seyn." Nicht, wie er weiter hinzusetzt, um fremde Hülfsstruppen nach England zu bringen, das stark genug sey, sich selbst zu schützen; wohl aber nach Irland, um dieses vor einer Invasion zu bewahren.

Die Verbindung mit Preußen und seinen Allirten war aber nicht die einzige neue Erscheinung, welche in Rücksicht

---

\*) Nämlich der Tractat, wodurch Friedrich II. die Neutralität Hannovers garantirte.

der Britischen Continentalverhältnisse der siebenjährige Krieg erzeugte. Eine andere war diese, daß es der Republik der vereinigten Niederlande, ungeachtet ihrer engen Verhältnisse mit England, möglich war, in diesem Kriege neutral zu bleiben, was sie in keinem der frühern gekonnt hatte. Allein die Verbindung Frankreichs und Oesterreichs mußte auf das Betragen dieser Republik nothwendig zurück wirken, und die ibrige mit England schwachen. Sie hatte bey den Revolutionen des feinen Landes nur Ein Hauptinteresse, die Fortdauer des bisherigen Zustandes der Oesterreichischen Niederlande. So lange diese Provinzen in dem Besiz einer entfernten Macht blieben, dienten sie ihr zu einer Vormauer, mit und ohne Barrierepläge. Unter den jetzigen Verhältnissen konnten diese kein Kriegshauptplatz werden wie sonst; Frankreich hatte durch die Verbindung mit Oesterreich jede Absicht darauf anffgegeben; und für die Republik mußte also diese Verbindung, aus diesem Gesichtspunct betrachtet, eine der erfreulichsten Begebenheiten seyn. Welche Vortheile aber ihre Neutralität ihrem Handel verschaffte, der selbst den Neid von England erregte, ist allgemein bekannt. Welch ein Zeitpunct für diesen Staat, hätte er nicht schon längst an solchen Uebeln gekränkelt, deren Folgen keine Arzeney mehr zu hindern vermochte!

Eben jene veränderten Verhältnisse machten es auch für England überflüssig, die Fäden in Italien wieder anzuknüpfen, welche es in den vorigen Kriegen mit Sardinien angeknüpft hatte. Erst bey der Friedensunterhandlung 1762 bediente man sich seiner als Vermittler, und nicht umsonst. Aber noch ein anderer alter Verbündeter blieb England übrig, der mit in den Strudel hereingezogen ward, und Hilfe verlangte, — Portugal.

Es ist zu seiner Zeit gezeigt worden, wann und wie die Verbindung mit diesem Staat gegründet und befestiget wurde. Sie war seit dem Utrechter Frieden eine, für England höchst fruchtbare, Handelsverbindung geblieben, ohne wichtige politische Folgen, während der langen Periode des Friedens den Portugal genoss, gehabt zu haben. Selbst die Pläne Pombals hatte sie nicht auflösen, oder wesentlich verändern können. Allein die engere Verbindung, die durch den Familienpact Spanien in den Krieg hereinzog, ward auch Ursache daß Portugal hereingezogen wurde, und nun auf die Hülfe seines alten Verbündeten zählen mußte.

Dieser, so berühmte, Bourbonische Familienpact, schien endlich die Besorgnisse zu realisiren, welche man während des Spanischen Successionskrieges und Utrechter Friedens gehabt hatte. Wenn gleich die Kronen von Frankreich und Spanien getrennt blieben, so ward doch das Interesse beider Mächte vereinigt. Aber wie wenig sind bisher die Besorgnisse erfüllt worden, die man deshalb hegte! Allerdings mußte Spanien an den Kriegen Frankreichs mit Antheil nehmen; allein dieß hat bisher nur dazu gedient, daß sich England auf Kosten Spaniens erhobte, und durch die reiche Beute seine Matrosen bey guter Laune erhielt. Vielleicht war dieß letzte der wichtigste Gewinn. Durch Capereyen und Plünderungen bereichern sich Einzelne; aber noch nie hat eine Nation reell dadurch gewonnen.

Die Wirkung jenes Familienpacts \*) äußerte sich auch damals; England gerieth in Krieg mit Spanien und

---

\*) Unterzeichnet den 10. Aug. 1762 aber noch geheim gehalten. Gleich die beyden ersten Artikel des Tractats enthalten eine Of- und Defensivallians, und wechselseitige Garantie aller Besitzungen.

mußte darein gerathen; und da von diesem jetzt Portugal mit einem Angriff bedroht ward, so wurden nicht bloß Britische Hülfstruppen, sondern auch ein deutscher Feldherr Graf Wilhelm von Lippe Bückeburg, einer der Helden des siebenjährigen Krieges, nach Portugal geschickt. Stand es gleich nicht in seiner Macht, die Nation umzuschaffen, so drückte er ihr doch sein Andenken unauslöschlich ein. Wer kennt nicht noch jetzt den großen Grafen in Portugal? Das Land ging aus diesem Kriege ohne Verlust heraus; und die Verbindung mit England war verstärkt worden.

Aber eine, wenn gleich zufällige, doch für die Continen-  
talspolitik von England viel wichtigere, Folge des Familienpacts, war der Austritt von Pitt aus dem Ministerio. Wie geheim man auch immer den Abschluß jenes Tractats in Spanien hielt, um erst Zeit zu gewinnen, die Schätze Americas zu Hause zu erhalten, so hatte Pitt doch gewußt, sich Nachrichten davon zu verschaffen. Er verlangte, was man von einem Mann von seinem Charakter erwarten konnte, Spanien zuvorkommen, und ihm sogleich einen Krieg zu erklären, der doch unvermeidlich sey. Allein man wollte ihm nicht glauben, und er ward überhört. Nicht gewohnt mit seiner Überzeugung zu capituliren, wandte er den Rücken, und ging \*).

Was er prophezeit hatte, geschah; und England sah sich bald genöthigt zur Kriegserklärung. Allein wenn gleich auch jetzt der kurze Krieg gegen Spanien mit dem größten Erfolge geführt ward, so wirkte Pitts Entfernung doch so sehr auf die Maßregeln des Britischen Cabinetts zurück, daß das ganze, kaum aufgebaute, System seiner Continen-  
talspolitik dadurch über den Haufen fallen mußte. Die eifri-

---

\*) Den 5. Oct. 1761.

ge Theilnahme am Continental-Kriege hörte auf; die Subsidien an Friedrich II. wurden eingezogen; und England schloß für sich Frieden, ohne diejenige Rücksicht auf seinen Verbündeten zu nehmen, die er mit Recht fordern konnte.

Aus dem Gesichtspunct des bloß momentanen Vorteils betrachtet, ließ sich dieß Verfahren des Britischen Cabinetts entschuldigen; aber nach den Regeln einer höheren Politik unmöglich! Zwar machte Friedrich II. jetzt Pitts Ausspruch wahr, daß er, auch sich allein überlassen, aus der Verlegenheit sich half; aber wäre es, so lange das enge Verhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich fortbauerte, nicht auch für England der gesunden Politik gemäßer gewesen, die Verbindung mit Preußen fortbauern zu lassen? Würde man einen schlechtern Frieden bekommen haben, wenn man ihn gemeinschaftlich mit Friedrich geschlossen hätte? Ein glücklicher Zusammenfluß von Umständen machte, daß keine Verhältnisse wiedertkehrten, wo England seiner bedurfte. Seine Abneigung gegen diesen Staat war seit dem zu tief gewurzelt, als daß er sie wahrscheinlich wieder hatte ausrotten können.

England stand nach dem siebenjährigen Kriege also allein da, und ohne Verbündete, wenigstens ohne mächtige Verbündete; und hatte, nach der tiefen Demüthigung der Macht, mit der es rivalisirte, auch keine nahe Veranlassung, sich wieder nach Verbündeten umzusehen. Bey dem tiefen Frieden, dessen jetzt fortbauern der Weisheit von Europa genoß, entstand kein solches Bedürfniß. Die Thätigkeit der Nation beschränkte sich zuerst auf ihre inneren Angelegenheiten; da die bekannten Streitigkeiten mit Wilkes Fragen in Anregung brachten, welche für die Rechte des Unterhauses von hoher Wichtigkeit waren. Der Streit mit Spanien über die Falklandsinseln (1770), erzeugte nur Drohungen, aber keinen Krieg; und bald zogen die anfängenden

Händel mit den Colonien in N. Amerika die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Erzählung des ganzen Streits, und der Krieg den sie veranlaßten, ist der gegenwärtigen Untersuchung fremd; außer in so fern er auf die Continentalverhältnisse Einfluß hatte.

Die Rückwirkungen auf diese waren mehrfach. Die erste war die Erneuerung des Subsidien systems. So bald man entschlossen war, eine Armee nach Amerika hinüberzuschicken, empfand man auch das Bedürfnis fremder Hülfe. Es traf also hier der Ausspruch von Lord Chatham ein, daß es Fälle geben könne, wo man die Verbindungen mit den Deutschen Fürsten nicht würde entbehren können. Freylich hatte er auf einen Fall, wie diesen, nicht gerechnet, und von dem Anfange der Streitigkeiten für die Taxfreyheit von Amerika gesprochen \*). Angenommen indes einmahl, (was ich sehr weit entfernt bin zu behaupten), daß es ratsam war, den Versuch zu machen, Amerika mit Gewalt zu unterjochen, kann man wohl nicht zweifeln, daß hier die Me-

---

\*) Die Ideen von Chatham über Amerika lernt man am besten kennen aus der Bill, die er am 1. Febr. 1775 dem Oberhause vorlegte, als die Unruhen schon angefangen hatten, die aber verworfen wurde. Sie finden sich in *Life of Pitt* II. p. 129. Die Colonien sollten abhängig bleiben: aber sie sollten das Recht haben, sich selbst durch ihre Provincial Assemblies zu taxiren. Der (damahls schon versammelte) Congress zu Philadelphia sollte die Vertheilung der Taxen unter die Provinzen machen, und die Summe bestimmen, die sie zu der Tilgung der Nationalschuld an England beitragen sollten u. Zu der großen Ansicht des unermesslichen Gewinns, der aus der gänglichen Freyheit Amerika's auch für England stieße würde, vermochte selbst ein Chatham sich nicht zu erheben. Wie hätten es die anderen gesollt?



thode sich durch Mietstruppen zu helfen, die beste war. Man sparte Menschen, die ein Staat, wie England; am wenigsten entbehren kann.

Wenn gleich ferner aus dem Kriege kein Continentalkrieg in Europa wurde, so wurde doch ein Krieg mit Europäischen Mächten daraus, da Frankreich sich Americas annahm, und Spanien zufolge des Familienpacts gleichfalls hereingezogen wurde. Amerika selbst blieb für diese Mächte nur ein Nebenschauplatz, ihr Krieg ward fast völlig ein Colonialkrieg, wozu seit dem Pariser Frieden sich neuer Stoff gesammelt hatte. Eines der großen Übel die Europa drücken, ist die Verflechtung der Colonien durch ihre geographische Lage. Der siebenjährige Krieg war am meisten dadurch herbeigeführt, und wenn gleich der Friede, der ihn endigte, durch welchen Frankreich von dem festen Lande von N. Amerika gänzlich verdrängt ward \*), diesem Übel einiger Maßen abhalf, so trug er doch anderwärts dazu bey, es nur zu verschlimmern. In Westindien balancirte sich jetzt ungefähr die Britische und Französische Macht, in Ostindien aber, hatte, seitdem England sich in den Besitz Bengalens (1763) gesetzt hatte, die Waagschale sich völlig auf seine Seite geneigt. Dennoch blieb Frankreich die Hoffnung übrig, das Gleichgewicht wieder herzustellen, da es an einem der inländischen Fürsten einen Verbündeten fand, der durch sein eigenes Interesse der Feind von England seyn mußte, und in sich selbst schon die Hülfsmittel gefunden hatte, ihm allein die Spitze zu bieten. So wurde Ostindien ein Hauptschauplatz des Kriegs, und würde trotz aller Anstrengung dennoch für England verloren gegangen seyn, wenn nicht durch die

---

\*) Seit dem es auch Louisiana 1765 an Spanien abtrat.

verbesserte Einrichtung der Organisation der Ostindischen Compagnie durch die Vereinigung der vier Präsidentschaften unter Einem Generalgouverneur, und durch die Will des jetzigen Ministers, ihre politische Abhängigkeit von der Regierung gegründet worden wäre.

Der Colonienkrieg riss ein politisches Band auf dem festen Lande, indem die Republik der vereinigten Niederlande in denselben verflochten ward. England verlor zwar nichts durch diesen Krieg, es eroberte St. Eustace, Trincomalee und Negapatnam; und behielt die letztere im Frieden. Allein dieser Bruch mit der Republik stand in Verbindung mit einer andern Erscheinung, welche höchst bedenklich für England werden mußte.

England ward durch diesen Krieg in einen Kampf mit allen Seemächten des westlichen Europas gerathen, und hielt ihnen allein das Gleichgewicht. Es war ein großer Beweis, was für Fortschritte man seit dem Nachner Frieden zu der Alleinherrschaft der Meere gemacht hatte; wenn man auch gleich noch weit davon entfernt war, sie wirklich zu behaupten. Allein sobald man einmahl auf dieses Ziel hinarbeitete, mußten aus dem Streben darnach unvermeidlich auch andere Erscheinungen hervorgehen, welche England in Gefahr setzten, in ein feindliches Verhältniß mit dem größten Theil des Continents überhaupt zu gerathen. Mit der Schwächung, ja selbst mit der Zerstörung, der feindlichen Marine war noch immer wenig ausgerichtet, sobald man ihrer Wiederherstellung keine Hindernisse in den Weg legte. Diese Wiederherstellung aber hing großen Theils von dem Verkehre mit neutralen Mächten ab, von denen Frankreich die dazu nöthigen Vorräthe haben mußte. Schon darin lag ein Grund zu den Bedrückungen der Schifffarth der Neutralen; allein diese mußten noch unendlich vermehrt werden, sobald die Vernich-

zung des feindlichen Seehandels, und das Bestreben sich denselben zuweignen, — was von der Herrschaft des Meeres unzertrennlich war, — das vorerfetzte Ziel wurde. In den frühern Kriegen hatte der Handel der im Kriege begriffenen Mächte, sich großen Theils unter die neutrale Flagge geflüchtet; und wie schwankend auch die Behauptung des berühmten Grundsatzes: *frei Schiff frei Gut*, immer gewesen war, so konnte doch der Streit nicht eher practisch von solcher Wichtigkeit werden, als bis eine einzelne Seemacht sich stark genug fühlte, das Gegentheil zu behaupten. Allein der Druck, den man dadurch empfand, erzeugte Widerstand; Catharina II. wurde die Stifterinn der bewaffneten Neutralität \*), der die Nordischen Mächte, und selbst Portugal beitreten, und auch Holland beigetreten seyn würde, wenn England ihm nicht mit der Kriegserklärung zuvor gekommen wäre.

Die bewaffnete Neutralität war eine Erscheinung, aus der England große Lehren ziehen konnte; aber nicht gezogen hat. Zwar mußte man damals nachgeben, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, mit ganz Europa in Krieg zu gerathen; aber man gab stillschweigend nach, ohne die aufgestellten Grundsätze förmlich anzuerkennen. Das ganze blieb also auch nur eine Verbindung, die während des Kriegs von practischer Wichtigkeit seyn konnte. Man fühlte die Unentbehrlichkeit eines Seevölkerrechts lebhafter als je, und Catharina hatte es durch jene Verbindung laut ausgesprochen. Allein auch hier diente die Politik, wie gewöhnlich, nur dem momentanen Bedürfnisse, und es erforderte noch eine zweyte, nicht unkluge Erfahrung, um England gegen die Neutralen

\*) Im Jahre 1781.

Mächte wenigstens in so ferne gerechter zu machen, daß man diejenigen schonte, deren man bedurfte, oder die sich rächen konnten.

Von bleibender Wirkung aber für die Britische Continentalpolitik waren die veränderten Verhältnisse mit den Niederlanden. Die innere Ruhe wurde hier durch den Frieden keines Weges hergestellt, und eben dadurch fand England Gelegenheit, hier seinen Einfluß zu behaupten.

Es ist eine auffallende Erscheinung in der Geschichte der Britischen Continentalpolitik, daß ungeachtet der tiefen Verflechtung Englands in die Handel der auswärtigen Länder, dennoch in der ganzen Periode des Hauses Hannover, und man kann auch sagen der Stuarts, in keinem derselben der Factionsgeist dadurch angevegt oder unterhalten ward. Wie ganz anders hat Frankreich auf Schweden, hat Rußland auf Pohlen gewirkt! Der Grund davon lag unstreitig darin, daß England zu der Erreichung seiner Zwecke keiner Factionen, sondern nur der Regierungen bedurfte; zum Theile auch in den Zeitverhältnissen, die dem Factionsgeiste in den Ländern, mit denen England in Verbindung stand, wenig Nahrung gaben. Ich begehre also auch keinen Lobspruch der höheren Moralität der Britischen Minister darauf zu gründen; immer aber beweiset es, daß die Einmischung Englands in die Angelegenheiten der fremden Mächte ihrem Zwecke nach bisher viel weniger gefährlich war, als der Einfluß der Continentalmächte auf einander.

Die Vorfälle in den vereinigten Niederlanden machten davon jetzt eine Ausnahme. Seit dem durch den letzten Krieg dieser Staat sich an Frankreich angeschlossen hatte, seit dem Frankreich in dessen Streitigkeiten mit Joseph II. Gelegenheit fand, ihm einige wesentliche Dienste zu leisten, wurde es dem Französischen Ministerio nicht schwer, sich hier

eine Parthie zu erhalten, die unter dem Nahmen der patriotischen Parthie als Gegnerinn des Oranischen Hauses auftrat, ohne, so viel man sehen kann, weiter bestimmt zu wissen was sie wollte? Der Augenblick, wo England wahrscheinlich die Republik mit weniger drückenden, aber gewiß festeren Banden hätte an sich anschließen können, wie nachher geschah, wäre der Augenblick des Friedens gewesen. Aber dieser Augenblick war veräußert! Wäre wohl Großmuth gegen einen alten Freund, mit dem man sich doch nur gelegentlich entzweit hatte, jemahls mehr an ihrer Stelle gewesen als hier? Aber weit gefehlt diese zu beweisen, drängte man ihr Eine ihrer Colonien in Megapatnam ab \*); eine Colonie von mäßiger Wichtigkeit; und nur mit Mühe erhielt sie es, daß man ihr nicht auch Trincomale abdrang. Man zwang durch diese zweckwidrige Härte die Republik, durch Frankreichs Vermittelung Frieden zu schließen; man zeigte deutlich, daß, so bald von Colonialvergrößerung die Rede war, man kein Bedenken trage, auch selbst seine alten Freunde zu berauben; und daß es also nur auf die Gelegenheit ankommen würde, noch mehr zu nehmen. So beraubte man sich also auf immer des Vertrauens einer Nation, mit der man so lange in enger freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte, auf eine Weise, welche die Wiederherstellung desselben unmöglich machte; — und für welchen Preis!

Trenlich machte darum die innere Gährung es dennoch nothwendig, daß die Oranische Parthie sich an England angeschlossen, weil sie, so lange Friedrich II. noch lebte, keine andere Stütze fand. Allein auch diese Stütze half ihr wenig. Das Britische Cabinet fand es nicht für ratsam

\*) In dem Friedenstractate vom 20. May 1783.

thätige Hülfе zu leisten, als dem Erbstatthalter eines seiner Vorrechte nach dem andern geschmälert wurde; und höchst wahrscheinlich würde er gänzlich verdrängt seyn, wenn die Preussische Politik sich nicht geändert hätte. Es ist bekannt, unter welchen Umständen und mit welchem Erfolge im Herbst des Jahres 1787 die Unruhen in Holland durch Einrückten eines Preussischen Corps gedämpft, der Erbstatthalter in seiner vollen Macht wieder hergestellt, und darin befestigt ward.

England war bis auf diesen Zeitpunkt ohne irgend einen bedeutenden Verbündeten auf dem festen Lande geblieben. Allein die eben erwähnte Veränderung führte wieder eine Allianz herbey, die nicht ohne Folgen für Europa blieb. England und Preußen verbanden sich beyde mit Holland, indem sie dasselbe gleichsam in die Mitte nahmen, und garantirten ihm seine neugegebene oder wiederhergestellte Verfassung; und dieser gemeinschaftliche Berührungspunct führte auch bald eine Allianz zwischen diesen beyden Mächten herbey \*).

Preußens Verbindung mit Holland war eine Folge des Familieninteresses, dessen weitere Würdigung hier nicht hergehort. Bey England war die Verwandtschaft nicht nahe genug, um dessen Theilnahme aus dieser Quelle ableiten zu dürfen. Waren gleich die regierenden Häuser verwandt, so lag doch der Grund weit mehr in dem Streben, dem Französischen Einflusse durch die Unterdrückung der patriotischen Partey entgegen zu arbeiten. Allein gewiß wäre dafür bey der Schließung des Friedens ein günstigerer Zeitpunkt gewesen, als gegenwärtig war. Allerdings konnte England bey dem Schicksale der Republik nicht gleichgültig seyn. Es

\*) Durch den Tractat vom 13. Aug. 1788.

musste die Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit wünschen; aber die gewaltsame Wiederherstellung einer Staatsform, gegen welche sich ein großer, vielleicht der größere, Theil der Nation sträubte, konnte von dieser unmöglich als Grundlage der Unabhängigkeit betrachtet werden. Man verband sich auf diesem Wege mit der wiederhergestellten Regierung; aber nicht mit der Nation. Die Erfahrung hat gelehrt, was die Folgen davon waren!

Durch diese Tripelallianz ward indeß die Verbindung Englands mit Preußen wieder erneuert; nur aber ruhte diese nicht auf einem solchen gemeinschaftlichen Interesse, wie unter Friedrich dem Zweyten. Die Erhaltung der Statthalterschaft in den Niederlanden konnte unmöglich für beyde wichtig genug seyn, um ein bleibendes Band zwischen ihnen zu werden. Chatham nach seinen Grundsätzen würde nimmermehr die Verbindung geschlossen haben, die sein Sohn schloß; und noch weniger hätte er die Folgen gebilligt, die sie nach sich zog.

Diese Folgen äußerten sich besonders in dem Osten von Europa. Die bisherige Darstellung hat gezeigt, wie wenig Antheil England seit dem Nystädter Frieden an den dortigen Vorfällen genommen hatte. Es trieb seinen Handel dahin ungestört; der Wachsthum Rußlands begünstigte ihn, ohne England furchtbar zu werden. Indesß waren hier bereits die entscheidendsten Veränderungen vorgegangen, wie die Gründung der Unabhängigkeit der Krim \*), die Erscheinung Russischer Flotten im Mittelmeere \*\*), ja selbst die erste Theilung von Pohlen \*\*\*), ohne daß England

---

\*) Im Jahre 1771.

\*\*\*) Im Jahre 1770.

\*\*\*) Im Jahre 1772.

eine thätige Theilnahme dabey bewiesen hätte; und fern sey es, ihm dieses zum Vorwurfe machen zu wollen! Das Brittische Cabinet fühlte sich zu wenig dabey interessiert; es stand weder mit Pohlen, noch mit den Türken in politischen Verbindungen, und hatte gegen sie keine Verbindlichkeiten zu erfüllen; der Handel nach der Ostsee, und der wenig beträchtliche, nach der Levante, litt nicht darunter; und jene Länder überhaupt lagen außerhalb dem Umfange seines politischen Wirkungskreises. Allein seit jener Tripelallianz verändern sich sichtlich jene Maximen, und England sucht sich nicht nur einen Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten zu verschaffen, sondern versuchte selbst die Sprache eines Dictators zu führen. Darf man Französischen Schriftstellern glauben \*), so lag der Grund davon in der Eifersucht über den Handelstractat, den Rußland 1787 mit Frankreich abgeschlossen hatte; in welchem dieß letzte Land sehr begünstigt worden war; wodurch England selbst sich bewogen gefühlt habe, Alles zu thun, um Rußland in einen Krieg mit den Türken zu verflechten, der bekanntlich 1788 ausbrach. Die Wahrheit dieser nicht erwiesenen Behauptung läßt man billig dahin gestellt seyn; aber daß die Brittische Politik hier aus ihrer Sphäre heraus ging, daß man geglaubt hatte, befehlen zu können, wo nicht an Befehlen zu denken war, — davon mußte das Ministerium bald eine unangenehme Erfahrung machen. Die Vermittelung Englands auf dem Reichensbacher Congresse 1788 war nicht ohne Nutzen; aber als England auch Catharina der Zweyten die Bedingungen des Friedens mit den Türken vorschreiben wollte, erklärte sie, sie schloße ihren Frieden

---

\*) Man vergleiche *Segur Histoire de Frederic Guillaume* Vol. II.



nur für sich; die Demonstration durch die Ausrüstung einer Flotte, machte sie nicht irie; sie schloß wirklich den Frieden zu Tassy \*) für sich, und wie sie ihn wollte; und das Britische Cabinet hatte von seinen Drohungen keinen andern Gewinn, als — umsonst gedroht zu haben.

Es scheint, das erste Bestreben jedes Cabinets sollte dahin gehen, sich den Wirkungskreis, den die Lage und die Kräfte seines Staats ihm darbieten, klar zu denken, ihn fest zu bestimmen, und die Grundmaximen seiner auswärtigen Politik daraus abzuleiten. Man wird dieses wohl nicht so verstehen, daß man diese Theorie gleichsam zur Schau tragen, und in öffentlichen Erklärungen darlegen sollte; allein daß es für jeden Staat gewisse Grenzen seines Wirkungskreises gibt, wie mächtig er auch immer sey, bleibt eine ewige Wahrheit; und wer die daraus gezogene Folgerung läugnen wollte, beginge eine Absurdität. Blicken wir gleichwohl in die Geschichte, — wie selten finden wir diese Forderung erfüllt? Wie viele mißlungene Versuche und Unternehmungen, wovon sich voraussehen ließ, daß sie nicht gelingen konnten! Zwar scheint es, es bedürfe hier nur des gesunden Menschenverstandes, und einer mäßigen Masse von Einsichten, um jenen Kreis zu bestimmen. Aber man muß den Einfluß der Leidenschaften auf die Politik, man muß vor allen die übertriebene Meinung, die so leicht jeder Minister von der Wichtigkeit des Staats, an dessen Spitze er steht, zu haben pflegt, kennen, um die vielen traurigen Mißgriffe zu erklären, von denen fast kein Staat sich frey erhalten hat. Auch England gab damals davon nicht das einzige

---

\*) Den 29. Dec. 1790. Die Kaiserinn behielt darin den D'strict am Nieder, statt der alten Grenze, die England hatte vorzuschreiben wollen.

Beispiel in seiner Art! Allerdings indeß besteht die Gerechtigkeit zu bemerken, daß es für eine Seemacht und einen Handelsstaat viel schwerer hält, die Grenzen seines Interesses und seines Wirkungskreises zu fixiren, als für eine Landmacht. Der Berührungspuncte, nicht bloß der unmittelbaren, sondern noch mehr der mittelbaren, sind hier so viele; die Berechnung, wie viel man durch Flotten andern Mächten schaden kann, geht von keinen festen Elementen aus, und ist deßhalb höchst unbestimmt. Der indirecte Schaden ist größer als der directe; und die hohe Opinion von der eigenen Macht verleitet nur zu sehr, ihn sich noch größer, und besonders ihn sich viel entscheidender, zu denken, als er wirklich ist, und seiner Natur nach seyn kann. Die ganze neueste Geschichte von Europa biethet einen, nur zu traurigen, Commentar zu diesem Satz! Und was noch trauriger ist, alle Commentare werden dennoch nicht hinreichen, ihn denen deutlicher zu machen, die ihn verstehen sollten.

Wir haben bisher die Continentalpolitik Englands bis zu dem Zeitpuncte verfolgt, wo durch die großen Umwälzungen Europa's nicht nur die zuletzt geschlossene Tripelsallianz zerfiel, sondern auch alle politische Verhältnisse, anfangs gewaltsam auseinander gerissen, wieder in neue Fugen gezwängt wurden, in welche man sie selbst nach so blutigen Kämpfen noch nicht dauernd hat befestigen können. Wie hätten unter diesen Umständen die alten Verhältnisse Englands dauern können! Aber sie änderten sich nicht bloß im Einzelnen, sondern seine ganze Continentalpolitik gewann eine andere Gestalt. Eben deßhalb ist es nöthig hier stehen zu bleiben, um einige allgemeine Resultate zu ordnen, zu denen die bis jetzt angestellten Untersuchungen den Stoff darbieten.

Die bisherige Entwicklung hat gezeigt, daß England zwar bald mehr bald weniger, aber doch ohne ganzliche Um-

terbrechung, in die Handel des Continents verflochten war. Aber wenn man den Zeitpunkt der Quadrupelallianz unter Georg I. etwa abrechnet, so fehlt doch viel, daß England jemahls die herrschende Macht in dem Europäischen Staatensysteme gewesen wäre, oder auch nur darauf Anspruch gemacht hätte, es zu seyn. Die innern Verhältnisse dieses Systems wurden in der Regel nicht durch England bestimmt, sondern England bestimmte sich vielmehr nach ihnen. Eben darin aber lag der Grund, weshalb die Continentalpolitik Englands so wenig auf festen Principien gebaut werden konnte. In wie fern man aber dem Britischen Cabinet darüber Vorwürfe machen kann, bedarf einer nähern Untersuchung. Die Verhältnisse der Continentalmächte gegen einander fortdauernd zu bestimmen, stand durchaus nicht in den Kräften von England. Es wäre eine thörichte und vergebliche Anmaßung gewesen! Eben deßhalb aber konnte es auch seinem Föderationssystem in Rücksicht der Wahl seiner Verbündeten keine bleibende und unerschütterliche Grundlage geben. England war nicht wie Frankreich, wie Preußen u. a. von schwächern Staaten umgeben, die es durch sein Übergewicht hätte an sich anschließen können; es mußte sich seine Verbündeten suchen; und selbst die Bande, welche es an den wichtigsten von allen, an Oesterreich knüpfen, konnte es nicht unauslösllich machen. England kann nach seiner Lage nur Verbündete haben, die durch das Meer von ihm getrennt sind. Sind dieses schwächere Staaten, wie Holland, wie Portugal, wie Sardinien es waren, so hingen diese eben deßhalb schon mehr von ihren unmittelbaren mächtigern Nachbarn ab; sind es mächtigere, wie Oesterreich, wie Preußen, so konnte die Verbindung nur dauern, so lange es irgend einen Punct des gemeinschaftlichen Interesse gab. Ein Föderationssystem, wie die Mächte des festen Landes, konnte also England sich nicht bilden.

Nicht also über den Wechsel in der Wahl seiner Verbündeten darf man England Vorwürfe machen, — irrete es darin, so beging es politische Fehler, wofür es selbst büßen mußte; — wohl aber über die Nichterfüllung der Verbindlichkeiten, die es übernommen hatte. Bey den drey großen Continentalkriegen, an denen England Antheil nahm, dem Spanischen, dem Oesterreichischen Successionskriege, und dem siebenjährigen, schloß es jedes Mal seinen Frieden für sich, oder nur in Verbindung mit Holland, und ließ seine Hauptverbündeten im Stiche. Der Grund davon lag nicht in einer arglistigen, systematisch angenommenen, Politik, und dem Mangel an öffentlicher Treu und Glauben; sondern in dem Wechsel der politischen Principien, der mit dem Wechsel des Ministerii nach dem ganzen Geiste der Britischen Verfassung fast nothwendig verbunden ist. Nie endigte hier derselbe Minister den Krieg, der ihn angefangen hatte; sein Nachfolger gehörte gewöhnlich zu der entgegengesetzten Parthie, und brachte also die entgegengesetzten Grundsätze mit. Der Einfluß und die Macht des dirigirenden Ministers in England beruht gar nicht, wie in unumschränkten Monarchien, auf dem persönlichen Charakter des Regenten; sondern geht unmittelbar aus dem Geiste der Constitution, aus dem Verhältnisse zwischen dem König und seinem Parlamente hervor, zwischen denen der Minister das Band ist. Ohne ihn kann daher nichts von Wichtigkeit geschehen. Daraus fließt, in Rücksicht auf auswärtige Mächte, die allerdings nachtheilige Folge, daß die Britische Regierung die Erfüllung ihrer übernommenen Verbindlichkeiten, nicht mit der Sicherheit garantiren kann, wie andere es können. Die Periode der Marlboroughs und Chatham's geben die Beweise davon. Aber dagegen können auch auf Seiten der Mächte des festen Landes durch hohe Noth oder gänzliche Überwältigung physische Unmöglichkeiten eintreten, ihre Ver-

sprechungen zu erfüllen, die bey England so leicht nicht zu erwarten sind.

Ungeachtet der nicht zu läugnenden einzelnen Fehler indeß, die sich die Britische Politik hat zu Schulden kommen lassen, erscheint doch im Ganzen der Continentaleinfluß von England diese Periode hindurch als ein höchst wohlthätiger Einfluß unter einem doppelten Gesichtspuncte. Erstens verdankt ihm Europa lange Zeit hindurch die Erhaltung des Friedens. Daß dieß der Zweck der Britischen Politik unter Georg I., und, so lange es irgend die Umstände erlaubten, noch unter Georg II. war, ist oben gezeigt. Es war also nichts weniger als ein feindseliger Einfluß. Zweytens: in den großen Kriegen an welchen England Theil nahm, ward es stets die Stütze des Schwächern gegen die Übermächtigen. Es verband sich mit Oesterreich in dem früheren, mit Preußen in dem späteren Kriege, als die eine und die andere Monarchie durch das verbündete Europa mit dem Untergange bedroht wurde. Vielleicht hätten beyde sich ohne England gerettet; aber das Verdienst von England konnte dadurch nicht geschmälert werden. Es trug wesentlich, vielleicht mehr als irgend eine andere Europäische Macht, dazu bey, das politische Gleichgewicht Europas aufrecht zu erhalten.

Begebenheiten, die erst so eben unter unsern Augen geschehen, sind noch nicht reif für die Geschichte; und wenn dieß mit dem Revolutionskriege überhaupt der Fall ist, so ist er es ganz vorzüglich mit der Theilnahme Englands an demselben. Allerdings kann man die Vorfälle erzählen; aber man kann sie noch zu wenig beurtheilen. Jeder große Gegenstand laßt sich erst in einer gewissen Entfernung mit dem Auge umfassen; und die Gegenstände der Geschichte sind diesem Gesetze nicht weniger als die der Natur unter-

worfen. Ja! wofern die bisherige Untersuchung etwas dazu beigetragen haben sollte, den Einfluß und die Natur des Brittischen Continental-Interesse, bis auf die große Revolution herunter, mit Unbefangenheit zu beurtheilen; so wäre vielleicht zu fürchten, daß die weitere Durchführung desselben durch ein Zeitalter, das noch das unsrige ist, und wo die Leidenschaften noch viel zu sehr aufgereggt sind, jene nützlichen Eindrücke schwächen könnte. Brechen wir also jene historische Untersuchung hier ab; um dagegen für ein Paar Bemerkungen Platz zu finden, auf welche die Begebenheiten des letzten Decenniums uns führen!

Man betrachtet gewöhnlich die Theilnahme Englands an dem letzten Kriege als ein Ganzes, ihrem Plane und ihren Absichten nach. Gleichwohl ist keine Ansicht unrichtiger als diese; nicht weniger als sie es in Rücksicht der Continentalmächte ist. Als der Krieg begann, stand ja noch das ganze Gebäude des Europäischen Staatensystems, Frankreich ausgenommen. Unmöglich konnten also auch auf einmahl alle Ideen der practischen Politik, die bisher herrschten, aufgegeben werden.

Diesem zufolge aber mußte die Eroberung der Niederländischen Niederlande durch Frankreich einen Krieg mit England schlechterdings unvermeidlich machen. Ob er einige Monate früher oder später ausbrach war gleichgültig; ausbrechen mußte er. Die Vereinigung dieser Provinzen mit Frankreich war in politischer, in militärischer, und in merkantilischer Rücksicht der härteste Schlag, der auf dem festen Lande von Europa England treffen konnte. Er lösete das Band, welches England an den ersten und ältesten seiner Verbündeten knüpfte; er gab Frankreich unermessliche Hülfsmittel zu der Wiederherstellung seiner Marine, und zu der Bedrohung der Brittischen Küsten; und wenn gleich die Folgen für den Handel sich erst langsam entwickeln können, so werden sie sich doch entwickeln. Also schon dieser Provinzen selbst wegen, war es nicht anders zu erwar-

ten, als daß England alles versuchen würde, ihre Wegnahme zu verhindern; aber dazu kam noch, daß von dem Schicksale dieser Länder auch das Schicksal der Republik der vereinigten Niederlande abhing; und wir haben gesehen, in welchen Verbindungen England mit dieser stand; und welche Verpflichtungen es gegen die Regierung derselben, die es wieder hergestellt und garantirt hatte, eingegangen war.

Wollte man also auch das Bedürfniß, seine Verfassung gegen einen Feind zu vertheidigen, der sich laut als der Feind aller bestehenden Verfassungen ankündigte, nicht in Anschlag bringen, so waren die eben angeführten Ursachen zum Kriege mehr wie hinreichend. Daß aber die genauere Verbindung mit Oesterreich und dessen Allirten davon eine natürliche Folge war, würde, trotz des gebässigten Namens einer Coalition, wodurch man jene Allianz zu brandmarken suchte, wohl überflüssig zu beweisen seyn.

Wäre jene erste sogenannte Coalition bloß bey dem stehen geblieben, was ihr erster Zweck war, Beschützung ihrer Länder, und Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge, — wann wäre wohl eine rechtmäßigere Verbindung geschlossen; und welche Ligue hätte wohl mehr den so oft gemißbrauchten Namen einer heiligen Ligue verdient? Aber das Schicksal hatte es anders beschloffen! Man vergaß was man anfangs gewollt hatte, und neue Entwürfe traten an dessen Stelle. Der Mangel des Zeitalters an großen, an selbstständigen Charakteren, gerade wo man ihrer am meisten bedürfte, zeigte sich auf eine furchtbare Weise; mitten unter den Gefahren eines allgemeinen Umsturzes mußten zugleich die Zeiten eintreten, wo man mehr als halb Europa überblicken konnte, ohne Einen, auch nur einen einzigen, Namen zu finden, an dem das gemeinschaftliche Zutrauen hing.

Bei dieser allgemeinen Zerrüttung war der bloße politische Egoismus an die Stelle der bisherigen Grundsätze.

Jeder nahm so viel er erhalten konnte, von Polen, von Deutschland, von Italien. Auch England nahm sein Theil; zwar nicht hier, aber in beyden Indien. Allerdings war dieser Theil der reichste; aber doch war England deshalb, wenn nicht besser, doch auch nicht schlechter, als alle übrige. Wer von diesen hätte es nicht auch gern genommen, wenn er es vermocht hätte?

Hey diesen großen Veränderungen löseten sich die Fäden gänzlich auf, die England bisher an das Continent geknüpft hatten. Die Belgischen Provinzen blieben Frankreich; — was hätte es also an Oesterreich weiter binden können? Die vereinigten Niederlande wurden Verbündete Frankreichs. Die Staaten des Königs von Sardinien Provinz. Es konnte also keine Continentalpolitik mehr geben wie vormals; aber leider! trat eine andere an deren Stelle, die weiter keinen Zweck, als nur die Fortdauer des Kriegs zu haben schien! Es gab bald kaum einen größern oder kleinern Staat in Europa, mit dem man nicht gegen Subsidien Verbindungen angeknüpft, oder sie anzuknüpfen gesucht hätte. Jeder nahm das Geld, und jeder schloß Frieden für sich; so daß England endlich ohne Verbündete allein auf dem Kampfplatz blieb. Es endete gleichfalls den Kampf durch den Frieden zu Amiens, den unerklärlichsten der je geschlossen worden ist. Für den Besitz von ein Paar fernen Inseln schien England allen seinen Continentalverhältnissen zu entsagen; nicht einmahl über die Räumung von Holland ward etwas bestimmt! War es bloß das Gefühl seines Irrthums, das es bewog, so bald wieder zu den Waffen zu greifen? Oder wird sich, als am 7. März der Wetterstrahl aufs neue, wenn nicht von reinem, doch nur mäßig umwolken, Himmel fiel, auch hier noch dereinst die Erfahrung bestätigen, daß es anderwärts donnert, als wo man die Donnerkeile schmiedete?



V.

U b e r

die Entstehung, die Ausbildung

und den

practischen Einfluß,

der

politischen Theorien

i n

dem neueren Europa.

---

Die Verfassungen der Staaten, welche das politische System des neueren Europas bildeten, waren, wenn man die Versuche seit dem letzten Decennium des verflohenen Jahrhunderts abrechnet, keines Weges auf allgemeine Theorien gebaut. Sie gingen meistens Theils aus dem Feudalsystem heroor; und formten sich nach den äußern Veranlassungen, welche die Zeitumstände und die Bedürfnisse herbey führten. Vergeblich wäre es also gewesen, zu erwarten, daß sie, selbst die vollkommensten unter ihnen, einer politischen Theorie hätten entsprechen können. Indes entstand in manchen dieser Staaten bey dem Fortgange der wissenschaftlichen Cultur auch politisches Raisonnement. Dieses Raisonnement führte zu Systemen und Theorien über die Formen der Verfassungen. Diese Systeme und Theorien singen an, schon lange vor den letzten Ereignissen, einen practischen Einfluß zu gewinnen; der endlich so groß ward, daß bey der Zerstümmerung mehrerer bestehender Staatsformen man diese gewaltsamen Revolutionen selbst aus jenen Theorien hat ableiten wollen.

Wie lebte überhaupt in dem neuern Europa der Geist der Untersuchung über Staatsformen auf? Wie bildete sich dadurch politisches Raisonnement? Wie führte dieses zu allgemeinen Theorien? Welchen practischen Einfluß gewannen diese überhaupt? Und welchen besonders auf die neuesten Revolutionen? — Dieß sind die Fragen, deren Beantwortung der Zweck der gegenwärtigen Untersuchung ist. Sie

wird sich also nur auf die Lehre von der Staatsverfassung, nicht auf die von der Staatsverwaltung, erstrecken. Keinem denkenden Menschen kann aber dieser Gegenstand gleichgültig seyn; möchte nur die Ausführung seiner Wichtigkeit entsprechen!

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß es hier überflüssig wäre, in die Geschichte selbst zurück zu gehen. Die Speculation, wird man vielleicht sagen, bestand für sich, und war unabhängig von der Wirklichkeit. Allein der Verfolg dieser Untersuchung wird deutlich genug zeigen, daß dieß keinesweges der Fall war. Wenn sich auch die politische Speculation über die Wirklichkeit erhob, so ging sie doch aus ihr hervor, und ist nicht nur in ihrer Entstehung, sondern auch in ihrem Fortgange immer in einem gewissen Grade von ihr abhängig geblieben. Es lassen sich jene Fragen also durchaus nicht anders als in Verbindung mit der Geschichte, und zum Theile aus der Geschichte, beantworten.

Wenn die politische Speculation unter einem Volke aufleben soll, so gehört dazu sowohl eine gewisse äußere Veranlassung, als auch ein beträchtlicher Grad von philosophischer Ausbildung. Da wo Streitigkeiten über die Formen der Verfassungen entstehen; wo man Staaten von verschiedenen Verfassungen neben einander, und in Beziehung auf einander, erblickt; wo besonders durch Colonien neue Staaten sich bilden, gibt es äußere Veranlassungen über die Formen ihrer Verfassungen nachzudenken. Kommt dazu ein gewisser höherer Grad von philosophischer Ausbildung, hat man sich schon gewöhnt, sich von dem Speciellen zu dem Allgemeinen zu erheben, so ist dadurch der Weg für die politische Speculation eröffnet. Auf diese Weise entstand sie, und bildete sie sich aus, unter den Griechen, wo der Veranlassungen so viele und so man-

nigfaltige waren! Auf der andern Seite erklärt es sich auch wohl daraus, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters unmöglich ähnliche Erscheinungen sich zeigen konnten. Die Feudalverfassungen, die nach ihrer Strenge genommen, keinen freyen Bürgerstand kannten, und keine Verschiedenheit erlaubten; wo das, was man Freiheit nannte, gewöhnlich nur ein Kampf des Adels gegen die Fürsten war, der sich, wenn er mißlang in Despotismus, im entgegen gesetzten Falle in Anarchie und Faustrecht auflösete, konnten für die politische Speculation keinen Platz lassen, wenn auch der Mangel an philosophischer Cultur sie nicht unmöglich gemacht hätte.

Unter den Ländern Europa's aber, wo man ihr Aufleben am frühesten hätte erwarten sollen, war unstreitig Italien das erste. Alles schien sich hier zu vereinigen, was sie veranlassen konnte. Viele kleine Staaten bildeten sich hier neben einander; es entstanden republikanische Verfassungen; allenthalben das Getreibe politischer Parteyen, und darneben zu gleicher Zeit das Aufblühen der Wissenschaft und Kunst! Der Anblick, den Italien im 15. Jahrhundert darbot, mußte an das alte Griechenland erinnern. Und doch reiften hier keine Theorien der Politik, wie sie dort in Menge reiften! Eine Erscheinung, die gewiß nicht so leicht zu erklären ist!

Aber doch erklärt sie sich meines Erachtens schon dadurch, wenn man weiß, daß nie ein philosophisches System von einiger Bedeutung und großer Wirkung unter Italienischem Himmel gedieh. Keine Nation des gebildeten Europa's ist weniger Schöpferin von Systemen gewesen, als die Italiänische; und hat überhaupt weniger Sinn dafür gehabt. Bereits die Geschichte der Philosophie unter den Römern, die nichts weiter als ein Wiederhall der Griechischen war, gibt davon den Beweis. In dem neuen Italien war es

nicht anders. Als die Wissenschaften wieder auflebten, hielt man sich an Plato und Aristoteles; und auch als man von den Fesseln von diesen sich loszumachen strebte, trat kein Selbstdenker auf, der Epoche in der Geschichte der Philosophie gemacht hätte. Wenn aber die Speculation überhaupt hier nicht gedieh, wie hätte die politische gedeihen sollen, sie, die ihrer Natur nach erst einer der spätern Zweige seyn kann, welche dieser Stamm zu treiben pflegt?

Desto mehr hielt sich aber der Italiener in der Politik an das Practische. Man hielt ihn in Europa für den feinsten und schlauesten Politiker; und Politik ohne Arglist und Betrug war in seinen Augen ein Umding geworden. Gerade darin aber lag wieder ein Hauptgrund, daß keine wahre politische Speculation bey ihm gedeihen konnte. Das höchste, was die Politik für ihn werden konnte, war eine Sammlung von Maximen; nie aber konnte sie bey ihm zur Wissenschaft reifen. Der einzige Schriftsteller jener Periode, der hier genannt werden muß, Machiavelli, gibt den redendsten Beweis von der Wahrheit dieses Satzes. Sein *Principe* und seine *Discorsi sopra Livio* enthalten Raisonnements dieser Art, wie sie ihm theils aus dem Studio der Geschichte, theils aus seiner eigenen Erfahrung erwachsen. Sie enthalten die Beweise, daß das pragmatische Studium der Historie hier gedieh, und man auf dem Wege war, große Geschichtschreiber, aber nicht Theoretiker, zu bekommen.

Noch in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts brach die Reformation aus. Ich habe es versucht, in dieser ersten Theile dieser Sammlung zu zeigen, daß sie, und wie sie eine politische Tendenz erhielt, und welches die Folgen davon in practischer Rücksicht waren. Daß sie durch die Wirkungen die sie auf Deutschland, die Niederlande und England, lange Zeit, hindurch auch auf Frankreich hatte,

die Schöpferinn der politischen Freiheit in Europa wurde, kann nur von denjenigen bezweifelt werden, die, wie man im Sprichwort sagt: „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.“ Sobald aber dieses erwiesen ist, so ist es auch nicht schwer zu erweisen, daß sie eben dadurch auch die Schöpferinn der politischen Speculation ward.

Indessen lag es schon in ihrem Wesen, und den ersten Wirkungen die sie hervorbrachte, daß dieses nicht nur nicht unmittelbar geschah, sondern daß es auch geraume Zeit erforderte, bis es mittelbarer Weise geschehen konnte. Die Richtung, welche sie der Thätigkeit des menschlichen Geistes gab, war auf ganz andere als politisch-speculative Gegenstände gewandt, und blieb auch noch lange darauf gerichtet. Es ist hier nicht der Ort, dies weiter zu zeigen, wer weiß nicht, wie lange Zeit hindurch religiöse Streitigkeiten die einzigen waren, welche ein allgemeines Interesse erregten? Mit allem dem aber kann es doch befremdend scheinen, daß bey dem großen practischen Einfluß, den die Reformation auf die Staatsverfassungen hatte, sich die Theorie derselben so wenig und so langsam entwickelte.

Ich spreche nicht von Deutschland. Hier war das Verhältniß zwischen den Ständen und zwischen dem Kaiser, und was damit in unmittelbarer Verbindung stand, das Verhältniß zwischen der protestantischen und katholischen Parthie der Hauptvönder, der zur Sprache kam, und durch das Schwert entschieden wurde. Aber derjenige Staat, wo man dieses zuerst hätte erwarten dürfen, war die Republik der vereinigten Niederlande. Die Reformation schuf diesen Staat; das Panier der Freiheit wurde hier förmlich aufgesteckt; republikanische Grundsätze wurden und blieben die herrschenden; der neue Staat wurde auf das tiefste in das Gewebe der „allgemeinen Politik verflochten;

auch Wissenschaften blühten in ihm empor; und dennoch reiften für die Theorie der Politik hier keine Früchte!

Allein die Ursachen davon zeigen sich bald, wenn man die ganze Tendenz der Revolution kennt, durch welche die Republik geschaffen ward. Diese Tendenz ging durchaus nicht auf Neuerungen in der Verfassung, sondern war diesen vielmehr geradezu entgegen. Man ging nicht darauf aus, eine neue Staatsform zu schaffen, sondern vielmehr die alten Rechte und Freiheiten der Stände aufrecht zu erhalten. Nur gezwungen kam man dahin, sich von der Herrschaft des Königs von Spanien los zu sagen; wiederholte suchte man sich andere Herren, und der Staat blieb nur eine Republik, weil sich keine solche fanden. Wie hätte hier, wo man auf Neuerungen in der Verfassung gar nicht dachte, sich der Keim von politischen Theorien entwickeln sollen?

Indes mußte die Republik einen langwierigen Kampf, für ihre Unabhängigkeit bestehen. Sie kam in viele Verhältnisse mit fremden Mächten, und diese Periode war überhaupt der Zeitraum der großen Kriege. Ward also gleich die Frage von der Form der Verfassungen hier nicht zur Sprache gebracht, so konnten doch die Fragen von den wechselseitigen Rechten und Verhältnissen der Staaten nicht unberührt bleiben. Die Republik besaß einen großen Bürger, der dieses Gegenstandes sich bemächtigte. Hugo Grotius schrieb sein berühmtes Werk *de jure belli et pacis*.

Für die Theorie der Staatsverfassungen war zwar durch dieses Werk, da es einem anderen Gegenstande gewidmet war, nichts gewonnen. Auch selbst die Art und Weise, wie dieser Gegenstand behandelt ist, kann in unseren Tagen dem Tuche nur noch wenig Leser verschaffen. Zwar wurde der Verfasser dadurch zu einigen Untersuchungen, besonders über das Naturrecht und dessen Grundlage geführt, ohne welche

er seinen Hauptgegenstand nicht glaubte behandeln zu können. Indesß war Grotius überhaupt weit mehr Gelehrter und Literator, als philosophischer Kopf; und die Überladung des Werkes mit Gelehrsamkeit, besonders historischer und philologischer Gelehrsamkeit, konnte ihm unmöglich vortheilhaft seyn. Dennoch aber gehört es zu den erheblichsten Werken, nicht nur seiner, sondern auch der folgenden Zeit. Es war schon ein Gewinn darauf aufmerksam zu machen, daß es ein Völkerrecht gebe, oder doch geben sollte. Der große Name des Verfassers, der nicht bloß als einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, sondern auch als Staatsmann bekannt war, und mit Fürsten und Höfen in Verbindung stand, verschaffte ihm auch selbst in diejenigen Kreise Eingang, wo es practisch wirken konnte. Man konnte das ganze Werk als eine Blüthe der Cultur des Zeitalters betrachten, die dereinst reifere Früchte versprach.

Die Religionsunruhen und Hugonottenkriege in Frankreich, gleichzeitig mit dem Ursprunge der Republik der vereinigten Niederlande, schienen durch ihre Tendenzen weit mehr dazu geschickt zu seyn, zum Nachdenken über die Theorien von Staatsverfassungen aufzumuntern. Es war hier nicht bloß von Erhaltung des Alten, sondern von Neuerungen die Rede. Die Hugonottenpartie, wenn sie gleich nie eine Republik gebildet hat, hatte doch gewiß eine viel stärkere Tendenz zum Republikanismus, als die Insurgenten in den Niederlanden. Allein die Zeiten der Bürgerkriege sind nicht die Zeiten des ruhigen Nachdenkens und der Speculation. Das Getümmel, das bald in bloßes Morden ausartete, war zu wild; die Literatur ging beynähe gänzlich zu Grunde; und die Aufmerksamkeit, die man ihr noch schenkte, war fast ausschließlich auf theologische Streitfragen gerichtet.



Dennoch trat mitten unter jenem Gewühle ein Schriftsteller auf, der damahls zu viel Aufsehen erregte, als daß er hier mit Stillschweigen übergangen werden dürfte, Johann Bodin mit seinem Werke über den Staat \*). Bodin war nicht bloß Gelehrter, sondern nahm auch Antheil an den damahligen Streitigkeiten. Er sprach für die Hugonotten, deren Religion er auch anfangs zugestanden war, auf dem Reichstage von Blois, genoß dennoch sehr des Wohlwollens von Heinrich III. und kam besonders in engere Verhältnisse mit dessen jungerem Bruder Franz von Alençon. Als politischer Schriftsteller gebührt ihm ein ausgezeichnetes Plaz, er vereinigt in sich den doppelten Vorzug einer großen Klarheit und Bestimmtheit der Ideen als speculativer Kopf, und eine ausgebreitete und genaue Kenntniß der ältern sowohl als neuern Staatsverfassungen. Wenn gleich der ganze Gang seiner Untersuchung einige Ähnlichkeit mit dem des Aristoteles hat, so ist er doch nichts weniger als blinder Nachbether; und Niemand kann ihm das Verdienst absprechen, daß er die Wissenschaft weiter brachte. Einige der Hauptideen der Politik sind von ihm zuerst gefaßt, erläutert und bestimmt. Er geht aus von der Idee eines Staats, als „einer Anzahl von Familien, deren gemeinschaftliche Angelegenheiten durch eine höchste Gewalt, aber rechtlich, verwaltet werden.“ Die höchste Gewalt besteht in dem Rechte Gesetze zu geben, und sie auszuführen zu lassen\*\*).

---

\*) *Johannis Bodini de Republica* lib. VI. Das Werk erschien zuerst französisch 1576; wurde aber darauf verbessert und vermehrt von ihm selbst lateinisch heraus gegeben, 1584. Bodin war geboren 1529, und starb 1596.

\*\*\*) *De republica* L. II. p. 275.

Man findet also schon bey ihm den Keim zu der Idee von der Verschiedenheit der Gewalten, den freylich erst spätere Schriftsteller sorgfältiger pflegten und ausbildeten. Er war der erste, der den Satz von der Untheilbarkeit der höchsten Gewalt oder Souverainität (*maiestas*) aufstellte \*), woraus er die Folgerung zieht, daß die gewöhnliche Lehre von den gemischten Verfassungen auf ganz falschen Grundsätzen beruhe, da diese ohne Trennung der Souverainität nicht denkbar seyen. Er hat die Gränze zwischen dem, was wir unumschränkte Monarchie nennen, (*regia potestas*), und zwischen Despotismus und Tyranny schärfer gezogen, als seine Nachfolger \*\*). Er hat endlich das große Verdienst, eine der wichtigsten Wahrheiten der Politik in ihr Licht gestellt zu haben, die einer seiner Lieblingsätze ist, „daß von der Form der Verfassung sich gar nicht geradezu auf den Geist der Verwaltung zurückschließen lasse, und daß selbst in einem monarchischen Staate dieser sehr republikanisch, so wie in einer Republik sehr despotisch seyn könne“ \*\*\*). Endlich war er der erste, der, weit entfernt Eine Verfassung als ein vollkommenes Ideal aufzustellen, das für alle paßte, ausführlich die Rücksichten entwickelte, die nach der Verschiedenheit des Klimas, der körperlichen und geistigen Anlagen bey den verschiedenen Nationen, der Gesetzgeber zu beobachten habe \*\*\*\*). Ein Abschnitt reich an Bemerkungen, deren selbst *Montesquieu* sich nicht zu schämen hatte, dessen würdiger Vorläufer er war.

---

\*) Eben daseibst.

\*\*) L. II. p. 313 sq.

\*\*\*) L. II. p. 305 sq.

\*\*\*\*) L. V. p. 767 sq.

Ungeachtet dieser und anderer unläugbaren Vorzüge indes, ungeachtet der hohen Achtung deren das Werk von Bodin bey den Bessern seiner Zeitverwandten genoss \*), hat es doch nicht die practische Wichtigkeit erhalten, die es verdiente. Der Same, den es austreute, fiel auf einen Boden, der noch zu wenig vorbereitet war, als daß er in demselben hätte aufgehen und gedeihen können. Die oben gemachte Bemerkung, daß die politische Speculation sich nur in Verbindung mit der Philosophie überhaupt erhalten kann, bestätigt sich hier auf eine merkwürdige Weise. Die Nation war noch nicht reif dafür.

Auch die zunächst folgende Periode des siebenzehnten Jahrhunderts war in Frankreich nicht von der Art, daß sich eine solche Reife leicht erwarten ließ. Als einmal die Hugonotten unterdrückt, oder doch entwaffnet waren, gründete Richelieu die königliche Allgewalt, und Ludwig XIV. befestigte sie, ohne daß sie bey der Nation weiter Widerstand gefunden hätte. Wäre auch der Geist der politischen Untersuchung durch Zufälle bey Einzelnen aufgeweckt, wo hätte er hier seine Nahrung gefunden? Unmöglich war dieses bey einem Volke zu erwarten, das die Fesseln, die man ihm anlegte, nicht nur geduldig sich anlegen ließ, sondern — des Ruhms weit mehr als der Freyheit bedürftig — selbst stolz auf sie wurde.

So werden wir also nach einem andern Lande geführt, wo unter einem Zusammenfluß günstigerer Umstände die Theorie der Politik nicht nur entwickelt ward; sondern auch einen großen practischen, jedoch keines Weges zerstörenden, sondern vielmehr erhaltenden, Einfluß bekam, nach England. Es würde hier fast allein genannt werden

---

\*) Man findet die Zeugnisse von de Thou u. a. in dem Artikel Bodin gesammelt bey Bayle.

müssen, hätte nicht einer der kleinsten Staaten Europas, den jetzt, fast unbemerkt, der Abgrund der Revolution verschlungen hat, hätte nicht Genf ihm in dieser Rücksicht gewisser Maßen den Rang streitig gemacht.

Wenn in England für Ausbildung der Theorie der Politik mehr als anderswo gesah, so lagen die Gründe davon auch in den äußern Verhältnissen; und man muß, um sie zu entdecken, einige Blicke in die Geschichte der Verfassung dieses Landes werfen. Sie war so gut wie in den andern Europäischen Ländern in ihrem Ursprunge eine bloße Feudalverfassung, die von Wilhelm dem Eroberer, als er 1066 das Land einnahm, in ihrer ganzen Stärke hier eingeführt wurde. Diese Verfassung verfiel freylich auch hier, so wie sie in andern Ländern verfiel, indem die Vasallen, begünstigt von den Zeitumständen, schon unter den nächsten Nachfolgern von Wilhelm sich große Freyheiten bewilligen ließen, und auch nachmahls jeden günstigen Zeitpunkt dazu benutzten, bis sie (1213) das Hauptpalladium ihrer Freyheit, die *magna charta* erpreßten; aber in welchem andern Lande von Europa hätte sich nicht öfters der Adel seinem König mit den Waffen in der Hand widersetzt? Auch war es weder die Entstehung eines Bürgerstandes, noch die bloße Zulassung seiner Deputirten zu dem Parlament, oder ständischen Versammlung, welche der Britischen Verfassung ihre Eigenthümlichkeiten gab; denn alle jene Erscheinungen zeigen sich ja auch in Frankreich sowohl als den Spanischen Reichen. Die Ursachen lagen vielmehr in der verschiedenen Form, die der Adel hier erhielt; in den verschiedenen Verhältnissen desselben gegen den Bürgerstand, und die dadurch möglich gewordene Bildung des Unterhauses in seiner spätern Gestalt. Man sollte glauben in einer, von so vielen und so großen Schriftstellern bearbeiteten, Geschichte würde alles dieses

völlig im Klaren seyn; gleichwohl fehlt daran sehr viel, und es wird auch nie ganz ins Klare gebracht werden können. In der frühern Geschichte des Britischen Parlaments, besonders wie es im 13. Jahrhundert seine Form erhielt, läßt sich keines Weges alles so documentiren, wie man wünschen und glauben möchte. Allein man wird sich darüber nicht wundern, sobald man weiß, daß auch in England so wie in den andern Staaten des Mittelalters alle große Institute nicht auf ein Mal, nach einer vorgeschriebenen Norm, sondern allmählig, nach zufälligen Umständen und Bedürfnissen, sich formten; daß sehr viel darau fehlte, daß dasjenige, was späterhin höchst wichtig ward, gleich anfangs es gewesen wäre, oder zu seyn geschienen hätte; und daß also auch die gleichzeitigen Annalisten es unmöglich der Mühe werth halten konnten, aufzuzeichnen. So wie mit vielen andern Einrichtungen des Mittelalters, ist es also auch mit der Geschichte des Britischen Adels und des Parlaments. Die Absonderung des höhern Adels, (der *Peers*), von dem niedern, geschah auch in andern Ländern Europas; aber in keinen andern Ländern dieses Welttheils verschmolz sich so der niedere Adel mit dem Bürgerstande, daß er in der Versammlung der Stände des Reichs von jenem sich absonderte und mit diesem sich zu Einem Hause verbunden hätte. Wenn aber die Fragen aufgeworfen werden: Wie denn die Trennung des hohen und niedern Adels eigentlich geschah? Wie es kam, daß der niedere Adel statt persönlich zu erscheinen, Deputirte schickte, die nach den Graffschaften gewählt wurden? Wann dieses Sitte ward? Wann die Städte-deputirte zuerst anstiegen zu erscheinen, (nicht wann dieß zuerst von den Annalisten erwähnt wird)? Und endlich: Wie und wann die Deputirten der Graffschaften mit den Städte-deputirten sich zu Einem Corps vereinigten? — So können selbst die sorgfältigsten Forscher der Britischen Geschichte

darüber nicht viel mehr als wahrscheinliche Vermuthungen aufstellen; woben aber sehr viel fehlt, daß sie ihre Meinungen historisch documentiren könnten. Man braucht auch nur die sehr verschiedenen Vorstellungsarten, die sich bey den Britischen Geschichtsforschern selbst über die ältere Geschichte ihrer Verfassung finden, zu kennen, um sich von der hier herrschenden Ungewißheit zu überzeugen. Hat es doch Schriftsteller vom ersten Range gegeben, die in allem Ernst sagen konnten, die Britten hätten ihre Freyheit schon mit aus den Waldern gebracht!!

Ohne über diese Gegenstände hier in tiefere Untersuchungen hineinzugehen, die hier nicht an ihrem Plage seyn wurden, reicht es hin, zu bemerken, daß die Britische Constitution nach ihren Hauptformen sich schon lange gebildet hatte; ohne daß deswegen England sich eines höhern Grades von politischer Freyheit, als andere Staaten Europas, hätte rühmen können. Es gab ein Oberhaus, bestehend aus den geistlichen und weltlichen Peers, und ein Unterhaus, bestehend aus den Deputirten der Graffschaften und Städte; aber was war dieses Parlament, nicht nur vor den Zeiten der Tudors, sondern auch noch selbst unter diesen gewöhnlich mehr, als ein Instrument in den Händen der Regierung, dessen sich ein Heinrich VII., der VIII. und auch Elisabeth, vortreflich zu bedienen wußten, um zu thun was sie wollten? So zeigte es sich auch hier, wie wenig man von der Form einer Verfassung auf ihren Geist zurück schließen darf! Indessen war doch diese Form hier besser, fester und bestimmter, als anderswo; es bedurfte nur eines Zusammenflusses günstiger Umstände, um sie zu beleben, und der Nation selbst einen Geist der Freyheit einzuhauchen.

Dies geschah durch die Reformation. Durch sie ward nicht nur die Lehre geändert, sondern auch unter und durch Elisabeth die politische Größe Englands ge-

gründet; und eben dadurch der Nationalgeist gewedt \*). Aber da diese Größe nicht aus der Constitution unmittelbar hervorging, so bedurfte es auch noch innerer Stürme, wodurch diese nicht nur erschüttert, sondern auf einige Zeit selbst zertrümmert ward, bis man ihren ganzen Werth fühlen lernte, und seit ihrer Wiederherstellung, in dem man sie durch ein unauslöschliches Band an die Religion knüpfte, als das Palladium der Freyheit betrachtete.

Die Geschichte jener Unruhen, die den Bürgerkrieg herbeiführten, den Thron stürzten, und mit seiner Wiederaufrichtung endigten, ist bekannt genug, um hier bloß angedeutet zu werden. Sie interessieren hier nur aus dem einzigen Gesichtspuncte, die Ursachen aufzufinden, weshalb sie mehr als die ähnlichen Unruhen in andern Ländern das Aufkeimen der politischen Speculation begünstigten; so daß einige ihrer edelsten Früchte hier reifen konnten?

Dieser Grund liegt meines Erachtens offenbar in dem Umstande, daß die innern Unruhen und Kriege in England nicht bloß so wie in andern Ländern durch practische Veranlassungen herbeigeführt, sondern gleich vom Anfange an durch einen theoretischen Streitpunct veranlaßt wurden, der nothwendig zu weiterer Untersuchung leiten mußte.

Als die *Stuarts* nämlich den Britischen Thron bestiegen (1603), brachten sie einen Grundsatz mit auf denselben, der so gut wie erblich und unausrottbar in ihrem Hause blieb, und den *Jacob I.* unvorsichtig genug war, bey

---

\*) Ich beziehe mich hier auf das, was ich hierüber in meiner Abhandlung: über die politischen Folgen der Reformation, im Ersten Theile dieser Sammlung, gesagt habe.

jeder Gelegenheit, und selbst öffentlich im Parlament aufzustellen. Nämlich den Grundsatz: „daß die königliche Gewalt von Gott herstamme; daß sie eben deshalb an sich unumschränkt sey, oder doch seyn solle; daß das, was man Rechte des Volks und des Parlaments nenne, gar keine eigenthümliche Rechte, sondern nur Bewilligungen, nur Privilegien seyen, die ihm von den Königen seyen erteilt worden; daß es daher auch in der Macht der Könige stehe, diese Privilegien wieder zurück zu nehmen, so wie sie sie gegeben hätten.“ Diese Grundsätze standen aber in einem geraden Widerspruche mit denjenigen Ideen, die durch die Reformation in Umlauf gesetzt waren, und die bey derjenigen Parthie, die eben damals anfing, sich in England so sehr auszubreiten, der Presbyteriner oder der strengen Reformirten (Puritaner), die bey ihrer Religionsverfassung an republikanischen und selbst demokratischen Grundsätzen hingen, und daher sehr geneigt waren, diese auch auf die politische Verfassung zu übertragen, den meisten Eingang gefunden hatten. Elisabeth hatte von ihrer Gewalt wohl keine geringern Begriffe gehabt, als die beyden ersten Stuarts; sie hatte practisch unumschränkter geherrscht, wie sie; sie hatte aber nicht die Thorheit begangen, solche Lehrsätze zur Schau zu stellen, wie der Pedant Jacob I. es that; und Dinge zur Sprache zu bringen, welche die Herrscher ihrem eigenen Interesse gemäß, als Geheimnisse, als die *arcana dominationis*, behandeln sollten.

Diese Grundsätze, und die dadurch entstehenden Collisionen zwischen König und Parlament; waren der Zunder zu der Flamme der innern Unruhen und Bürgerkriege, welche jetzt in England ausbrachen. Sie führten Carl auf das Blutgericht, und stürzten den Thron um. Aber auch selbst, als dieser wieder aufgerichtet wurde, glimte deswegen doch das Feuer unter der Asche fort. Diese Wiederauf-



richtung des Throns war mehr ein Werk des Partengeistes, und der durch den Druck der herrschenden Anarchie und des militärischen Despotismus veränderten Stimmung der Nation, als der ruhigen Vernunft. Der Augenblick, den man hatte nutzen sollen, den Mängeln in der Form der Constitution abzuhelpfen, blieb ungenutzt: und Carl II. bekam die königliche Gewalt ohne weitere Bestimmung, so wie seine Vorfahren sie gehabt hatten. Aber leider! war er derselben um vieles weniger würdig, als sein unglücklicher Vater! Auch Er hing jenen Grundsätzen an, die diesem das Leben gekostet hatten; und sein Hang zum practischen Despotismus war um vieles größer, als der seines Vaters. Aber wozu bedürfte es hier einer weitem Auseinandersetzung jener Versuche zur Einführung des Papismus und der Tyranny, die seinem Bruder den Thron kosteten, deren Erzählung man in jeder Geschichte findet?

Indem nun aber unter solchen Umständen die innere Gährung fortbauerte; indem das bisherige Gewühl der Factionen in die Parteien der Whigs und Tories sich auflösete; indem zugleich unter Carl II. ein Zeitalter eintrat, wo die Literatur aufblühte, und des Bücherschreibens in England viel mehr wurde, war es kaum anders zu erwarten, als daß auch die politische Speculation, in einem Lande und in einem Zeitalter, wo sie so viele Nahrung fand, gedeihen würde; und diese Erwartung ward auch keines Weges getäuscht.

Aber da diese Speculation unmittelbar aus dem practischen Leben hervor ging, so war es auch unvermeidlich, daß sie davon die Spuren an sich tragen mußte. Man debattirte über diejenigen Fragen, auf welche man durch die Zeitumstände geführt ward; und die also eine unmittelbare practische Wichtigkeit hatten. Und diese Fragen lassen sich im Grunde alle auf eine einzige reduciren: ob die königliche Ge-

walt unumschränkt seyn solle, oder nicht? Also mit andern Worten: ob die höchste Gewalt bey dem Könige, oder bey der Nation sey? — Bey Fragen von so hoher practischer Wichtigkeit konnte Niemand leicht gleichgültig bleiben, der einige Liebe für sein Vaterland hatte; und die Hefigkeit, mit der dieser Streit geführt wurde, darf uns also nicht wundern!

Es ist, wenn man mit den Schriftstellern der damaligen Zeit nicht bekannt ist, kaum zu glauben, wie weit die Verfechter der königlichen Autorität ihre Behauptungen trieben, und mit welchen Gründen sie sie unterstützten! Es muß hier zunächst einer von ihnen erwähnt werden, der zwar längst der verdienten Vergessenheit übergeben ist, aber der hier deshalb nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, weil seine Schrift unter dem Titel: *Patriarcha, or the natural power of Kings* \*) den größten Schriftstellern von der andern Seite gleichsam zum Wehstein diente, an dem sie ihr Genie säwärfen. Gerade das Übertriebene und zum Theil Lächerliche, der Behauptungen von Filmer und seines Gleichen trug am meisten dazu bey, die Sache, welche sie vertheidigten, fallen zu machen. Da sie die königliche Gewalt unmittelbar von Gott ableiteten, so kam es darauf an, dieß historisch zu deduciren. Sie nahmen also zu der Geschichte des Volkes Gottes ihre Zuflucht; da aber unglücklicher Weise die königliche Gewalt auch bey diesem nur bis zu einem gewissen Zeitpuncte reichte, so gingen sie zu den Patriarchen zurück, und behaupteten, daß bereits Abraham, also auch Noah, und endlich Adam Könige gewesen seyen. Und um dieses darzuthun, suchten sie zu zeigen, daß die königliche

---

\*) Sie macht einen Theil aus seinen Abhandlungen: *Political discourses of Rob. Filmer, Baronet, Lond. 1682.*

Gewalt aus der väterlichen entstanden oder hervorgegangen sey; und demnach die Könige, als Väter ihrer Völker, auch eine eben so unumschränkte Herrschaft über ihre Unterthanen, als jene über ihre Kinder, ausüben könnten. Da aber alle Kinder durch ihre Geburt schon in der väterlichen Gewalt stehen, so folge daraus, daß kein Mensch frey geboren werde; und da also die väterliche Gewalt auf die Könige übergegangen sey, so stehen auch die Menschen durch ihre Geburt unter dieser ihrer Gewalt, und zwar ohne alle Beschränkung, so daß sie als ihr Eigenthum geboren würden. Auf diesem Wege gelangte Filmer zu der Folgerung, daß er den unbeschränktesten Despotismus als rechtmäßig vertheidigte; so daß so wohl die Personen als auch die Güter der Unterthanen nichts weiter als Eigenthum der Könige seyen, worüber sie nach Belieben schalten und walten könnten; eben deshalb also jede Widersetzung der Unterthanen Rebellion sey; und in keinem Falle ein König seiner Herrschaft entsetzt werden könne.

Die Absurditäten in diesen Behauptungen würden auch ohne die Gegner diese Theorie bald haben fallen machen. Aber unter den Vertheidigern der unumschränkten Gewalt trat noch ein anderer Mann auf, der seinen Platz unter den ersten Denkern durch alle Jahrhunderte behaupten wird; und der seine Meinung mit ganz andern Waffen verfocht als Filmer, Thomas Hobbes. Von seinen Schriften, die das Gebiet der Philosophie umfaßten, gehören hierher sein Buch *de cive* und sein *Leviathan* \*).

---

\*) Das Buch *de cive* macht den dritten Abschnitt seiner *Elementa philosophiae* aus. — Der *Leviathan, sive de materia forma et potestate civitatis* ist nur eine weitere Ausführung davon. Hobbes war geboren 1588 und starb erst

Wenn Hobbes als der Verteidiger der unumschränkten königlichen Gewalt auftrat, so mochte allerdings in seinen äußern Verhältnissen dazu einige Veranlassung liegen. Er war nicht nur der königlichen Parthie ergeben, sondern war auch der Lehrer von Carl II., als dieser unter Cromwell sich in Frankreich im Exil befand. Indes ging dieser äußere Einfluß gewiß nicht weiter, als daß seiner ganzen Art die Dinge anzusehen durch die Begebenheiten der Zeit und seine eigenen Schicksale eine gewisse Richtung gegeben war; großes Unrecht aber würde man ihm thun, wenn man ihn der Schmeicheley und Gleisnerey verdächtig halten wollte. Er erscheint vielmehr als einer der consequentesten Denker, der nie eine Behauptung aufstellte, die er nicht mit aller der Schärfe glaubte beweisen zu können, die zu ihrer Gewißheit erforderlich war.

Hobbes machte in der Theorie der Politik schon dadurch Epoche, daß er der erste war, der sie auf das Naturrecht, und dem so genannten Naturstand, zu gründen suchte. Diese Idee von einem Naturstande, (wie verschieden er auch geschildert wurde), aus dem heraus die Menschen zu einem rechtlichen Zustande in der Gesellschaft fortgegangen seyn, lag bey allen den nachfolgenden Theoretikern bis auf Rousseau herunter, zum Grunde; und hat, durch das Willkürliche, das man in die Idee hereintrug, nicht wenig dazu beigetragen, die Theorie zu verwirren.

Will man unter dem Naturstande sich den Zustand der Menschen außer dem Staate, oder der bürgerlichen Gesellschaft, denken, so ist es allerdings keines Weges zu läug-

---

1679. Seine Elementa erschienen zuerst 1650, und der Leviathan 1651; also in der Periode von Cromwell. — Gesammelt erschienen seine Werke zuerst 1668.

nen, daß es Völker gegeben hat, und noch gibt, die sich in einem solchen Stande, also wenn man es so nennen will, im Naturstande, befinden. Aber um hier die Gränzlinie zwischen Staat und Naturstande zu ziehen, ist, wie jeder leicht sieht, durchaus erforderlich, daß man sich darüber verständigt, was der wesentliche Charakter des Staats sey; und wann also Menschen in bürgerlicher Gesellschaft leben. Die Theoretiker suchen diesen gewöhnlich in dem Besitze der Souverainität; sey es, daß diese entweder von dem Volke selbst ausgeübt wird, oder daß die Ausübung an Einen oder Einige übertragen ist. Allein mit dieser Bestimmung reicht man practisch bey dem Studio der Geschichte gar nicht aus. Es gibt eine Menge Völker, auf welche jener Charakter paßt; und von denen doch kein Mensch sagen kann, daß sie einen Staat bilden, und in bürgerlicher Gesellschaft leben. Alle große Hirtenvölker sind, oder waren wenigstens, im Besitze der Souverainität, als unabhängige Völker; und hatten in ihrer Mitte Stammhäupter als Beherrscher, denen die Ausübung übertragen war; und doch wird Niemand behaupten wollen, daß die Kalmücken, die Kirgisen und Arabischen Beduinen einen Staat (*civitas*), bilden. Ein solcher kann in dem Sinne, wie wir in der Geschichte diesen Ausdruck brauchen, nur von einem Volke (gleichviel wie groß oder klein) gebildet werden, das Eigenthümer und Bewohner (letzteres im eigentlichen Sinne des Wortes) eines bestimmten Landes ist. Oder mit andern Worten: feste Wohnsitze und Landeigenthum bilden den zweyten nothwendigen Charakter jedes Staats, in der practischen Bedeutung des Wortes. Der Grund davon liegt darin, weil das ganze Institut, das wir Staat nennen, erst durch Grundeigenthum practisch möglich wird. Der erste (wenn gleich nicht der alleinige) Zweck des Staats ist Sicherheit des Eigenthums. Nun können zwar so gut

bewegliche als unbewegliche Güter Eigenthum seyn; aber erst da wo die letztern es sind, erscheint das Eigenthumsrecht nicht nur in seiner vollen Wichtigkeit; sondern wird auch erst das Bedürfniß recht fühlbar, die Formen desselben durch Gesetze zu bestimmen, weil erst hier ein seiner Natur nach immer dauernder Gegenstand des Eigenthums Statt findet. Mag also auch in der Theorie ein Staat denkbar seyn ohne Landeigenthum, so wird sich doch in der Wirklichkeit nimmermehr ein solcher ohne dasselbe bilden können. Die Vernachlässigung dieser Wahrheit hat aber am meisten dazu beigetragen, die politischen Theorien zu leeren Hirngespinnsten zu machen; denn was ist eine Theorie anders, so bald man diejenigen Bedingungen übersieht, ohne welche keine praktische Anwendung derselben Statt findet?

Einen Beweis davon sieht man bey der Idee von dem Naturstande, und den Anwendungen die davon gemacht werden. Soll dieser Naturstand dem Stande der bürgerlichen Gesellschaft entgegen gesetzt werden; und kann dieser letztere Stand erst da entstehen, wo es Landeigenthum und feste Wohnstätt gibt; so werden wir unstreitig annehmen müssen, daß alle diejenigen Völker im Naturstande leben, denen jene Einrichtungen noch fehlen. Allein es folgt alsdann auch unmittelbar daraus, daß dieser Naturstand alle die verschiedenen Zustände umfaßt, die vor der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft da seyn können. Zwischen diesen findet aber schon eine gewaltige Abstufung Statt, wie jeder weiß, der nur einige Blicke in die Geschichte der Menschheit geworfen hat. Also mit anderen Worten: der Begriff eines Naturstandes ist ein bloß negativer Begriff, in so fern er das Daseyn der bürgerlichen Gesellschaft ausschließt; aber gar kein positiver Begriff, in so fern er als solcher einen bestimmten Zustand bezeichnen sollte.

Allein darauf nahmen die Theoretiker keine Rücksicht. Jeder betrachtete seinen Naturstand als etwas positives, und entwarf also ein Bild davon — nach Belieben. Kein Wunder, daß diese Bilder sich so unähnlich sehen! Hobbes machte damit den Anfang. Nach ihm leben die Menschen im Naturstande in einer beständigen Feindschaft. Die Menschen sind in diesem Zustande sich alle einander gleich, da sie wechselseitig eine Macht haben, nicht nur sich zu bekämpfen, sondern auch sich umzubringen. Sie alle haben den Willen sich zu beleidigen, und werden sich also beleidigen. Es wird also ein Krieg aller gegen alle entstehen; sie schweben alle in beständigen Gefahren: da der Schwächere dem Stärkeren unterliegen muß. Es ist indessen natürlich, daß man gegen diese Gefahren sich zu schützen sucht; ja es fällt in die Augen, daß nicht nur der einzelne Mensch, sondern daß auch das Menschengeschlecht überhaupt nicht erhalten werden könne bey einem allgemeinen Kriege, der ein ewiger Krieg bleiben muß. Weil die Menschen dieses einsahen, so gingen sie aus diesem Zustande heraus, und errichteten einen rechtlichen Zustand, die bürgerliche Gesellschaft; die also eine Tochter der Furcht war.

Auf diese Hypothese, deren Unbestimmtheit und Grundlosigkeit aus den oben gemachten Bemerkungen erhellen wird, bauete Hobbes seine politische Theorie. Der zweyte Schritt führte zu einer neuen Hypothese. Aus diesem Naturstande konnte man in den rechtlichen Zustand nur durch einen Vertrag übergehen; und daher der seit dem so wichtig gewordene Satz: der Staat ist auf einen Vertrag gegründet. Dieser Vertrag nämlich bestand darin \*), daß Alle überein kamen: ihren Privatwillen dem

\*) *De cive* V, 6. *Submissio voluntatum omnium unius voluntati.*

Willen von Einem (sey es der Wille eines Individuums, oder einer Versammlung) zu unterwerfen, dessen Wille also allgemeiner Wille wird. Derjenige also, sey es Einer oder eine Versammlung, die diesen ausübt, hat die höchste Gewalt, oder die Majestät; er ist Oberherr oder Regent, die andern Unterthanen. So bald einmahl an einen Regenten die höchste Gewalt übertragen ist, sind ihm eben dadurch alle Privatwillen untergeordnet; er ist nicht an die Gesetze, die diese machen möchten, gebunden; er vereinigt in sich die höchste ausübende, richterliche, und gesetzgebende Gewalt; er ist also durchaus unumschränkt \*), und zugleich unverletzlich und unstrafbar. Auch kann die ihm erteilte Gewalt ihm nicht wieder genommen werden; denn so bald das Volk sie übertragen hat, bleibt es keine moralische Person mehr, sondern nur ein Agregat von Individuen. Zwar kann diese höchste Gewalt Einem, oder Einigen, oder dem größten Theile übertragen werden; und mit der Theorie von Hobbes können also Aristokratie und Demokratie so gut wie die Monarchie, jede dieser Staatsformen aber nur unumschränkt, bestehen; allein Hobbes sucht alsdann darzutun, daß die Monarchie bey weiten vorzuziehen sey; und ward also auf diesem Wege nicht nur der Vertheidiger von dieser überhaupt, sondern von ihr in so fern sie unumschränkt ist. Denn da die höchste Gewalt nicht getheilt werden kann, ohne in einen Widerspruch zu verfallen, so kann es auch keine sogenannte gemischte Verfassung geben; es ist aber weit besser, daß sie bey Einem als bey Mehreren ruht, wie Hobbes theils aus

---

\*) imperium absolutum. *De cive*, Cap. VI, 13. Für die ausübende Gewalt hat Hobbes noch keinen allgemeinen Ausdruck, sondern charakterisirt sie nur nach einzelnen Hauptacten der Regierung.



historischen, theils aus Vernunftgründen darzuthun sich bestrebet.

Dies sind die Hauptfäße des Systems von Hobbes. Er ist ohne allen Zweifel der Vater der politischen Revolution unter den Neuern. Kein anderer hatte vor ihm so scharf, so consequent über diese Gegenstände raisonnirt wie er. Er erhob sich über die Erfahrung: setzte einen Begriff des Staates fest, und folgerte aus diesem. Sein System ruhete auf den drei Sägen: 1) Die höchste Gewalt ist untheilbar. 2) Die höchste Gewalt kann übertragen werden. 3) Sie kann aber nur ungetheilt übertragen werden. Das Gegentheil von dem zweiten Satze, nämlich, daß die höchste Gewalt nicht übertragen werden könne, sondern unveräußerlich sey, behauptete späterhin Rousseau. Ihn mußte deshalb sein Weg schlechtere Dinge zu der Demokratie, als der einzigen rechtlichen Verfassung, führen; wogegen Hobbes auf dem seinigen, wie schon gezeigt ist, zu der unumschränkten Monarchie und Aristokratie gelangte, ohne jedoch die Demokratie auszuschließen; aber als rechtliche Verfassung mußte nach seinen Grundsätzen jede derselben nothwendig unumschränkt seyn.

Wenn sich Hobbes als Denker so weit über alle andere politische Schriftsteller seiner Zeit, so wie überhaupt des siebzehnten Jahrhunderts erhob; so hätte man wohl erwarten dürfen, daß er auch den größten practischen Einfluß erhalten hätte. Allein dieß geschah keinesweges. Freylich hätte seine Autorität von selbst fallen müssen, da die Verfassung seines Vaterlandes eine ganz andere Ausbildung erhielt, als seine Grundsätze sie forderten. Aber auch selbst von den Vertheidigern der unumschränkten königlichen Gewalt wurde er gewöhnlich nicht zuerst genannt und oben angesetzt. Der vorher erwähnte Filmer, so unermesslich tief er auch unter Hobbes stand, erhielt doch eine viel größere Autorität; so

daß selbst die ersten Köpfe der Gegenparthie gegen ihn, und nicht gegen Hobbes, schrieben. Der Grund davon scheint mir darin zu liegen, daß das Werk von Filmer weit mehr mit dem damahls herrschenden Geiste des Zeitalters harmonirte, als das von Hobbes. Der letztere ragt als Denker so weit über sein Zeitalter hervor, daß er allein stand; man war an ein solches abstractes Denken und Deduciren aus Begriffen gar nicht gewöhnt. Dagegen hatte Filmer Politik und Religion mit einander in Verbindung gesetzt; und seine Autoritäten aus der Bibel und der Geschichte des alten Testaments hergenommen. Dieß war aber der damahls allgemein herrschende Ton. Und so konnte sein Geschwäch weit mehr Aufmerksamkeit erregen, als das philosophische Raisonnement von Hobbes.

Ich halte es für überflüssig, mich bey andern weniger bekannten Schriftstellern, die als Vertheidiger der unumschränkten Gewalt, erschienen, aufzuhalten, da die Theorie keine wesentliche Fortschritte durch sie machte; und ich nichts weniger als eine Literatur der Politik zu geben Willens bin. Vielmehr gehe ich von den Vertheidigern der unumschränkten Monarchie in jenen Zeiten in England jetzt zu den Vertheidigern der freyen Verfassung fort; unter denen gleichfalls vorzugsweise zwey hier genannt werden müssen, Algernoon Sidney, und John Locke. Beide schrieben zunächst gegen Filmer; aber beide liebten auch nicht dabey stehen ihn zu widerlegen.

Algernoon Sidney war einer der stark prononcirten Charaktere, wie sie aus den Stürmen der Revolutionen nicht selten hervor zu gehen pflegen \*). Seit seinen

\*) Er war geboren 1622, und ward, des Hochverraths angeklagt, 1683 enthauptet, ohne daß man ihm irgend etwas

Jünglingsjahren enthusiastischer Verehrer der Freiheit, fand er in den Begebenheiten der Zeit reichliche Nahrung für seinen Geist; durch die Verfolgungen, die ihn trafen, ward er in seinen Grundsätzen nur noch mehr bekräftigt. Viele Jahre mußte er im Exil herum irren, und als er endlich in sein Vaterland zurück kehren durfte, fand er bald, anerkannt unschuldig, seinen Tod auf dem Blutgerüste. Sein oft wiederholter Wahlspruch:

— — Manus haec inimica tyrannis

Ense petit placidam sub libertate quietem,

brückt seine Grundsätze und seinen Charakter wahrer und lebendiger aus, als eine lange Schilderung es vermöchte.

Sidney schrieb seine berühmten *Discourses on government* zunächst um Filmer zu widerlegen, und diese polemische Tendenz läßt also schon im voraus erwarten, daß sein Werk kein System der Politik werden konnte. Er war überhaupt kein wissenschaftlicher Kopf, der für die tiefere Speculation geschaffen gewesen wäre. Seine Politik drehte sich um eine Anzahl Lieblingsätze, die er bald durch Vernunftgründe, bald aus der Geschichte zu beweisen suchte. Er widerlegt daher zuerst die Behauptung Filmers, daß die königliche Gewalt von Gott abstamme. Vielmehr überließ Gott zugleich den Menschen die Wahl ihrer Staatseinrichtungen. Es ist also der Natur gemäß, daß Völker sich selbst regieren, oder auch Regierer sich wählen. Alle Gewalt der Obrigkeit (*magistratical power*), wenn sie rechtlich seyn soll, kommt daher von dem Volke; und die Regierung wird nicht zum Besten des Regierenden, sondern der Regierten errich-

---

hätte beweisen können. Unter Wilhelm III. ist das Urtheil cassirt, und er feyerlich gerechtfertigt worden.

tet. Wie groß aber die Macht der Obrigkeiten ist, hängt von den Gesetzen jeder Nation ab, die sie sich selbst gibt. So wie jedes Volk aber das Recht hat, sich eine Staatsform zu geben, so kann es auch dieselbe wieder abändern oder aufheben. Es versteht sich also von selbst, daß er nach diesen Grundsätzen zwar wohl eine Monarchie, als eine rechtliche Verfassung anerkennen konnte. Allein wenn er gleich die monarchische Form nicht verwirft; so verbeht er es doch im mindesten nicht, daß er sie der republikanischen weit nachsetzt; deren Vortheile er ausführlich, wie wohl zum Theile mit schwachen Gründen, darzuthun sich bemüht.

Die Theorie der Politik hat, wie man aus dieser kurzen Darstellung leicht sieht, durch *Sidney* keine irgend erhebliche Fortschritte gemacht. Er gehörte aber zu den muthvollsten Verteidigern der Freyheit; und da er schuldlos auf dem Blutgerüste starb, so wurde sein Andenken unvergeßlich. Was sein Werk betrifft, das erst nach seinem Tode unter *Wilhelm III.* gedruckt werden konnte, so kann man wohl mit Wahrheit sagen, daß hier mehr der Name das Werk, als das Werk den Namen verewigt hat. Es ist nie vergessen worden; aber nie zählte man es doch zu den classischen Werken der Nation. Die Form erlaubte dieß nicht; theils war es die polemische Tendenz, die, als *Flimer* in Vergessenheit gerieth, auch ihm das Interesse rauben mußte; theils verrieth aber auch die Weitsehigkeit und der Mangel philosophischer Ordnung den wenig geübten Denker und Schriftsteller. Hat *Algernon Sidney* also dazu beygetragen, den Freyheitsgeist seiner Nation zu erhalten, so hat er es mehr durch sein Leben und seinen Tod, als durch seine Schriften gethan.

Aber ganz anders verhielt es sich mit dem Manne, auf den wir jetzt kommen, und dessen Name schon oben *Secren's* hieß. Schrift. 2. Th. K.

genannt ist, John Locke \*). Er gehört zu denen, die den größten practischen Einfluß auf die Bildung der Nation gehabt haben, und selbst noch fortdauernd haben. Denn, wie man auch lieber ihn als Denker urtheilen mag, so ist es doch gar nicht zu läugnen, daß er es war, der der philosophischen Cultur der Engländer ihre Richtung gab.

Von seinen Schriften gehören hier seine *two Treatises of government* her \*\*). Die erste dieser beyden Schriften ist, wie schon der Titel es aussagt, gleichfalls eine Widerlegung von Filmer. Indes blieb Locke nicht dabey stehen, sondern suchte in dem zweyten Theile eine Theorie des allgemeinen Staatsrechts aufzustellen, und dieser zweyte Theil ist es daher auch, der uns der wichtigste seyn muß.

Auch Locke geht hier von dem Naturstande aus, so wie Hobbes es gethan hatte. Allein das Willkürliche, das man, wie oben gezeigt ist, in diesen Begriff hinein gelegt hatte, zeigte sich jetzt schon deutlich dadurch, daß Locke ein ganz anderes Bild von jenem Stande entwarf, als Hobbes. Wenn diesem der Naturstand ein beständiger Krieg Aller gegen Alle war, so unterwirft dagegen Locke in diesem Stande die Menschen dem Naturgesetze, das jedem nicht nur befiehlt, sich selbst zu erhalten; sondern auch jeden verhindert, Andern Schaden zuzufügen, oder gar sie des Lebens zu berauben; das endlich dem Beleidigten das Recht

\*) Er war geboren 1632, brachte einen Theil seines Lebens im Auslande, besonders in Frankreich zu, und starb 1704.

\*\*\*) *Two treatises of government. In the former the false principles and foundation of Sir Rob. Filmer, and his followers are detected and overthrown. The latter is an essay concerning the true original, extent, and end of civil government.*

gibt, zu seiner Erhaltung sich zu vertheidigen, und den Beleidiger in so weit zu strafen, daß er sich Ersatz verschafft, und dieser seine Beleidigungen nicht wiederholen kann, oder daß man vor denselben gesichert ist. Ungeachtet also im Naturstande alle Menschen frey, und alle sich gleich sind, wie er gegen Filmer und Hobbes dardur, so hat doch in so fern jeder über den Andern eine ursprüngliche Gewalt, als erfordert wird, um die Übertreter des Naturgesetzes zu der Beobachtung desselben zu nöthigen, und also das Naturgesetz selbst aufrecht zu erhalten. Der Naturstand war also ihm zu Folge der Stand, wo die Menschen unter keiner andern Herrschaft als der der Vernunft leben. Bedenkbar ist ein solcher Zustand allerdings; allein so lange die Menschen keine rein vernünftige Wesen sind, sondern ihren Leidenschaften eben so oft als der Stimme der Vernunft gehorchen, kann er unmöglich wirklich werden; und wenn er es wäre, wozu bedürfte man denn überhaupt eines Staats? Das Bedürfniß von diesem entspringt indeß nach Locke hauptsächlich daraus, weil in dem Naturstande jeder Richter in seiner eigenen Sache ist; und deswegen diejenige Unparteilichkeit hier nicht zu erwarten stehet, welche die ruhige Vernunft fordert.

Der wichtigste Gewinn, der aus Lockes Untersuchungen hervor ging, war unstreitig der Beweis der ursprünglichen Freyheit und Gleichheit der Menschen durch Geburt, gegen die widersinnige Behauptung von Filmer und seinen Anhängern über die Slavery und Abhängigkeit durch die väterliche Gewalt, und was daraus weiter gefolgert ward. Durch Locke wurde also zuerst die Lehre von den Menschenrechten ausgebildet, in so fern diese in der persönlichen Freyheit, und der Sicherheit des Eigenthums bestehen, wovon er den Begriff viel sorgfältiger als einer seiner Vorgänger zu deduciren und festzustellen bemüht war.

Indem Locke nun den Staat auf den Naturstand folgen ließ, so daß die Menschen aus diesem in jenen übergingen, indem sie sich einer Regierung unterwarfen, d. i. daß jeder Einzelne sein Recht zur Ausübung des Naturgesetzes gegen Andere, die es übertraten, aufgibt, und einer äußeren öffentlichen Gewalt überträgt; so mußte der Staat auch nothwendig eine Vereinigung freyer Menschen nach seinen Grundsätzen seyn, und die persönliche Freyheit blieb eine wesentliche Bedingung der Mitglieder der Gesellschaft, die zusammen den Staat bilden. Allein der Zweck seiner ganzen Schrift ging noch weiter. Sie hatte überhaupt die Tendenz, die Britische Verfassung durch eine Entwicklung der Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts als eine diesem entsprechende, und also rechtmäßige, Verfassung darzustellen. Dazu gehörte denn nicht bloß die Bedingung der persönlichen, sondern auch der bürgerlichen Freyheit, oder der Theilnahme an der Gesetzgebung. Die Entstehung eines Staats setzt ihn zu Folge immer eine freiwillige Übereinkunft derjenigen voraus, die sich zu der Gesellschaft vereinigen. Durch diese Vereinigung bildet sie ein politisches Corps, in diesem Corps muß aber die Mehrheit der Stimmen die Entscheidung geben, weil es sonst seine eigene Thätigkeit hemmen würde; und jeder Einzelne muß also seinen Willen dem der Mehrzahl unterwerfen. Dieser Wille der Mehrzahl ist also die gesetzgebende Macht, welche durchaus die höchste im Staate ist, die dann entweder vom Volke selbst ausgeübt, oder auch an Einen oder mehrere übertragen werden kann, woraus die verschiedenen Staatsformen entspringen. Von dieser muß man die ausübende Gewalt unterscheiden, welche der erstern untergeordnet werden soll, und welche die Vollziehung der Gesetze zu ihrem Zwecke hat.

Auf diesem Wege mußte Locke zu den genaueren Untersuchungen über das Wesen der gesetzgebenden

und ausübenden Gewalt kommen, und darin liegt eigentlich sein Hauptverdienst um die Theorie der Politik. Kein anderer Schriftsteller vor ihm hatte diese einzelnen Elemente der Staatsconstitution so bestimmt von einander getrennt, so genau jedes für sich untersucht, und ihr Verhältnis gegen einander festzustellen sich bemüht. Indem aber Locke die gesetzgebende Gewalt als die höchste feilsetzte, indem er diese dem Volke oder dessen Stellvertretern ganz oder doch zum Theile vorbehalten wissen wollte; so bahnte er sich dadurch den Weg zu dem Satze, daß nur eine Verfassung, in der die gesetzgebende und ausübende Gewalt getrennt sind, als rechtliche Verfassung betrachtet werden könne; da hingegen in einer unumschränkten Monarchie, in der die gesetzgebende und ausübende Gewalt unbedingt in den Händen des Regenten vereinigt sind, dieses rechtliche Verhältnis gar nicht Statt finde, weil vielmehr der Regent gegen seine Unterthanen sich eigentlich hier auch immer nur im Verhältnisse des Naturstandes befinde.

Diese Entwicklung der Lehre von den verschiedenen Gewalten im Staate war allerdings durchaus notwendig, wenn man die Theorie der Politik vervollkommen wollte; und dieses Verdienst überhaupt sowohl, als daß er die Vorzüge einer freien Verfassung entwickelte, kann Locke nicht abgesprochen werden. Er bereitete dadurch den Grund, auf dem auch die Gebäude seiner Nachfolger, wie verschieden sie auch sonst von den seinigen seyn mochten, erbaut wurden. Auf der andern Seite sah er aber auch nicht die Folgen voraus, zu denen seine Sätze führen konnten. Unstreitig müssen gesetzgebende und ausübende Gewalt in der Theorie als verschieden betrachtet werden. Wie weit sie aber in der Praxis getrennt werden sollen, ist eine ganz verschiedene Frage. Eine gänzliche Trennung derselben ist,



wie bereits oben bemerkt worden, in der practischen Politik eine Chimäre. Allerdings verlangte auch Locke diese nicht; er räumte dem Regenten einen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt ein; und schied sich also dadurch von Hobbes, indem er sich so den Weg zur gemischten Verfassung bahnte; statt daß Hobbes, der alle Theilung der höchsten Gewalt verwarf, nur die reinen Verfassungen zuließ. Allein sobald aus jener Trennung in der Theorie auch nur der Grundsatz gezogen wurde, daß man beyde in der Praxis möglichst trennen solle, so war dadurch schon der Weg für höchst gefährliche Irrthümer gebahnt. Leider! hat die neuere Erfahrung gelehrt, daß diese Besorgnisse nichts weniger als ungegründet waren; und wenn man die unglücklichen Folgen übersteht, die aus dem Grundsatz, diese Trennung so weit zu treiben wie möglich, entsprungen sind, so kann es nicht geläugnet werden, daß die daraus entsprungenen Irrthümer die verderblichsten sind, die vielleicht je aus einer mißverstandenen Theorie abgeleitet worden.

Für England indess konnte aus der Theorie von Locke nicht nur keine Gefahr entstehen; sondern es ist auch sehr begreiflich, wie sie hier gleichsam das Evangelium der Nation werden konnte. Diejenige Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt, die Locke wollte, fand hier bereits wirklich Statt; wenn gleich der König auch seinen Antheil an der ersteren hatte, so war sie doch zunächst in den Händen des Parlaments. Diejenigen Grundsätze, welche man als die wichtigsten und heiligsten ansah, keine Besteuerung als mit Einwilligung der Repräsentanten der Nation; die Gleichheit der Rechte vor dem Gesetze u. s. w. waren von Locke ausdrücklich gelehrt; seine Theorie paßte also in allen wesentlichen Stücken mit der Wirklichkeit. Diese Übereinstimmung allein würde schon hingereicht ha-

ben, Locke eine hohe Autorität zuzusichern. Man kam aber noch hinzu, daß er zugleich als der erste Philosoph, und als classischer Schriftsteller unter seinem Volke allgemein anerkannt war. Seine Werke blieben also in den Händen, wenn auch nicht eigentlich des großen Haufens, doch des gebildeten Theils der Nation. Dazu kam noch, daß einige der ersten practischen Staatsmänner Großbritanniens, — es reicht hin, unter ihnen bloß einen *Wyatham* zu nennen — seine Grundsätze bey jeder Gelegenheit anerkannten, in ihren Reden im Parlament auf seine Autorität sich beriefen, und ihm dadurch gleichsam das Ansehen eines untrüglichen Weltweisen gaben.

Die allgemeine Stimme einer großen und aufgeklärten Nation, die so viele der tiefsten Denker und der ersten Staatsmänner besaß, hat immer ein großes Gewicht; und fern sey es, die unsterblichen Verdienste von *Locke* schmälern zu wollen. Indes trug doch die fast blinde Verehrung, die man für *Locke* hegte, viel dazu bey, in England einen Stillstand der politischen Speculation in gewisser Rücksicht zu bewirken, der nicht wieder aufgehört hat. Gegen *Locke* sprechen hieß auch beynähe unausbleiblich gegen die Constitution sprechen. Allerdings hat England seit *Locke* viele politische Schriftsteller, und unter diesen einige vom ersten Range, gehabt. Allein die politische Speculation nahm in England seitdem eine andere Richtung. Sie beschäftigte sich nicht sowohl mit den Untersuchungen über allgemeines Staatsrecht und Staatsverfassung, als vielmehr über Staatswirtschaft. Über Staatsverfassung hatten sich die Ideen, in so fern sie für die Nation practische Wichtigkeit haben konnten, durch die Constitution selbst, und durch *Locke* einmahl fixirt; allein die öffentlichen Verhältnisse und wachsenden Bedürfnisse mußten desto mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Staatswirtschaft richten; und so wie

einstens nach den Zeiten der Revolution unter den Stuarts die Theorie der Staatsverfassung aus den Zeitumständen hervorgegangen war, so ging jetzt auch aus ihnen die der Staatswirtschaft hervor. Es liegt nicht in unserm Plane, die klassischen Schriftsteller zu charakterisiren, die in diesem Fache auftraten. Sie sind bereits die Lehrer von Europa geworden, und ihr Wirkungskreis kann nicht abnehmen, sondern muß wachsen.

Wie groß man aber auch immer die Verdienste von Locke um allgemeines Staatsrecht anschlagen mag; so mußte doch wohl unausbleiblich eine Theorie, die mit Beziehung auf einen gewissen Staat gemacht war, Einseitigkeit und Lücken haben. Man wird dieses am deutlichsten wahrnehmen, wenn man seine Grundsätze auf andere Staaten anwenden will, die wir zum Theile zu den am besten eingerichteten Staaten zählen. In allen Staaten, wo die Gewalt des Regenten unumschränkt ist, d. i. wo sich die gesetzgebende und ausübende Macht in ihm vereinigt finden, gibt es nach ihm nicht einmahl eine Art von bürgerlicher Gesellschaft, gibt es nur *Slavery* \*). Man muß es freylich jedem freystellen, Ausdrücke zu bestimmen wie er will, aber eine Theorie in der dem Begriffe des Staats ein so enger Umfang gegeben wird, paßt nicht mehr für die Geschichte. Wenn Staaten, wie Dänemark, wie Preußen, nicht einmahl diesen Namen verdienen, wenn ihre Verfassungen gar nicht als rechtliche Verfassungen betrachtet werden dürfen; so hat man den größten Grund zu vermuthen, daß die Schuld davon wohl weniger an den Staaten als an den Theorien liegen möchte. Und so ist es auch. Locke ging, wie alle seine Vorgänger und Nachfolger bis auf Kant, in der Lehre von

---

\*) Man sehe C. XIV.

der Staatsverfassung, von der Eintheilung in Monarchien, Aristokratien und Demokratien, aus. So lange man aber diese Eintheilung zur Grundlage von den Staatsformen macht, muß diese ganze Lehre höchst schwankend und unbestimmt bleiben; weil dadurch nur die verschiedene Organisation der Regierung bezeichnet wird; ganz und gar aber nicht das verschiedene Verhältniß zwischen der Regierung und dem Volk, woraus allein die verschiedenen Staatsformen, oder Arten der Verfassungen, entspringen. Vorzüglich aber läßt sich alsdann die so wichtige Gränze zwischen unumschränkter Monarchie, in so fern sie aus der Vereinigung der gesetzgebenden und ausübenden Macht in derselben Person entspringt; oder wie man sie besser nennt der Autokratie, und der Despotie, keines Weges ziehen; und daher die beständigen Verwechselungen dieser Staatsformen, die doch wesentlich von einander verschieden sind, wie ich bereits an einer andern Stelle diese ganze Lehre weiter entwickelt habe \*).

\*) Ich muß mich, um mich nicht zu wiederholen, hier auf den Aufsatz: über den Charakter der despotischen Verfassung und der Staatsverfassungen überhaupt berufen, den man unter den Beylagen meiner Ideen über die Politik ic. zum Ersten Theile S. 469 der neuen Ausgabe findet. Die ewige Verwirrung der Ideen die in dieser Lehre bey allen großen politischen Schriftstellern von Aristoteles bis Montesquieu herrscht, kann keinem aufmerksamen Leser entgehen. Ich habe es versucht, ein festere Fundament für diese Lehre, auf der ja wiederum die ganze Theorie der Politik ruht, zu legen; und es wird also hoffentlich keine Unschiedenheit seyn, wenn ich diesen Aufsatz, auf den ich nach meiner eigenen Ueberzeugung einiges Gewicht legen muß, der weitern Prüfung denkender Politiker angelegentlich empfehle.

Wenn auf diese Weise in England, unter der Einwirkung der äußeren Umstände, die Theorie der Politik sich fortbildete; so zeigt der oben erwähnte kleine Staat, so zeigte Genf eine ähnliche, wenn gleich anders nuancirte Erscheinung. Gewiß gehört dieser kleine Staat zu den merkwürdigsten Plätzen von Europa, der durch seinen unermesslichen practischen Einfluß auf Politik die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers mehr als manches große Reich auf sich zieht. Durch einen sonderbaren Zusammenfluß von Umständen entstand hier ein Brennpunct der politischen Speculation, wie nirgends anderswo in Europa, von wo aus bald wohlthätige und erwärmende, aber leider! auch verderbliche und verbrennende Entwürfe ausgingen. Die Namen von Calvin und Servetus, von Voltaire, von Rousseau und Diderot, welche Erinnerungen rufen sie nicht ins Gedächtniß zurück! Es ist aber, um diesen Gegenstand zu beurtheilen, durchaus nothwendig einige Blicke in die Lage und Geschichte dieses kleinen Freistaats zu werfen.

Die geographische Lage dieser Stadt trug unstreitig vieles dazu bey, hier eine Reibung der Ideen zu erzeugen, wie sie nicht leicht anderswo entstehen konnte. An der Gränze von Frankreich, Italien, und der Schweiz, und besucht von so vielen Fremden auch anderer Länder, konnte hier eine Cultur reifen, die von der von allen diesen Ländern etwas annahm; aber doch durch die Entwicklung der inneren politischen Verhältnisse einen eigenthümlichen Charakter behielt. Den Grund zu dem was Genf geworden ist, legte die Reformation. Als diese dort Eingang fand, erledigte sich die Stadt ihres Bischofs (1533), der bis dahin gewisser Massen ihr Oberherr gewesen war; wenn sich gleich ihm zur Seite, wie in so manchen andern Städten, eine Municipalverfassung bereits gebildet hatte. Sie behauptete seit dieser Zeit ihre Unabhängigkeit, welche

die Herzöge von Savoyen ihr wiederholt zu entreißen suchten; und die eingezogenen Güter der Geistlichkeit wurden zum Theil zu der Stiftung einer Universität angewandt, die so manche der berühmtesten Männer nachmahls unter ihren Mitgliedern gezählt hat. Indem war es damals Einem Manne aufbehalten, der als Reformator hier seinen Sitz aufschlug, Joh. Calvin, Genf durch die Reformation eine politische Wichtigkeit zu geben, die es ohne ihn nicht erhalten haben würde. Dieser außerordentliche Mann, von eben so vieler Kraft und Thätigkeit als Gelehrsamkeit, ein Franzose von Geburt, wurde hier als Lehrer angestellt; und hatte nicht bloß den größten Einfluß auf die politischen Verhältnisse, indem er bey der Durchführung der Reformation auch zugleich eine strenge Kirchendisziplin gründete, welche ihm und der Geistlichkeit fortdauernd ein großes Ansehen sicherte; sondern er ward auch allgemeiner Reformator, und das Haupt derjenigen Parthie, welche von ihm den Namen trug. Genf wurde also der Hauptsitz derselben, von wo aus sie sich, besonders nach Frankreich, verbreitete, und unter dem Namen der Hugonotten hier jene großen Bewegungen verursachte, die zu den blutigsten Bürgerkriegen führten. Auch war diese religiöse Wichtigkeit von Genf nicht bloß an der Person von Calvin geknüpft; sondern ein anderer Umstand trug auch dazu bey, sie dauernd zu machen. Genf war der einzige Staat, in welchem die neue Lehre herrschend wurde, wo man Französisch sprach. Eben dadurch mußte diese Stadt also auch fast unausbleiblich die große Bildungsschule für die Französisch-Reformirte Geistlichkeit werden; und durch diesen, so sehr erweiterten, Wirkungskreis auch eine universalhistorische Wichtigkeit erhalten.

Gleichwohl war es dieser Umstand gar nicht allein, wodurch Genf sein eigenthümlicher Charakter aufgedrückt wur-

de; die Art und Weise wie die innern Verhältnisse sich entwickelten, trug dazu nicht weniger bey. In demselben Jahre in welchem Calvin in Genf sich niederließ (1536), ward hier eine Veränderung in der innern Verfassung dieses kleinen Freystaats gemacht, welche der fruchtbare Keim wurde, aus dem die ganze Reihe der innern Verhältnisse sich entwickelte. Die Municipalverfassung von Genf, in so fern sie schon unter den Bischöfen sich gebildet hatte, war eine demokratische Verfassung. Die Bürgerversammlung (*conseil general*), welche alle Hausvater umfaßte, die das Bürgerrecht hatten, berathschlagte über alle wichtige Angelegenheiten; und wählte jährlich aus ihrer Mitte 4 Vorsteher oder *Syndics*, die aber gehalten waren, der Versammlung Rechenschaft abzulegen. Schon seit geraumer Zeit war es Sitte geworden, diesen *Syndics* Besizer zu geben, deren Anzahl auf 25 gestiegen war, und die zusammen den kleinen Rath (*petit conseil*) ausmachten. Es war aber auch dabey nicht geblieben, sondern aus Ursachen, die sich nicht genau historisch entwickeln lassen, waren auch diesen Mitgliedern des kleinen Raths andere Besizer gegeben worden, deren Zahl bereits 1526 auf 200 festgesetzt war, und nachmahls auf 250 stieg, welche den großen Rath (*grand conseil* \*) ausmachten, und von dem der kleine Rath, dessen Mitglieder sammtlich auch darin Sitz und Stimme hatten, einen engeren Ausschuß bildete.

Es lag in der Natur der Dinge, daß, als nach der Entfernung des Bischofs die Stadt völlig frey wurde, diese Institute nicht nur fortdauerten, sondern auch eine viel größere Wichtigkeit erhalten mußten. Aber bis dahin waren

---

\*) Man muß also den großen Rath, *grand conseil*, nicht mit dem *Conseil general*, oder der Bürgerversammlung, verwechseln.

jene beyden Rätthe so wie die Syndics jährlich von der Bürgerversammlung gewählt worden, und konnten also nur als Ausschüsse von dieser betrachtet werden. In eben jenem Jahre aber, in einem Zeitpuncte, wo die allgemeine Aufmerksamkeit auf die religiösen Gegenstände gerichtet war, ward es eingeführt, daß jene beyden Rätthe, der große und kleine, jährlich sich selbst neu wählen sollten, indem sie ihre Mitglieder die Censur passieren ließen.

Schwerlich mochten um diese Zeit die Wichtigkeit und die Folgen dieser Veränderung von den Bürgern eingesehen werden. Sie mußten sich aber von selbst entwickeln. In die Demokratie war ein fruchtbarer Keim zu einer Aristokratie gelegt, dessen Wachsthum und Gedeihen schwerlich mehr zu verhindern stand. Die beyden Rätthe hatten ein gemeinschaftliches Interesse; sie wurden jetzt sehr natürlich bleibende Corps; denn was war natürlicher, als daß die jedesmahlige, ihnen selbst überlassene Wahl bald eine leere Ceremonie ward? Man braucht auch nur den gewöhnlichen Gang der Dinge in solchen kleinen Staaten zu kennen, um es voraus zu erwarten, daß diese Aristokratie eine Familien-Aristokratie werden mußte. Indes dauerte es eine geraume Zeit, bis sie Streitigkeiten veranlaßte; und eben deßhalb konnte sie sich desto mehr befestigen. Außer dem trug das beständige Streben der Herzöge von Savoyen, sich Genf zu unterwerfen, sehr dazu bey, die Aufmerksamkeit auf diese Seite zu lenken, und zugleich einen Geist der Einigkeit zu erzeugen; der besonders durch den letzten fehlgeschlagenen Versuch dieser Art im Jahre 1603, die bekannte Escalade, seine volle Stärke erhielt. So lange überhaupt noch keine große Ungleichheit der Glücksgüter entstand; so lange man Fremden die Erhaltung des vollen Bürgerrechts nicht erschwerete,



und so lange zwischen der niedern und höhern Classe Verhältnisse, durch die Pächenschaft gebildet, Statt fanden, die man nicht übel mit dem Patronatrecht der Römer vergleichen kann, waren Unruhen nicht so leicht zu besorgen. Allein Alles dieses fing an sich zu ändern, als seit der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) eine Menge Hugonotten ihre Zuflucht nach Genf aus Frankreich nahmen. Seit diesen Zeiten fing man an die Ertheilung des Bürgerrechts zu erschweren, und es bildeten sich die verschiedenen Classen der Einwohner, indem man unter den Bürgern selbst die Citoyen oder alten Bürger, die es schon seit vier Generationen waren, von den neuen, oder Bourgeois, und unter den bloßen Einwohnern wieder die Habitans von dieser ihren Nachkommen, den Natifs, unterschied; und an diese Unterschiede auch zugleich Verschiedenheiten der Rechte knüpfte. Mit den neuen Gewerben, die jene Auswanderer mitbrachten, und der daraus entstehenden Wohlhabenheit, wachte auch bald der Geist des politischen Raisonnements auf, und bereits 1707 kam der Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie zum Ausbruche, der seit der Zeit gleichsam periodisch erneuert wurde, und den lehrreichsten Commentar zu dem Kampfe der Patricier und Plebejer in Rom gab, mit dem er auch darin überein kam, daß er an einem Fatio, Micheli und andern, so gut wie jener, seine Märtyrer zählte. Das Detail der Gesäichte desselben gehört hier nicht her; aber gar sehr verdient es bemerkt zu werden, daß er öfters über Fragen geführt ward, welche mit der zugleich weiter umgebildeten Theorie der Politik in unmittelbarer Verbindung standen. In welchem andern der größern Staaten von Europa wäre wohl die Frage über Volksouverainität, über die Gränze der gesetzgebenden und ausübenden Macht u. s. w. practisch so discutirt

worben als in Genf? Gewiß es gewährt einen höchst auffallenden Anblick, mitten zwischen den großen Monarchien Europas einen der kleinsten Freystaaten zu sehen, der so lebhaft an die Republiken des Alterthums erinnerte, daß man auf der ganzen Oberfläche von Europa vergeblich einen solchen Commentar dazu gesucht hätte! Aber was billig noch mehr in Verwunderung setzt, war der Antheil, den mehrere der großen Staaten Europas, vorzüglich aber Frankreich, an den innern Handeln dieses kleinen Freystaats nahmen, und die Art wie sie ihn nahmen. Fast alle Französische Minister, welche die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatten, unter Ludwig XV. Fleury und Choiseul, unter Ludwig XVI. Vergennes und Necker, interessirten sich auf das lebhafteste und thätigste für die Angelegenheiten dieses kleinen Staats; aber unerachtet des unermesslichen Abstandes der Macht, wurde er doch mit einer Schonung und Achtung behandelt, wie nur große Staaten sie fordern konnten; und wenn man auch, um die eine oder die andere Parthie zu unterstützen, zu der Extremität kam, Truppen anzurücken zu lassen, so respektirte man doch die Unabhängigkeit des Staats. Gewiß es ist ein Anblick der das 18te Jahrhundert charakterisirt, und den das 19te schwerlich wieder sehen wird, vor den Thoren einer Stadt die Truppen von drey Mächten, von Frankreich, Sardinien und der Schweiz, vereinigt zu erblicken, nicht um dieselbe zu erobern, sondern nur durch bewaffnete Vermittelung ihre innere Ruhe herzustellen. Nur ein Staatensystem, dessen Grundlage Heiligkeit des Besitzstandes und Aufrechterhaltung des politischen Gleichgewichts sind, kann solche Erscheinungen zeigen!

Wenn diese oft wiederholten Unruhen, und diese achtungsvolle Theilnahme der großen Mächte an denselben, Genf eine politische Wichtigkeit in den Augen von Europa verschafften, wie kein anderer kleiner Staat dieser Art sich

deren rühmen konnte, so machten sie denselben auch zum wahren Brennpunct der Speculation über die Theorien der Politik. Genf gab gewiß ein höchst auffallendes Beispiel, wie durch die öffentliche Verfassung in einem republikanischen Staats überhaupt der Geist des Raisonnements geweckt wird, der sehr natürlich alsdann der politischen Gegenstände sich vorzüglich bemächtigt, wenn ihm diese am nächsten liegen. Auf Genf aber wirkte zu gleicher Zeit durch die Gemeinschaft der Sprache auch die Französische Cultur in ihrer ganzen Stärke zurück; alle in Frankreich aufgeregten Ideen kamen auch sehr schnell hier in Umlauf; und ehe wir auf den, für die Theorie der Politik so wichtig gewordenen, Bürger von Genf kommen dürfen, müssen wir vorher unsere Blicke auf Frankreich zurück werfen, und den Gang der politischen Speculation hier kennen lernen.

Das Zeitalter von Ludwig XIV. war dieser auf keine Weise günstig gewesen; erst unter seinem Nachfolger änderte es sich. Ein einziger Mann gab hier dem Geiste der Nation plötzlich einen mächtigen Stoß, und wurde für die Französische Nation in Rücksicht der Aufmerksamkeit die er erregte, ungefähr das, was Locke für die Englische ward; denn im übrigen waren die Verhältnisse der Ideen des Einen und des Andern gegen die bestehende Verfassung ihres Vaterlandes zu heterogen, als daß sich diese Vergleichung weiter durchführen ließe. Vor Montesquieu besaß die Französische Nation keinen einzigen Schriftsteller, der in dem Fache der Politik als classischer Schriftsteller von ihr selbst betrachtet wäre; aber kaum war der *Esprit des Loix* \*) erschienen, so erhielt er auch bereits eine so große Autorität, daß selbst

---

\*) Bursfl 1748.

die Versuche ihn zu widerlegen, dieselbe nur noch vergrößerten. Worin liegt nun aber der wahre Werth dieses Werkes, was ist dadurch geleistet?

Das ganze Werk von Montesquieu war erwachsen aus dem Studio der Geschichte. Man kann ihm zwar keines Weges das Lob beyslegen, daß er durch den Umfang seiner historischen Studien den Rahmen eines Universalhistorikers verdiente; sie blieben dazu viel zu beschränkt. Er hatte ein tiefes Studium aus der Römischen Geschichte gemacht; viel weniger aus der Griechischen; nach der der andern alten Völker darf man kaum fragen. Seine Kenntnisse des Orients — ein so wichtiger Gegenstand für seine Untersuchungen, — waren fast bloß aus einigen Reisebeschreibungen geschöpft. Von der mittleren und neueren Geschichte Europas hatte ihn die Französische Geschichte am meisten; — nächst dieser die Deutsche und Englische beschäftigt. Der Umfang seiner historischen Studien war also allerdings begrenzt; aber doch nicht ohne die Mannigfaltigkeit, welche seine Zwecke erforderten; und er hatte diese Studien mit einem Geiste gemacht, wie keiner vor ihm, selbst *Macchiavelli* nicht ausgenommen, der als der Schöpfer des historischen Pragmatismus unter den Neueren sonst wohl neben ihm genannt werden kann.

Der Zweck von Montesquieu war, aus der Geschichte das Wesen der Staaten und der Staatsverfassungen kennen zu lernen, ihre Eigentümlichkeiten zu bestimmen, und daraus alsdann die *Maximen* für die verschiedenen Zweige der Gesetzgebung in den verschiedenen Verfassungen zu abstrahiren. Der Gesichtskreis war also von unermesslichem Umfange, und der Reichthum der Gegenstände, auf welche sich die Untersuchung ausdehnen mußte, nicht weniger. Es waren aber Alles Gegenstände, die an und für sich schon das höchste praktische Interesse hatten, und wenn

sie zum ersten Mal in einem solchen Umfange auch nur mittelmäßig behandelt wurden, die Leser fesseln mußten. Wie viel mehr, wenn ein Mann von so vielem Geiste sie behandelte! Gleichwohl waren es gewiß viel weniger die Gegenstände selbst, als die Methode der Behandlung, wodurch die große und bleibende Sensation erregt wurde, die sein Werk machte. Die Manier, nichts in einem zusammenhängenden Vortrage auszuführen, sondern Alles nur in Umrissen anzudeuten; keinen Gegenstand zu erschöpfen, und doch mit wenigem so viel darüber zu sagen; nicht bloß den Verstand durch philosophisches Raisonnement und Definitionen, sondern statt dessen oft die Imagination durch Bilder zu beschäftigen, überhaupt jenes beständige Blitzen und — Wetterleuchten des Genies, das vielleicht eben so oft blendet als erhebt, — Alles dieses war wohl dazu gemacht, dem Schriftsteller gerade bey einer solchen Nation als die seinige war, Beyfall und Bewunderung zu verschaffen. Sein Werk enthielt einen unendlich reichen Stoff zum Denken für den, der denken wollte, und wer selbst zum Denken zu bequem war, konnte wenigstens glauben, Gedanken, und noch dazu glänzende Gedanken, in Menge eingesammelt zu haben.

Allein dieser Reichthum von Genie war bey ihm mit einem Mangel an eigentlich philosophischem Geiste verbunden. Er war dazu gemacht, scharfsinnige Bemerkungen aus der Erfahrung zu abstrahiren, aber dafür auch zu der Speculation, in so fern sie, unabhängig von der Erfahrung, in der Bestimmung und Zerlegung von Begriffen besteht, so gut wie gänzlich unfähig. Ja! er scheint auch gar nicht einmahl das Bedürfniß davon gefühlt zu haben. Gleich die ersten Zeilen seines Werkes zeigen, — wie man ihm auch schon sonst mit Recht vorgeworfen hat, — daß der Verfasser des Geistes der Gesetze nicht im Stande war, eine Definition der Gesetze zu geben. Allein auch der

Fortgang des Werkes beweist, daß *Montesquieu* mit den ersten Grundbegriffen der Politik nicht im Reinen war. Wem diese Äußerung zu hart scheinen möchte, der versuche es aus seinem Werke die Begriffe von den wesentlichen Charakteren der Staatsverfassungen, der Despotie, Aristokratie, Demokratie u. zu abstrahiren! Gleichwohl wurde doch dadurch die Grundlage seines ganzen Werkes gebildet, und das Schwankende und Unbestimmte, worauf man fast bey jedem Schritte stößt, erklärt sich daraus hinreichend.

Aber wenn gleich die allgemeine Theorie der Politik durch *Montesquieu* so wenig gewann, wenn gleich sein Werk nicht mehr werden konnte, als eine reichhaltige Sammlung von *Maximen*, deren Richtigkeit und Anwendbarkeit dem Leser zu erforschen überlassen blieb, so wirkte es darum nicht weniger. Es enthielt erstlich einen unermesslichen Schatz für das pragmatische Studium der Geschichte; und wenn man auch über noch so viele einzelne Sätze und Behauptungen mit *Montesquieu* nicht einverstanden seyn mag, so diente sein Werk darum doch nicht weniger dazu, zu zeigen, welcher practische Gewinn aus dem Studio der Geschichte gezogen werden könne; und wie man diese Wissenschaft in dieser Rücksicht ändern solle. Es wirkte aber außerdem auf den Geist und die Denkungsart seiner Nation auch viel stärker durch die Zeitumstände zurück, unter denen es erschien. Unter der Regentschaft sowohl des Herzogs von Orleans, als unter der Selbstregierung *Ludwigs XV.* sah man die höchste Corruptel der Staatsverwaltung in Frankreich. Man war sehr geneigt, die Hauptursache davon in der Ausartung der Staatsverfassung durch die Unterdrückung der Nationalfreyheit, von der sich doch in den Streitigkeiten mit den Parlamentern noch immer die Überreste zeigten, zu suchen; wenn sie gleich weit mehr in der Ausartung der Moralität, besonders in den höheren Ständen, lag, der keine Form der Ver-

fassung einen Damm würde haben entgegensetzen können. Die herrschenden Ideen von Montesquieu griffen hier also in den Geist des Zeitalters auf das tiefste ein. Seine unverkohlene Vorliebe für gemischte Verfassungen, besonders die Britische, mußte ihm eine Menge Freunde verschaffen. Er kam der schon herrschenden Stimmung entgegen, was Wunder, daß er mit so großem Beifalle empfangen wurde? Der Geist des politischen Raisonnements wurde durch ihn unter seiner Nation recht laut geweckt, um nicht wieder zu erkerben; und die Gesetzgebung, und die Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, wurde seit der Zeit einer der Hauptgegenstände, auf welchen die Aufmerksamkeit der denkenden Köpfe gerichtet war. Montesquieu trug also viel dazu bey, sie zum Gegenstande der Philosophie zu machen; seine eigenen Untersuchungen gingen aber keines Weges aus der Philosophie des Zeitalters, sondern ganz aus der Geschichte hervor. Von denjenigen Männern, die man nachher mit dem Nahmen der Philosophen in Frankreich anfangs ehrte, so wie man sie jetzt damit zu brandmarken glaubt, hatte noch keiner einen großen Nahmen erhalten, als Montesquieu schon lange mit seinem Geist der Gesetze beschäftigt war \*).

Bei allen Unvollkommenheiten und Mängeln also, welche dieses Werk drücken, hatte Montesquieu die Untersuchung doch auf den Weg der Erfahrung geleitet, und wenn seine Grundsätze herrschend blieben, und eine praktische Anwendung erhielten, so ließen sich zwar wohl Reformen, aber kein gänzlicher Umsturz des Bestehenden, davon

---

\*) Nach seinem eigenen Geständnisse hatte Montesquieu zwanzig Jahre an dem Werke gearbeitet. S. das Ende seiner Vorrede.

erwarten. War er gleich der erklärte Freund der beschränkten monarchischen Verfassung; so hatte er darum doch keine von den Grundsäulen zu erschüttern versucht, auf denen die bestehende Ordnung der Dinge, selbst in Frankreich, von alter Zeit her, ruhte. Er verlangte keines Weges die politische Gleichheit aller Staatsbürger, sondern war der erklärte Verteidiger des Adels, den er in einer Monarchie, in der nach ihm das Princip der Ehre das herrschende seyn muß, wenn sie nicht in Volksherrschaft oder Despotie ausarten soll, für einen notwendigen Bestandtheil hielt: auch die Geistlichkeit als Stand verwarf er nicht, wenn er gleich Beschränkungen ihrer Privilegien, besonders ihrer Gerichtsbarkeit, wünschte \*). Wenn also die Idee einer durch eine Nationalrepräsentation beschränkten Monarchie die Lieblingsidee des größern Theiles der Nation in Frankreich ward, — wie das Resultat der ersten Nationalversammlung davon den Beweis gab, — so hat allerdings, außer dem Beispiele das England gab, das Werk von Montesquieu daran den größten Antheil. Aber wie weit auch schon eben diese erste Nationalversammlung durch den aufgestellten und durchgesetzten Grundsatz der politischen Gleichheit über die Ideen von Montesquieu hinausging, bedarf nach dem, was eben gesagt worden ist, keines weitern Beweises.

Und so kommen wir denn von selbst auf denjenigen Schriftsteller zurück, dessen Werk gleichsam das Evangelium der Revolutionairs wurde. In wie fern es dazu paßte, in wie fern die practisch gemachten Grundsätze darin enthalten waren, verdient allerdings eine genauere Bestimmung. Allein wenn man den *Contrat social* gehörig würdigen will, so muß man zuerst einen Blick auf seine Entstehung werfen.

---

\*) *Esprit des Loix* II. cap. 4.



Der *Contrat social* entstand allerdings gerade auf dem entgegengesetzten Wege, als der *Esprit des Loix*. Wenn dieser eine Frucht der bloßen Erfahrung war, wie die Geschichte sie darboth, so war jener eine Frucht der bloßen Speculation, die bey Rousseau durch seine frühern Untersuchungen über die Entstehung der Ungleichheit unter den Menschen auf die Politik sich gewandt hatte. Allein, wie sehr auch immer Rousseau von aller Erfahrung abstrahirte, so ist es doch deßhalb nicht minder gewiß, daß die ganze politische Speculation, so wie sie in Rousseau's Kopfe sich ausbildete, nur in dem Kopfe des Bürgers von Genf sich ausbilden konnte. Freylich sind die von ihm aufgestellten Grundsätze keinesweges diejenigen, welche in Genf practisch herrschten: aber wenn ein speculativer Kopf diejenigen, welche die demokratische Oppositionspartie dort herrschend machen wollte, philosophisch zu begründen, und als politisches System aufzustellen versuchte, so mußte ein Werk, wie der *Contrat social*, das Resultat davon seyn. Man braucht nur einige Bekanntschaft mit dieser Schrift zu haben, um es einzusehen, daß Rousseau'n dabey immer ein kleiner Freysstaat vor Augen schwebte, in dem seine Grundsätze in ihrem ganzen Umfange allein möglicherweise ihre Anwendung finden können. Mit Recht kann man also sagen, daß ohne die politische Cultur, wie sie in Genf sich gebildet hatte, niemals ein *Contrat social* hätte geschrieben werden können; und der große, wenn gleich nur mittelbare, Einfluß dieser kleinen Republik auf die practische Politik von Europa, ist dadurch unermesslich geworden.

Rousseau wollte in seinem Werke nicht etwa, wie Montesquieu, eine reiche Sammlung politischer Regeln und Maximen, wissenschaftlich geordnet, darlegen; er wollte vielmehr die Politik oder das allges

meine Staatsrecht wissenschaftlich begründen. Dem Zwecke der gegenwärtigen Untersuchung gemäß muß gezeigt werden, wie er dies that; und besonders wo sein Weg von den seiner Vorgänger sich trennte, und ihn daher zu einem andern Ziele führen mußte.

Auch Rousseau ging von einem Naturstande aus, (in dessen Schilderung jedoch er weder mit Hobbes noch Locke überein stimmt); aus welchem die Menschen durch einen freyen Vertrag in die bürgerliche Gesellschaft traten. Dieser Vertrag wird aber nicht zwischen dem Volke und den Herrschern, sondern zwischen den Mitgliedern des Volkes selbst geschlossen; und kann, da Niemand ein natürliches Recht über seines Gleichen hat, auch nur Frucht einer freywilligen Übereinkunft seyn. Der Zweck dieses Vertrages (*pacte social*) ist kein anderer als eine gesellschaftliche Form zu finden, wo die allgemeine Macht die Personen und das Eigenthum der Einzelnen schützt; wo jeder einzelne, indem er sich mit Allen vereinigt, doch nur sich selbst gehorcht, und so frey bleibt wie zuvor. Alle Clauseln bey diesem Contracte reduciren sich auf die einzige: daß jeder sich selbst mit allen seinen Rechten ohne Vorbehalt der Gesellschaft hingibt; oder mit andern Worten, daß er sich und seine Person unter der Direction des allgemeinen Willens setzt. Auf diese Weise erwächst die Gesellschaft zu einer moralischen Person, oder einem Corps, daß als solches den Souverain bildet, oder im Besitze der Souverainität ist. Diese Souverainität ist aber nichts anders, als, Ausübung des allgemeinen Willens; sie ist als solche nicht nur unveräußerlich, und kann also von und an Niemand übertragen werden; sondern, was daraus von selbst folgt, auch untheilbar. Die Ausübung des allgemeinen Willens aber geschieht durch Gesetze; und die gesetzge-

bende Macht muß also nothwendig in den Händen des Volkes bleiben. Das Volk also ist der Souverain; und kann nicht aufhören dieses zu seyn, weil seine Souverainität unveräußerlich ist. Sie kann aber nicht anders geübt werden, als in Volksversammlungen; in denen jeder seine Stimme gibt, und die Stimme des Einen so viel gilt als die des Andern. Eine Volksrepräsentation in dem Sinne, daß diese die Souverainität des Volkes ausübte, ist aber ein Unding; da die Souverainität nicht übertragen werden kann. Jene sogenannten Repräsentanten können nichts weiter als bloße Commissionairs seyn, deren Schlüsse immer der Ratification des Volkes unterworfen bleiben müssen. Bey der Errichtung des gesellschaftlichen Vertrages waren Alle, die daran Theil nahmen, frey und sich gleich an Rechten. Die Erhaltung dieser Freyheit und Gleichheit ist aber der nothwendige Zweck aller Gesetzgebung, weil die Gesellschaft ohne sie nicht würde bestehen können. Diese Gleichheit setzt indess nicht absolute Gleichheit der Macht und des Vermögens voraus; sondern nur daß die Macht von Niemand zur Gewaltthätigkeit wird; und daß keiner so reich sey, den andern zu kaufen, so wie keiner so arm, sich verkaufen zu lassen. Da der Staat als Corps aber nicht bloß will, sondern auch handelt, so entsteht daraus neben der gesetzgebenden die ausübende Macht. Diese letzte erfordert eine Regierung, d. i. ein Zwischencorps zwischen den Unterthanen und dem Souverain \*). Diese Regierung ist aber nichts weiter, als eine vom souverainen Volke ernann-

---

\*) Nämlich in so fern das Volk als Souverain, und doch auch als Unterthan (seinen eigenen Gesetzen gehorchend) betrachtet werden kann. Unterthan und Souverain sind hier also Eine und dieselbe Person, nur in verschiedener Beziehung.

te Commission, deren Erichtung daher auch gar keinen Vertrag erfordert, oder auch nur zuläßt, da sie immer abhängig von dem Souverain bleibt. Ubrigens kann diese Commission entweder aus Einem, oder Mehreren, oder Allen bestehen, woraus die drei Formen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, sich ergeben; wiewohl die letzte Form, in diesem Sinne als Form der Regierung betrachtet, ein Unding ist \*). Es scheint zwar am besten zu seyn, daß die Regierung in den Händen von Einem sey, aber große Monarchien sind unmöglich gut zu regieren; und eine erbliche Monarchie hat die größten Nachteile.

Dies sind die Grundideen des allgemeinen Staatsrechts, so wie Rousseau es aufstellte. Es werden sich jetzt die Punkte, wo er von seinen Vorgängern, Hobbes und Locke, sich scheid, leicht nachweisen lassen.

Mit Hobbes kam zwar Rousseau darin überein, daß er den Staat auf einen Vertrag gründete: allein Hobbes ließ diesen Vertrag zwischen der Gesellschaft und der von ihr constituirten Regierung als einen Unterwerfungsvertrag, und zwar als einen absoluten Unterwerfungsvertrag, schließen, durch den sie ohne allen Vorbehalt die Souveränität auf die Regierung übertrug. Dagegen wird der Grundvertrag bey Rousseau nur zwischen Individuen, welche die bürgerliche Gesellschaft errichten, ge-

---

\*) Rousseau war der erste mit bekannte Schriftsteller, der die Zweideutigkeit des Ausdruckes Demokratie, indem man darunter bald eine Staatsform, bald eine bloße Regierungsform versteht, fühlte, aber ohne sie deutlich zu machen. Ich verweise deßhalb auf meine, oben angeführte, Abhandlung. Als Regierungsform nennt Rousseau die Demokratie mit Recht ein Unding: als Staatsform war sie aber gerade das, was er zu begründen suchte.

schlossen; zwischen dieser und der Regierung aber findet gar kein Vertrag Statt, da diese nichts weiter als eine von dem souverainen Volke niedergesezte Commission seyn soll. Die Wege von Hobbes und Rousseau scheiden sich also gleich bey dem ersten Schritte, und konnten nie wieder zusammen treffen, da sie zu ganz entgegengesetzten Zielen führten; der von Hobbes zu unumschränkter Regentengewalt, der von Rousseau zu unumschränkter Volksgewalt. Nur in so fern beyde gleich leicht in Despotismus ausarten können, sind beyde sich ähnlich, wenn gleich bey Rousseau der Despotismus eines von Leidenschaften verblendeten und tobenden Volkes noch immer ungehindert unter dem ehrwürdigen Nahmen der Freyheit gehen kann. Es wäre überflüssig, die Vergleichung zwischen beyden noch weiter fortzusetzen, da die Verschiedenheiten zwischen ihnen sich von selbst ergeben.

Mit Locke hingegen ging Rousseau noch einige Schritte weiter, ehe er sich von ihm trennte. Er behauptete mit ihm die ursprüngliche Freyheit und Gleichheit, welche die Vertheidiger der unumschränkten Gewalt läugneten. Er ließ also auch mit Locke den Grundvertrag zwischen den freyen Menschen schließen, welche sich zu einer bürgerlichen Gesellschaft vereinigten; er machte mit Locke die Sicherheit der Person und des Eigenthums zum Hauptzwecke des bürgerlichen Vereins; er setzte endlich mit ihm den Charakter der Souverainität in die gesetzgebende Macht, und eignete gleichfalls diese mit ihm dem Volke oder der Gesellschaft zu. Allein nach Locke konnte diese Souverainität übertragen werden, nach Rousseau war sie durchaus unveräußerlich; nach Locke konnte sie getheilt werden zwischen Mehreren; nach Rousseau mußte sie durchaus ungetheilt dem Volke bleiben. Hier war also der Punct, wo die Wege von beyden sich trennten; und es ist leicht die Ziele zu zeigen, zu denen jeden von ihnen der seinige führen mußte.

Locke gelangte so zu dem repräsentativen System, und der beschränkten Monarchie; in der die gesetzgebende Macht entweder ganz oder doch der Hauptsache nach in den Händen der Volksrepräsentation blieb, wenn auch der Regent einen Antheil daran erhielt; Rousseau mußte auf seinem Wege durchaus zu dem Ziele einer reinen Demokratie gelangen, in so fern man den Charakter von dieser darin setzt, daß die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in den Händen der ganzen Volksgemeinde bleibt, ohne Übertragung auf Repräsentanten, oder Theilnahme der Regierung an derselben.

Ich hoffe, daß diese Bemerkungen hinreichen werden, die wesentlichen Charaktere der politischen Systeme dieser Männer; und zugleich die Punkte zu bezeichnen, bis zu denen sie unter einander überein stimmen, und alsdann von einander abweichen, und verschiedene Wege einschlagen. Was die bloße Speculation über die Begründung der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer rechtlichen Einrichtung sagen kann, scheint der Hauptsache nach durch sie erschöpft; da Hobbes und Rousseau jeder eines der beyden Extreme, der erste das Princip der gänzlichen Übertragung der gesetzgebenden Gewalt, oder der Souverainität, in die Hände des Regenten; der andere das Princip der gänzlichen Unveräußerlichkeit der gesetzgebenden Gewalt oder der Souverainität in den Händen des Volkes aufstellte; Locke aber den Mittelweg zwischen beyden hielt.

Es bleibt übrig diese Systeme, besonders das von Rousseau, in Rücksicht ihrer practischen Anwendbarkeit zu betrachten. Alle drey gehen aus von einem Vertrage, der, so wie er supponirt wird, niemahls in der Wirklichkeit geschlossen worden ist, noch geschlossen werden konnte. Alle drey entfernten sich also dadurch von der Wirklichkeit, und geriethen auf Wege, die, wenn sie immer weiter davon ableiteten, zu gefährlichen Irrthümern

führen konnten. Die politischen Grundsätze von Hobbes konnten dieß indefi darum weniger, weil die unumschränkte Gewalt der Regenten, die er rechtlich zu begründen suchte, um eine solche rechtliche Begründung sich wenig bekümmert, und auch ohne sie sich besätigt; in seinem Vaterlande aber der dortige Gang der Begebenheiten ihnen ihre Autorität, und zugleich ihre practische Anwendbarkeit, völlig raubte. Die Grundsätze von Locke dagegen waren in England schon der Hauptsache nach geltend gemacht; und trugen in andern Ländern nur dazu bey, jene Vorliebe für Britische Verfassung, die vor den neueren politischen Revolutionen sich fast durch ganz Europa verbreitet hatte, philosophisch zu begründen. Dagegen aber schwebte das System von Rousseau, ohne alle Stütze in der Wirklichkeit, — ähnlich dem Staate der Vögel in den Wolken beym Aristophanes, — gleichsam ganz frey in der Luft. Vorzüglich aber sind es zwey Irrthümer, welche alle practische Anwendbarkeit ihm rauben, oder sie doch äußerst erschweren müssen.

Der erste Irrthum liegt darin: daß Rousseau die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft nur als Menschen, aber gar nicht als Eigenthümer, betrachtet. Gleichwohl ist doch Sicherung des Eigenthums der Hauptzweck dieser Gesellschaft. Es ist also nicht wahr, daß der gesellschaftliche Vertrag, (wenn man einen solchen als Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft annehmen will) zwischen Menschen bloß als solchen geschlossen ist; sondern zwischen Menschen in so fern sie Eigenthümer sind. Wer kein Eigenthum besitzt, kann der Gesellschaft nur in so fern angehören, als er Mittel und Willen besitzt, sich welches zu verschaffen, wie der Knecht und Tagelöhner. Wer auch diese nicht hat, wie der Bettler, fällt ihr zur Last; und kann höchstens tolerirt werden, aber nichts mehr. Ist aber der Begriff des Eigenthümers von dem des Staatsbürgers unzertrennlich, so fällt

auch der Grundsatz der politischen Gleichheit über den Haufen; denn es versteht sich alskann von selbst, daß der größere Eigenthümer auch eines größern Antheils an der Gesetzgebung genießen muß, als derjenige, der wenig oder nichts hat. Man braucht auch nur einen Blick in die Geschichte derjenigen Staaten, wo die Gesetzgebung in eigentlichen Volksversammlungen ausgeübt wurde, zu werfen, um wahrzunehmen, wie früh man auf diese Wahrheit kam, und den Reichern solche Vorrechte einräumte; wenn gleich daraus noch nicht folgt, daß der Reichthum allein den politischen Werth bestimmt.

Wenn Rousseau ferner behauptet, daß der allgemeine Wille immer recht ist, und stets auf das allgemeine Beste zielt; so hat er darin zwar allerdings in so weit Recht, daß dieser allgemeine Wille, in so fern er das Resultat der reinen Vernunft ist, immer auf das allgemeine Beste gerichtet seyn muß. Aber dieser allgemeine Wille bleibt in practischer Rücksicht eine gänzlich leere Idee, so lange er kein Organ hat, durch das er rein und sicher sich ausdrückt. Rousseau will die Stimme des Volks selbst, seine Versammlungen, zu diesem Organ machen: allein er kann es selbst nicht läugnen, und läugnet es auch nicht, daß dieses Organ oft sehr t.ügerisch ist; oder — in seiner Sprache zu reden — daß der Wille Aller gar nicht immer der allgemeine Wille ist. Das Volk kann irre geleitet, kann verführt werden; und Rousseau weiß dagegen keinen Rath, als — daß man sich davor in Acht nehmen soll \*). Hier stehen wir aber auf dem entscheidenden Punkte, von dem die practische Anwendbarkeit seiner Grundsätze abhängt. Um richtig weiter zu schließen, wird es darauf ankommen, das beste

\*) Man sehe das wichtige Capitel *Contrat social* II, 3.



und sicherste Organ des allgemeinen Willens zu finden. Es ist eine bloß willkürliche, und höchst unwahrscheinliche Annahme, daß die große Masse des Volkes dieses seyn werde; es ist viel wahrscheinlicher, daß ein, aus unterrichteten und rechtschaffenen Mitgliedern bestehendes, Corps, oder daß selbst ein Einzelner, unterstützt durch einige einsichtsvolle Rathe, es seyn werde: und wenn man also auch Rousseau in seinen Grundsätzen bis daher gefolgt ist, kann man hier noch von seinem Wege abbiegen, und einen Pfad einschlagen, der zu dem Ziele der unumschränkten Aristokratie oder Monarchie führt.

Durch alle jene politisch-metaphysischen Speculationen war also im Grunde, so bald von practischer Anwendbarkeit die Rede war, noch wenig oder nichts gewonnen. Wollte man aber die Hauptfrage: welches das Organ des allgemeinen Willens seyn sollte? auch übereinstimmend mit Rousseau beantworten, so konnte auch nicht viel dadurch geschadet werden, weil in jedem irgend beträchtlichen Staate sein System durchaus unausführbar seyn mußte. Da er keine Übertragung des souverainen Willens auf Repräsentanten zugibt, so setzt er nothwendig allgemeine Volksversammlungen voraus, die bey jeder Gelegenheit zusammen gerufen werden; die wohl in Städten mit ihrem Gebiete, aber nicht in großen Reichern möglich sind. Auch sagt Rousseau selbst, daß große Staaten sich nur durch Föderationen vieler kleinen bilden sollten. Härte also die Parthie, welche in Frankreich seine Schrift zu ihrem Evangelium machte, consequent handeln wollen, so sieht man leicht, welches sein Schicksal hätte seyn müssen, wofern er noch am Leben gewesen wäre. Als Gegner des repräsentativen Systems, das sie in seinem ganzen Umfange aufstellte, und als Verteidiger der föderativen Republik, welches nach ihren Grund-

faßen Todesverbrechen war, wäre er doppelt reif für die Guillotine gewesen!

Dennoch aber ward Rousseau's Einfluß auf die Revolution unermesslich groß. Nicht in dem Sinne des Wortes, als wenn er, und die andern so genannten Philosophen, die Urheber derselben gewesen wären; — nur diejenigen, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, oder die auch die Augen verschließen, weil sie nicht sehen wollen, können so etwas behaupten! — sondern in so fern, weil die Richtung, welche die Revolution nahm, großen Theils durch ihn bestimmt wurde. Man bedurfte eines großen Namens; einer hohen Autorität; man griff also einzelne seiner Ideen auf; die der Volkssouverainität; die der Freiheit und Gleichheit; die der gänzlichen oder möglichsten Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt; und machte diese zur Grundlage des neuen Systems. Allerdings war es Rousseau, der diese Ideen, — wenn auch nicht zuerst aufgestellt, — doch am meisten ausgebildet und verbreitet hatte; aber wenn er auch je eine gänzliche Zertrümmerung der bestehenden Ordnung der Dinge gewollt hätte, um sein System practisch zu machen; (und nie hat Rousseau Veranlassung gegeben, dieß von ihm zu glauben); so hatte er doch nimmermehr jene partielle Anwendung billigen können. Dieß war Mißbrauch, und es ist ungerecht, ihn dafür verantwortlich machen zu wollen.

Die Welt ist jetzt überzeugt, daß man durch die bloße Speculation nicht die Mittel finden wird, die Staatsverfassungen zu vervollkommen. Alles was sie leisten kann, ist nur eine Theorie, unabhängig von allen Bedingungen, welche die Wirklichkeit bey jedem einzelnen Staate anders vorschreibt, aufzustellen. Aber eben deshalb kann mit einer solchen Theorie wenig geholfen seyn. Glücklicher Weise liegen aber auch die Wahrheiten, von welchen die innere Ver-

vollkommenung der Staaten abhängt, nicht so tief, daß es zu ihrer Auffindung einer solchen Abstraction bedürfte. Wenn man Staaten als Institute betrachtet, die ohne alle metaphysische Grundlage entstanden und sich fortbildeten; wenn man sich überzeugt, daß der allgemeine Zweck dieser Institute die Entwicklung derjenigen Anlagen unserer Natur ist, die nur durch gesellschaftliche Vereinigung sich erreichen läßt; wenn man ihn so wenig auf den engen Begriff der Sicherheit beschränkt, als auf den vagen Begriff der Glückseligkeit ausdehnt, — so wird man auch leicht einsehen, daß jene Wahrheiten weit mehr in der Erfahrung als in der Speculation zu suchen sind. Es ergibt sich alsdann leicht, daß persönliche Freiheit, und möglichste Sicherheit des Eigenthums die Basis jeder zweckmäßig eingerichteten Staatsverfassung bilden müssen; und daß es nicht bloß die Pflicht, sondern auch das Interesse jedes Regenten erfordert, diese zu begründen. Es ergibt sich alsdann ferner, daß, wenn diese nur begründet sind, es für die Erreichung des vorher erwähnten Zweckes des Staats zwar nicht völlig gleichgültig, aber doch viel weniger wesentlich ist, wie die weitere Organisation des Staats eingerichtet seyn mag: ob die autokratische oder die republikanische Form, in dem oben erklärten Sinne, die herrschende ist. Man wird alsdann bald einsehen, daß die republikanische Form, in welcher der Nation eine Theilnahme an der Gesetzgebung eingeräumt ist, allerdings an und für sich vortreflich seyn kann; daß aber dabey zugleich nicht nur der Grad der Cultur der Nation, sondern auch ihr Charakter, in wie fern er für große Versammlungen mehr oder weniger paßt, in Betracht kommt. Denn wenn bey einer, auch noch so aufgeklärten, Nation, der herrschende Charakter Leichtsin, Leidenschaftlichkeit, und schnelles Aufbrausen ist, wie konnte für sie eine republikanische Verfassung passen, wo Ruhe und Ernst in den Berath-

schlagungen des Volks oder seiner Repräsentanten die erste Bedingung sind, wenn die Vernunft ihre Herrschaft ausüben oder behaupten soll?

Wenn man aber auch den practischen Einfluß der politischen Theoretiker nach den obigen Bemerkungen beschränkt; wenn man auch noch so weit davon entfernt ist, ihnen ihre Speculation als eine Begehungsünde anzurechnen, — denn auch wenn sie irren, irren sie nicht aus böser Absicht; — so ist es doch sehr schwer, sie von einer Unterlassungsünde frey zu sprechen; und darin, glaube ich, liegt der Vorwurf, den man ihnen machen kann. Diejenigen, die über die Formen der Staatsverfassungen speculirten, und neue Grundsätze darüber aufstellten, hätten zugleich versuchen sollen, die wahre Wichtigkeit der Staatsformen zu würdigen; sie hätten zeigen sollen, was eine Staatsform überhaupt seyn und leisten kann. Aber indem sie dieses übersahen, indem sie sich ihren metaphysischen Speculationen ohne allen Rückhalt überließen, verursachten und befestigten sie immer mehr den Wahn, daß auf diese Formen Alles ankomme; und eigentlich von ihnen, nicht aber von dem Geiste der Regierung und der Administration, das ganze Wohl oder Weh der Staaten abhänge. So gewöhnte man sich immer mehr, den Staat als eine Maschine zu betrachten; und indem man nun von Staatsmaschinen sprach, entstand daraus der verderbliche Wahn, daß man diese Maschinen, so wie jede andere, auseinander nehmen und wieder zusammen setzen könne. Man vergaß also, daß hier nicht bloß mechanische, sondern geistige Kräfte wirken! Was ist aber jede Staatsform an und für sich weiter, als eine leere Form? Was ist sie weiter — um mich eines, für einen solchen Gegenstand vielleicht zu wenig edlen, aber gewiß passenden, Gleichnisses zu bedienen, als das Gleis, worin der Wagen gehen soll? Freylich ist es gar nicht gleichgültig, wie dieses

### 354 Ueber die Entstehung der politischen Theorien.

Gleiß beschaffen ist. Ist es eben und bequem, so wird die Fahrt auch leichter und bequemer seyn; ist es uneben, so wird man öfters anstoßen; es wird eine Ausbesserung nothig seyn; ja! ist es unbrauchbar, so muß man es gänzlich verlassen; aber sey es auch noch so vorzüglich, — wird daraus folgen, daß der Wagen gewiß darin bleiben wird? Würde das Gleiß ihn dazu zwingen können? Dieß hängt von dem Gespann und von dem Lenker ab! Ohne Bild! Mit allen Staatsformen und für sich ist wenig gethan, wenn nicht Moralität und Aufklärung der Regierung und der Nation hinzukommen. Eine Staatsform zu bilden, die in sich selbst die Garantie ihrer Dauer trägt, ist eine noch viel größere Absurdität, als ein *perpetuum mobile* erfinden zu wollen, das sich ewig durch sich selbst bewegt!



.....

## Inhalt des ersten Theils.

---

|   | Seite. |
|---|--------|
| I. Entwicklung der politischen Folgen der Reformation für Europa. Ein vorläufiger Versuch zu der Beantwortung einer, von dem Französischen Nationalinstitute aufgegebenen Preisfrage. . . . . | 3      |
| II. Geschichte der Revolution der Gracchen. . . . .   | 87     |
| III. Versuch einer historischen Entwicklung des Ursprungs und Fortgangs des Britischen Continental-Interesse. Erster Theil. Von Heinrich VII. bis auf das Haus Hannover. . . . .              | 153    |
| IV. Versuch einer historischen Entwicklung des Britischen Continental-Interesse. Zweyter Theil. Periode des Hauses Hannover. . . . .  | 207    |
| V. Über die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien in dem neueren Europa. . . . .  | 293    |

---

44-339.

